

Medien in Konflikten
Grewenig / Jäger

Medien in Konflikten

Holocaust – Krieg – Ausgrenzung

Herausgegeben von
Adi Grewenig und Margret Jäger



ISBN 3-927388-73-4

© DISS Duisburg 2000

Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung

Realschulstraße 51, 47051 Duisburg

Telefon 0203/2 0 249, Fax 0203/28 7881

Umschlaggestaltung: Peter Heuer

Gestaltung und Satz: zebra kommunikationsdesign, Dortmund

Druck: Rosch Buch-Druckerei, Scheßlitz

Alle Rechte vorbehalten

insbesondere die des öffentlichen Vortrags,

der Rundfunksendung und der Fernsehausstrahlung,

der fotomechanischen Wiedergabe, auch einzelner Teile

Inhalt

Adi Grewenig / Margret Jäger	
Medien in Konflikten – Vorwort	7
Vergangenheitskonflikte	
Joachim Perels	
Vergessen – Gedenken – Erinnern	
Konfliktlinien im Umgang mit dem NS-Regime	17
Brigitta Huhnke	
Geteilte – zerteilte Erinnerung	
Der Vermeidungsdiskurs zum Holocaust	29
Alfred Schobert	
Walsers Wunschgeschichte der Nation	49
Adi Grewenig	
Die Wehrmachtsausstellung als »Tatort« – Hybride Formen der Vermittlung zeitgeschichtlicher Diskurse	69
Gegenwartskonflikte	
Michael Schwab-Trapp	
Der deutsche Diskurs über den Jugoslawienkrieg	
Skizzen zur Karriere eines moralischen Dilemmas	97
Siegfried Jäger	
»Im grellen Feuerschein von Explosionen« – Diskursanalytische Annäherung an einen Kommentar zum Kosovo-Krieg nach den ersten drei »Bombennächten« (vom 27.3.99)	111

Ernst Schulte-Holtey	
Das Ereignis dieses Krieges	
Orientierungsversuche im Frühjahr 1999.	133
Margret Jäger	
Kopplungen – Zur Verknüpfung rechtsextremer Diskurse	
in den hegemonialen Mediendiskursen	149
Soziale Konflikte	
Ursula Kreft	
Soziale Ordnung und soziale Krise in deutschen Printmedien	177
Rolf Parr	
»Gürtel enger schnallen« – Ein Kollektivsymbol	
der neuen deutschen Normalität	201
Ute Gerhard	
»Nomaden« – Zur Geschichte eines rassistischen	
Stereotyps und seiner Applikation	223
Medien im Konflikt	
Jürgen Link	
»DIESE BILDER!« – Über einige Aspekte des Verhältnisses	
von dokumentarischen Bildmedien und Diskurs	239
Ernst Schulte-Holtey	
Kurven-Intensitäten – Zur »Erfahrbarkeit«	
statistischer Daten in den Massenmedien.	253
Reyhan Güntürk	
Zwischen Integration und Isolation	
Medienkonsum von EinwanderInnen	275
Hans-Otto Wiebus	
Medien im Einwanderungsland Deutschland	283
Über die Autorinnen und Autoren	289

Adi Grewenig / Margret Jäger

Medien in Konflikten – Vorwort

Die Wehrmachtsausstellung, die Kontroverse um ein Mahnmal für die ermordeten Juden in Berlin, die von Martin Walser entfachte Debatte um ein Ende der Nachkriegszeit und der Beginn einer deutschen »Normalität, die sozialen Verwerfungen zu Lasten von sozial Schwachen, die auch unter einer rot-grünen Koalition nicht ausgeglichen werden, schließlich der erste Angriffskrieg mit deutscher Beteiligung nach dem Zweiten Weltkrieg – die Konflikte, die in Deutschland zur Zeit ausgetragen werden, sind nicht nur vielfältig, sondern bergen erhebliche undemokratische Effekte in sich. Ob diese zur Geltung kommen oder zurückgedrängt werden, ist nicht zuletzt davon abhängig, wie die Medien sich in diesen Konflikten bewegen.

Denn die Medien, darin ist man sich weitestgehend einig, tragen große Mitverantwortung dafür, wie sich moderne Gesellschaften entwickeln. Diese Mitverantwortung erstreckt sich auch auf rassistische, biopolitisch-regulierende und allgemein soziale Ausgrenzungen.

In den Entwicklungstendenzen einer Gesellschaft, die vielerorts als Medien-gesellschaft kategorisiert wird, erhält das Moment der Inszenierung bei der Darstellung und Vermittlung von Politik ein immer größeres Gewicht; dies ist zu bedenken, wenn analytisch Prozesse spezifischer Informationspolitik rekonstruiert werden sollen.

Nach verbreiteter Auffassung in Wissenschaft und Alltag kommt audiovisuellen- und Print-Medien die Funktion zu, über Ereignisse, Zusammenhänge und Begebenheiten zu berichten. Dieser Auffassung zufolge existiert so etwas wie eine Realität, die es einzufangen und in Text- und Bildzusammenhängen darzustellen gilt. Damit kommt diesen Medien, etwa im Unterschied zu Kunst, Literatur, Film etc., die nach diesem Verständnis reine Fiktion sind, in erster Linie die Bedeutung zu, nicht nur die Bevölkerung zu informieren, sondern diese als RezipientInnen an gesellschaftspolitischen Prozessen zu beteiligen. Nachrichtenme-

dien werden als Vermittler zwischen der »äußeren Welt« und der privaten Sphäre der LeserInnen bzw. ZuschauerInnen betrachtet.

Es wundert deshalb auch nicht, daß es das erklärte Ziel vieler JournalistInnen und Redaktionen ist, dieser Rolle gerecht zu werden bzw. mit der Eigenpräsentation und -werbung verstärkt darauf abzuheben: So sieht sich etwa das Münchener Nachrichtenmagazin FOCUS als Vermittler von »Fakten, Fakten, Fakten«, der Fernsehnachrichtensender N-TV wirbt damit, ein »Informationskanal« zu sein und der »Ereignis- und Dokumentationskanal« der öffentlich-rechtlichen Sender PHOENIX wird vom SPIEGEL im ersten Sendejahr als »das Geheimprogramm für die wahre Info-Elite« charakterisiert. Diese exemplarischen Kategorisierungen sollen verdeutlichen, daß – laut Eigendarstellung – der sachlichen, objektiven, neutralen, aber doch ansprechenden Berichterstattung ein besonderes Gewicht zukommt, wobei »Infotainment« durchaus als werbeträchtiges Label einzelner Präsentationsformen und spezifischer Medien seinen Stellenwert erhält, wenn es darum geht, Ereignisse qua ihrer Nachrichtenfaktoren in einer Art und Weise aufzubereiten, die auf Konsens trifft und bei den Rezipienten die Akzeptanz für bestimmte politische Entscheidungen nicht zuletzt wegen ihrer personalisierten Darstellung nahelegt. Das dramatisierende Aufbereiten spezifischer Ereignisse in Nachrichtenmedien, das generell auf Genrewissen und narratives Wissen rekurriert, muß dabei den Zusammenhang mit anderen Medientexten berücksichtigen, und wenn auf die audiovisuellen Medien rekurriert wird, stets im Kontext des Gesamtprogramms gesehen werden.

Eine Vorstellung, die von einer von den Medien unbeeinflussten »Realität« ausgeht, verkennt aber, daß die Art und Weise der Produktion von Nachrichten, Meldungen, Features und Dokumentationen Massenbewußtsein und auch politisches Bewußtsein mit Leitideen und Vorbildern beliefert, die für die Gestaltung von Wirklichkeit, die durch die Massen (und/oder Rezipientengruppen) vorgenommen und/oder geduldet wird, maßgeblich sind.

Aus unserer Sicht orientieren sich Medien nicht etwa an »der Realität«, sondern sie rekurrieren auf bereits vorgegebene »Muster«, die für die Herausbildung und Anleitung von Massenbewußtsein einen entscheidenden Beitrag liefern. Sie produzieren Diskurse, die wesenhaft als Applikationsvorlagen bzw. -vorgaben für individuelle und kollektive Subjektivitätsbildung funktionieren.

Medien lassen sich danach als eine Art »Brennglas« fassen, das vorhandenes Wissen spezifisch »bündelt« und dieses Wissen an ein Massenpublikum weitergibt.

Sie funktionieren so als Mittler, die jenes oftmals für die Öffentlichkeit unzugängliche Wissen aufbereiten und plastisch darstellen. Um dieses leisten zu kön-

nen, orientieren sie sich an »elementar-literarischen« Vorgaben (Link). So werden etwa durch den Einsatz von Kollektivsymbolen Verständigungs- und Orientierungshilfen gegeben, die im Rahmen der in der Bundesrepublik dominanten »Normalitätskonzeption« einen besonderen Stellenwert erhalten. Medien greifen reale Ereignisse auf und verorten sie in einem Spektrum von »Normalität« und »Abweichung«, wobei die beschworenen Abweichungen Vorgaben für Ausgrenzung und Diskriminierung liefern. Die Bewertung der dargestellten ›Fakten‹ und ›Ereignisse‹ erfolgt aus einer ex post-Perspektive. Es sind die statistischen Daten und Erhebungen, deren Durchschnitte und Toleranzen im nachhinein festlegen, was als normal zu gelten hat.

Eine solche Sicht auf die Funktion von Medien wird keineswegs von allen Medienschaffenden oder KritikerInnen zur Kenntnis genommen oder gar geteilt. Umso wichtiger sind Ansätze, die eine kausalnomologische Medienwirkungsforschung in Frage stellen, und stattdessen der Reziprozität der Fragen – ›Was machen die Medien mit den Menschen?‹ vs. ›Was machen die Menschen mit den Medien?‹ ein stärkeres Gewicht geben und nicht nur einen Paradigmenwechsel konstatieren, wie dies in einigen handlungstheoretischen und interaktionistischen Rezeptionsansätzen der Fall zu sein scheint. Der spezifischen Vermitteltheit medialer Kommunikationsprozesse wird dagegen Rechnung getragen, wenn eine der politischen Grundfragen der Cultural Studies, nämlich die Frage nach der sozialen Auseinandersetzung um Macht und Bedeutung, nach der Vermittlung von Macht und Bedeutung in kulturellen Prozessen erneut gestellt wird.

So gehen die hier vorliegenden Beiträge – ihrem Gegenstand gemäß – in unterschiedlicher Explizitheit davon aus, daß Medien durchaus regulierend in das diskursive Geschehen eingreifen und Vorgaben produzieren, an denen alle Diskursbeteiligten aktiv mitwirken und in die sie alle selbst ›verstrickt‹ sind.

Die Klammer dieses Bandes, dessen Beiträge generell die Möglichkeiten öffentlicher Aneignung deutscher Vergangenheit und Gegenwart im Rahmen politischen Bewußtseins der Bundesrepublik und einer spezifischen Gedächtnispolitik thematisieren, bildet die Frage, wie Medien einerseits mit Konflikten, die in dieser Gesellschaft ausgetragen werden, umgehen und in welche Konflikte sie sich andererseits dabei selbst geben.

Die Beiträge, deren Kurzfassungen wir hier zur Orientierung vorstellen, gehen zu einem großen Teil auf Vorträge zurück, die von den Autorinnen und Autoren auf dem Colloquium des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung (DISS) und der Friedrich-Ebert-Stiftung im Dezember 1998 in Bonn gehalten wurden. Wir ordnen sie – ihrer Gewichtung gemäß – folgenden einzelnen Kapiteln zu: ›Vergangenheitskonflikte‹, ›Gegenwartskonflikte‹, ›Soziale Konflikte‹ und

›Medien im Konflikt‹, wobei eine historisch fundierte, zeitgeschichtlich aktualisierte Lesweise wiederum den Zusammenhang der einzelnen Beiträge nahelegt.

– Vergangenheitskonflikte

Joachim Perels geht in seinem Beitrag vom geschichtsphilosophisch fundierten Begriff des Eingedenkens an die Ermordung der europäischen Juden aus, wie ihn Benjamin, Horkheimer und Adorno entwickelt haben. Er zeigt exemplarisch, wie in den langen Jahren nach Gründung der Bundesrepublik die Verweigerung und die »Ent-Konkretisierung« der Erinnerung die Nachkriegspolitik bestimmt hat. So kommt eine gedächtnispolitische Traditionslinie von Theodor Heuss' Gedenkrede in Bergen-Belsen 1952 über die Gedenkstätte in der Neuen Wache bis hin zur Diskussion um Eisenmans Mahnmal-Entwurf in den Blick. In Martin Walsers Friedenspreis-Rede verdichten sich diese Tendenzen zur subjektivistischen Entleerung des Gewissensbegriffs und zur Propagierung einer »Normalität«, in der, wie die durchsichtige Polemik gegen »grausamen Erinnerungsdienst« zeigt, die Formen öffentlichen, politischen, eingedenkenden Geschichtsbewußtseins kanalisiert, zerstört und in eine vermeintlich neue Innerlichkeit aufgelöst werden.

Brigitta Huhnke konstatiert in ihrem Beitrag, daß auch nach mehr als 50 Jahren immer noch Barrieren anzutreffen sind, den Holocaust in das Gedächtnis der Gegenwart zu lassen. Mit Blick auf die Verarbeitungsprozesse in den USA, die auch dort erst zu einem relativ späten Zeitpunkt einsetzen, vermißt sie in der deutschen Öffentlichkeit das Bemühen, sich nachhaltig diesem Problem zu stellen. Dabei wirft sie die Frage auf, in welcher Weise der vielen Millionen Opfer, insbesondere der jüdischen, erinnert werden kann. Auch das ›Was‹ der Erinnerung scheint kaum geklärt. Ausgehend von einer Analyse der »geteilten Erinnerung« zeigt sie exemplarisch, wie Erinnern in Formen des »Verschweigens« und »Beschweigens« inszeniert wird. Die jüngste Debatte um Martin Walser wird von ihr in diesen Kontext gestellt.

Die Friedenspreis-Rede von Martin Walser 1998 ist für *Alfred Schobert* Anlaß, »Walsers Wunschgeschichte der Nation« zu analysieren. Ausgehend von einem an Volksgeist-Vorstellungen gemahnenden Muttersprache-Konzept beschäftigt er sich mit diversen Texten und Reden, in denen der Schriftsteller so unterschiedliche Personen der deutschen Geschichte wie Schlageter und Klemperer gewaltsam zusammenbindet. Insofern wird deutlich, daß die umstrittene Rede keineswegs ein Ausrutscher war, sondern frühere Interventionen Walsers fortführt und insbesondere seine Kritik an Intellektualität und Intellektuellen (z.B. der

Kritischen Theorie) breitenwirksam propagiert. Damit setzt Martin Walser einen Markstein bei der sukzessiven Herausbildung der ›Berliner Republik‹.

Adi Grewenig untersucht am Beispiel einer Folge aus der Reihe ›Tatort‹, die die Wehrmachtsausstellung zum Thema hat, den Stellenwert, den dokumentarisch-fiktionale Mischformen, die Verschmelzung von Information und Unterhaltung, der Einsatz dramatisierender Techniken, die Umstrukturierung von Beobachterperspektiven bei der Vermittlung zeitgeschichtlicher Diskurse einnehmen. In detaillierten Dialog- und Sequenzanalysen zeigt sie, mit welchen produktions- und rezeptionsleitenden Strategien diese genreübergreifende Produktion sich des sozialen Bildgedächtnisses Wehrmachtsausstellung und deren medialer Skandalisierung bedient, um ihrerseits gedächtnispolitisch die Subjektivierung der Gewissensproblematik, die ›Familiarisierung des Schuldproblems‹ zu bewerkstelligen.

– Gegenwartskonflikte

In seinem Beitrag geht *Michael Schwab-Trapp* der These nach, nach der sich beim Jugoslawienkrieg der Diskurs über den Krieg mit einem Diskurs über die nationalsozialistische Vergangenheit verbindet. Durch diese Verbindung verändert sich die Bedeutung dieser Vergangenheit für das politische Handeln. Das Gebot ›Nie wieder Krieg‹ wird aufgehoben. Im Mittelpunkt steht die Diskussion der Bündnisgrünen über die Legitimität militärischer Interventionen. Vor diesem Hintergrund wird die vorbehaltlose deutsche Beteiligung am Krieg im Kosovo unter anderem als das Ergebnis eines diskursiven Prozesses interpretiert, in dem die normative Bedeutung unserer Vergangenheit umgeschrieben und zur Legitimierung militärischer Interventionen benutzt wurde.

Siegfried Jäger analysiert einen Leitkommentar der FRANKFURTER RUNDSCHAU, der zu Beginn des Kosovo-Krieges veröffentlicht wurde. Seine Analyse zeigt, daß die Perspektive auch dieser Zeitung zu diesem Zeitpunkt keineswegs kritiklos war, sondern eher als Beitrag zur weiteren Eskalation des Krieges angesehen werden muß. So ist es dem Kommentator nicht möglich, die Notwendigkeit des Krieges in Frage zu stellen und auf diplomatische Lösungsmöglichkeiten abzuheben. Stattdessen formuliert er eine immanente Kritik an der Kriegsführung und fordert den Einsatz von Bodentruppen.

Die Dokumentation des Vortrages von *Ernst Schulte-Holtey*, den dieser in Kriegszeiten gehalten hatte, soll das Bemühen der Diskurswerkstatt im DISS dokumentieren, sich diskursanalytisch mit aktuellen Ereignissen wie dem Nato-Krieg auseinanderzusetzen. Der Text macht dabei deutlich, daß eine solche Auseinandersetzung immer auch zugleich ein Versuch ist, in einer scheinbar ausweg-

slosen politischen Konstellation zu intervenieren. Er schließt sich an Arbeiten an, die in der gemeinsam verfaßten Sondernummer »Im Auge des Tornados« (DISS und kultuRRevolution) veröffentlicht wurden.

Margret Jäger beschäftigt sich mit Austauschprozessen zwischen rechtsextremen und hegemonialen politischen Diskursen. In diesen Prozessen wird schleichend eine undemokratische und autoritäre Ausrichtung des ›Sagbarkeitsfeldes‹ ausgeweitet, während demokratische Positionen zunehmend an den Rand des Sagbaren gedrängt werden. Exemplarisch wird diese Entwicklung im Bereich der Vergangenheitsaufarbeitung, des Umgangs mit Einwanderung und Flucht sowie der sozialen Ausgrenzung nachgezeichnet.

– Soziale Konflikte

Ursula Krefl stellt die Ambivalenzen der sozialen Topographie in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung. Aus ihrer Sicht handelt es sich um eine symbolisch verstärkte Ordnung aus Mitte- und Rand-Zonen, »oben« und »unten«, schwankend zwischen Stabilität und Dynamik. Seit Jahren ist diese Ordnung in Krisen verwickelt. Die in den Medien vorgeschlagenen Lösungen zur Normalisierung dieser Topographie werden von ihr anhand der Krisenszenarien »Schuldenberge«, »Sozialstaat« und »Soziale Schiefelage« herausgearbeitet.

Rolf Parr zeigt an umfangreichem Diskursmaterial zum Kollektivsymbol des ›Gürtel enger schnallens‹, daß dieses in einer Art Kreislauf zwischen Mediendiskursen, je individuellem ›Auf-sich-beziehen‹ durch Leser und/oder Zuschauerinnen und durch erneute Rückkopplung an die Mediendiskurse gebildet und benutzt wird. Das Kollektivsymbol ›Gürtel enger schnallens‹ erfüllt so eine diskurstaktische Funktion innerhalb einer ›normalistischen‹ Gesellschaft, in der soziale und politische Regulierungen über die Bestimmung von statistischen Durchschnittswerten, Toleranzzonen und Grenzwerten erfolgen.

Ute Gerhard geht aus von der ambivalenten Rolle, die das Stereotyp des ›Nomaden‹ bzw. des ›Nomadischen‹ als Subjektivitätsschema der Mobilität und Ortlosigkeit im ausgehenden 20. Jahrhundert spielt. Zum einen geradezu zur Epochenkategorie der ›Postmoderne‹ avanciert, auf der anderen Seite gegenüber Migrationsbewegungen in ausgrenzender, rassistischer Funktion in aktuellem Gebrauch, versucht sie, den modisch postmodernen Nomaden und seine Philosophie zu unterscheiden von der Auseinandersetzung um kulturelle Formen jenseits eher traditioneller Identitätskonzepte. Dazu rekonstruiert sie zum einen die rassistischen Stereotype des ›Nomadischen‹, wie sie u.a. in Deutschland seit Beginn dieses Jahrhunderts ausgebildet wurden, zum andern zeigt sie an den theoretischen

schen Entwürfen von Siegfried Kracauer und Walter Benjamin, wie mit dem Typus des ›Nomaden‹ bzw. der ›zerstreuten‹ Massenrezeption auch widerständige Konzepte entwickelt wurden. Diese versucht sie kritisch in eine postmoderne Kategorie des ›Nomadischen‹ einzubauen und wendet sie zugleich und gewiß problematisch genug gegen »kulturkonservative« Identitätsbehauptungen des Charakters und der Lebenserzählung – eine Diskussion, angestoßen durch Richard Sennetts in einer soziologischen Analyse digitalisierter Arbeitsprozesse fundierten Kritik der »Kultur des neuen Kapitalismus« (Berlin 1998), die sicher noch lange anhalten wird.

– Medien im Konflikt

Jürgen Link versucht, in seinen Überlegungen zum Verhältnis von dokumentarischen Bildmedien und Diskurs den Nachweis zu führen, daß die den Zuschauer verletzenden »authentischen« Opferbilder (z.B. die Beschießung eines Marktplatzes von Sarajewo) in diskursive Strategien eingebaut und in symbolische und narrative Strukturen integriert werden. Er zeigt, daß sie im Rahmen von kollektivsymbolischen Schemata und mythischen ›mittleren Geschichten‹ funktionieren. Authentische Schock-Bilder, die die habitualisierte Medienrezeption durchbrechen sollen, und ›mittlere Geschichten‹, z.B. nationale Kriege, können reibungslose Symbiosen eingehen, um Identifikation und Gegenidentifikation herzustellen, wobei der Umschlag in »Entidentifizierung« nicht ausgeschlossen werden kann. Link bezieht diese Theoreme zuletzt auf die Friedenspreis-Rede Martin Walsers, der statt von der Gefahr einer Entwertung der Bilder des Äußersten von einer »Dauerpräsentation unserer Schande« gesprochen und damit den Anspruch der intimen individuellen Erfahrung des Schriftstellers gerade zugunsten einer banalen ›mittleren‹ nationalistischen Geschichte preisgegeben hat.

Ernst Schulte-Holtey beschäftigt sich mit der ›Erfahrbarkeit‹ statistischer Daten in den Massenmedien. Dabei greift er zurück auf die Sozial- und Hygieneausstellungen der 20er Jahre, bei denen diese Frage bereits problematisiert wurde. Davon ausgehend entwickelt er die kollektivsymbolische Kapazität von Diagrammen und ›Kurven‹ in massenmedialer Präsentation bis hin zum Effekt der ›Inkorporierung‹ quantitativer Information und damit der Subjektformierung. Indem er detailliert Typen der ›Denormalisierungskurven‹ mit solchen der ›normalen Schwankungskurve‹ konfrontiert, kann er die Subjektivierung ›abstrakter‹ Daten innerhalb symbolisch funktionierender Konnotationsstrukturen darstellen und die historisch-spezifische Form der Subjektivität, die so (re-)produziert wird, in den Blick nehmen.

Reyhan Güntürk stellt die wesentlichen Ergebnisse einer Untersuchung zum Medienkonsumverhalten von Migrantinnen dar. Gegen die vielfach diskutierte These, daß MigrantInnen durch einen separierten Medienkonsum in die Isolation gedrängt würden, argumentiert sie, daß türkische Migrantinnen die Chance einer medialen Vielfalt nutzen können, die keineswegs einen Integrationsprozeß verhindern muß.

Hans-Otto Wiebus stellt zunächst die vielfältigen Diskriminierungen dar, denen MigrantInnen im Medienalltag ausgesetzt sind. Ausgehend von dieser Analyse referiert er Forderungen, die innerhalb der IG Medien von MigrantInnen formuliert werden, mit denen auch auf institutioneller Ebene ein Beitrag zum Abbau rassistischer Haltungen geleistet werden kann.

Vergangenheitskonflikte

Joachim Perels

Vergessen – Gedenken – Erinnern

Konfliktlinien im Umgang mit dem NS-Regime¹

I.

Am 27. Januar 1945 wurde Auschwitz, die größte Massenvernichtungsstätte der deutschen Geschichte, von sowjetischen Truppen befreit. Das Grauen, das die Millionen einzelnen im Marterlager der Regierung Hitler erduldeten, sperrt sich unserer vollen Wahrnehmung – wie das Übermaß der Mordschuld die Kategorien des Strafrechts sprengt. So kann Gedenken nur ein tastender, fast ohnmächtiger Versuch sein.

II.

»Meine Rechte sollen verdorren, wenn ich Deine vergesse, Jerusalem« (Psalm 137,5). Dieser Satz des Psalmisten aus dem babylonischen Exil, der das verlorene irdische und das erhoffte himmlische Jerusalem miteinander verknüpft, meint, daß eine humane, der Ebenbildlichkeit Gottes verpflichtete menschliche Existenz dadurch bedingt ist, daß die Erinnerung ein konstitutives Element der Gegenwart ist und bis zu einem gewissen Grade ihr Richtmaß bildet. Über 2000 Jahre nach den Worten des Psalmisten findet sich wiederum bei jüdischen Denkern, die vom NS-Regime ins Exil gezwungen wurden, eine Erkenntnis dessen, was Gedenken in der Zeit des nationalsozialistischen Tiers aus dem Abgrund heißt, das die zivilisatorischen Schutzpositionen der Menschen vernichtete.

1940 verfaßte Walter Benjamin im französischen Exil im Angesicht der deutschen Militärmacht, die die Politik des Judenhasses über ganz Europa verbreitete, einen geschichtsphilosophischen Text. Benjamin setzt ein messianisches Zei-

¹ Zuerst erschienen in: Frankfurter Rundschau vom 10. 04. 1999, Nr. 83, Seite ZB3; hier geringfügig geändert unter Hinzufügung der Literaturangaben.

chen gegen die siegende, gegenaufklärerische Barbarei. Er führt das Wort vom Eingedenken ein, das das Gedenken einschließt, aber durch ein Handlungsmoment erweitert und zuspitzt. Eingedenken, »unsere Position im Kampf gegen den Faschismus«, wie Benjamin sagt, meint einen Blick auf die Geschichte zu richten, in dem gleichermaßen ihr fortdauernder Schrecken und ein Begriff der Gegenwart als »Jetzt-Zeit« sich verbinden, »in der Splitter der messianischen eingesprengt sind.« Die innere Spannung des Eingedenkens, die sich den Blick auf die »Schlachtbank« (Hegel) der Geschichte nicht durch eine leere Fortschrittserwartung verstellen läßt und gleichzeitig deren mögliche Aufhebung im Zeichen des Messias festhält, der »jede Sekunde durch die kleine Pforte treten konnte«, demonstriert Benjamin an einer tiefdringenden Spekulation an dem Bild *Angelus Novus* von Paul Klee. Benjamin schreibt: »Der Engel der Geschichte ... hat das Antlitz der Vergangenheit zugewendet. Wo eine Kette von Begebenheiten vor uns erscheint, da sieht er eine einzige Katastrophe, die unablässig Trümmer auf Trümmer häuft und sie ihm vor die Füße schleudert. Er möchte wohl verweilen, die Toten wecken und das Zerschlagene zusammenfügen. Aber ein Sturm weht vom Paradies her, der sich in seinen Flügeln verfangen hat und so stark ist, daß der Engel sie nicht mehr schließen kann. Dieser Sturm treibt ihn unaufhaltsam in die Zukunft, der er den Rücken kehrt, während der Trümmerhaufen vor ihm zum Himmel wächst. Das, was wir Fortschritt nennen, ist dieser Sturm.« (Benjamin 1961, 272f., 279)

Max Horkheimer, aus dem Exil als Hochschullehrer an die Universität Frankfurt zurückgekehrt, ein Freund Walter Benjamins, der von New York aus – vergeblich – alles tat, um seine Flucht vor Hitler zu unterstützen, führt nach 1945 die Linie des Eingedenkens fort – im Unterschied zum vielfach formelhaften Umgang mit der NS-Zeit. Horkheimer schrieb Mitte der sechziger Jahre: »Wir jüdischen Intellektuellen, die dem Martertod unter Hitler entkommen sind, haben nur eine einzige Aufgabe, daran mitzuwirken, daß das Entsetzliche nicht wiederkehrt, nicht vergessen wird, die Einheit mit denen, die unter unsagbaren Qualen gestorben sind. Unser Denken, unsere Arbeit gehört ihnen; der Zufall, daß wir entkommen sind, soll die Einheit mit ihnen nicht fraglich, sondern gewisser machen. Was immer wir erfahren, hat unter dem Aspekt des Grauens zu stehen, das uns wie ihnen gegolten hat. Ihr Tod ist die Wahrheit unseres Lebens, ihre Verzweiflung und ihre Sehnsucht auszudrücken, sind wir da.« (Horkheimer 1974, 213) So ist Horkheimer jenem Eingedenken verpflichtet, das die unverstellte Wahrnehmung der Opfer der NS-Despotie und die Aufnahme ihrer zerstörten Hoffnungen auf eine humanere Welt ausdrückt.

Und Theodor W. Adorno, Horkheimers philosophischer Freund genauso wie

der Walter Benjamins, faßt diesen Gedanken in eine regulative Idee, die sich im Angesicht von Auschwitz konstituiert: Man müsse, sagt Adorno in einer Vorlesung, so philosophieren, »daß man sich vor den Ermordeten dabei nicht zu schämen braucht.« (Adorno 1973, 167)

Dem Eingedenken stehen allerdings wesentlich zwei Formen des Umgangs mit der NS-Vergangenheit entgegen, die im öffentlichen Bewußtsein bis heute eine Rolle spielen: das einfache Vergessen und die nationale, oftmals durch selektive Wahrnehmung bestimmte Inbesitznahme des Gedenkens.

III.

Das Vergessen, das den Ermordeten noch die Erinnerung verweigert, war mit der Gründung der Bundesrepublik lange Jahre die bestimmende Signatur der Öffentlichkeit. Schon 1946, noch aus den USA, schreibt Horkheimer in einem Brief an einen deutschen Kollegen: »Alles scheint aufs Vergessen angelegt ... im Grunde sind alle Schreckenstaten nicht mehr wahr.« (Horkheimer 1996, 739) Hannah Arendt macht 1950 bei einer Reise durch Deutschland die gleiche Erfahrung, daß das Ungeschehenmachen der Schreckenszeit im Zentrum des allgemeinen Bewußtseins steht. Sie beobachtet eine tiefverwurzelte, hartnäckige, »gelegentlich brutale Weigerung, sich dem tatsächlichen Geschehen zu stellen.« (Arendt, 1986, 44) Horkheimer geht in einem 1948 geschriebenen Brief an seine Frau in der Beschreibung derer, die die Adepten des Vergessens sind, noch einen Schritt weiter: »Das schlimmste an der gegenwärtig hier herrschenden Geistigkeit ist nicht etwa der Antisemitismus, der natürlich in Blüte steht, sondern der Mangel an Veränderung. Die früheren Denkweisen sind alle noch da – versteint, mumienhaft. Was die Menschen selbst betrifft, so sind sie – fast ohne Ausnahme – gleichsam unberührt von dem, was geschah.« (Horkheimer 1996, 984)

Die Stimmung, die von den Emigranten seismographisch eingefangen wurde, die, selber potentielle Opfer, die Struktur der NS-Herrschaft am tiefdringendsten erforscht haben – ich erwähne nur Hannah Arendts *Ursprünge und Elemente totaler Herrschaft* (Arendt 1962) und das Antisemitismus-Kapitel in der *Dialektik der Aufklärung* von Horkheimer und Adorno (Horkheimer/Adorno 1947) – fand in der Politik der ersten Bundesregierung eine vielfache Entsprechung. Das weitgehende Vergessen der NS-Zeit ist – trotz der Konstituierung einer antinazistischen Verfassung – in bestimmtem Maße identisch mit dem Gründungsakt der Bundesrepublik. Es war unvorstellbar, daß ein, gar allgemeiner, Gedenktag für die Opfer des Nationalsozialismus – besonders für die ermordeten Juden – eingerichtet wurde. In dieser Zeit verfiel das Konzentrationslager Dachau, ein Denk-

malsprojekt für das Lager verschwand zu Beginn der fünfziger Jahre in den Schubladen der Behörden, der zuständige Landrat ließ sämtliche Wegweiser zur Gedenkstätte entfernen. (Marcuse 1994, 188ff.)

Konrad Adenauer, der erste Bundeskanzler der Bundesrepublik, fand in seiner Regierungserklärung vom Herbst 1949 kein Wort zum Mord an den europäischen Juden, er sprach davon, Vergangenes vergangen sein zu lassen. Die von den Vereinigten Staaten in einem rechtsstaatlichen Verfahren nach anglo-amerikanischem Muster abgeurteilten Staatsverbrecher der Wehrmacht, der Einsatzgruppen, der Bürokratie, der Justiz, der Industrie, der Ärzteschaft galten für die Bundesregierung im Zuge der von ihr geforderten Begnadigungspraxis ganz überwiegend, zu 90 Prozent, als illegitim Verfolgte. Die vielfache Einstellung der Aufarbeitung von Staatsverbrechen in der ersten Hälfte der 50er Jahre hängt mit einer Amnestie-Intervention des früheren Justitiars der SS und Strategen der Massenvernichtung, Werner Best, zusammen, der über den FDP-Abgeordneten Achenbach Einfluß auf die Justizpolitik nehmen konnte. Die Schuldfrage, die 1945/46, vor allem durch Karl Jaspers und Martin Niemöller, als Stachel schmerzender Erinnerung in der Gesellschaft wirkte, wurde zu den Akten gelegt, wie dies Bischof Dibelius, repräsentativ für die Hauptströmung im Protestantismus, 1950 in seiner Predigt auf der Synode in Berlin-Weißensee tat. Angesichts der frühen mehrheitsgestützten Wahrnehmungsabwehr wesentlicher Strukturen des NS-Regimes war es kein Zufall, daß dem politischen Widerstand gegen die Diktatur Hitlers nicht mit einem Gedenktag des neuen Staates wegweisende Bedeutung zuerkannt wurde. (vgl. Frei 1996)²

IV.

Die nationale Gestalt des Gedenkens unterscheidet sich vom reinen Vergessen, enthält aber durch ihre Form Elemente einer »Ent-Konkretisierung« (Moller 1998) des wirklichen Geschehens, dessen Einzelfakten zwar festgehalten, aber aus einem Erkenntnis- und Bewertungszusammenhang herausgelöst werden.

In der Zeit, in der das Vergessen dominiert, 1952, hält Theodor Heuss in Bergen-Belsen eine wichtige Gedenkrede, die unter dem Titel *Mahnmal* veröffentlicht wurde. Heuss sucht einen Blick für die Realität des Grauens zu entwik-

2 Vgl. dazu auch meine Rezension in: Kritische Justiz 2/97, 244ff.; U. Herbert: Best: Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft, Bonn 1996; J. Perels: Späte Entlegitimierung der NS-Justiz, Kritische Justiz 4/96, 504ff.; J. Perels: Der Nürnberger Juristenprozeß im Kontext der Zeitgeschichte, Kritische Justiz 1/98, S4ff.

keln: »Wer hier als Deutscher spricht, muß sich die innere Freiheit zutrauen, die volle Grausamkeit der Verbrechen, die hier von Deutschen begangen wurden, zu erkennen. Wer sie beschönigen oder bagatellisieren wollte oder gar mit der Berufung auf den irreführenden Gebrauch der sogenannten ›Staatsräson‹ begründen wollte, der würde nur frech sein.« Heuss spricht von der »Pedanterie des automatischen Mordens als schier automatischer Vorgang.«

So sehr Heuss das Schreckenssystem unverstellt beschreibt, so wenig kommt die Frage der Verantwortung, gar der Schuld vor. Heuss spricht statt dessen von Scham, dem Gegenwort zur Schuld, daß sich »Solches im Raum der Volksgeschichte vollzog«. Das Ausweichen vor der Frage der Verantwortung, die etwa im Bergen-Belsen-Prozeß der Briten nach 1945 ausdrücklich gestellt wurde, ohne daß Heuss dies erwähnt, zeigt sich auch an einer anderen Formulierung. Die Gedenkschrift in Bergen-Belsen nennt Heuss »ein Dokument der tragischen Verzerrung des europäischen Schicksals.« (Heuss 1964, 39ff.) Im Wort Schicksal, das eine subjektlose Verlaufsform bezeichnet, verschwindet die aktive Rolle der Organisatoren und der juristischen Legitimationsgehilfen des nationalsozialistischen Konzentrationslagersystems, die bereits wieder an den Universitäten lehrten. Die Frage nach politischen Bedingungen, die Bergen-Belsen möglich machten, bleibt ungestellt. Heuss' Postulat der Menschlichkeit als gebotenerm individuellem Verhalten hängt, weil es nicht konkret auf die Herrschaftsstruktur des NS-Staats bezogen ist, am Ende in der Luft. Heuss verbleibt auf der Ebene des kontemplativen Gedenkens, das Eingedenken, in dem die Subjektivität der Opfer und ihre einstigen Hoffnungen zur Sprache kommen, stellt sich nicht ein.

Das herausragende Exempel für einen formelhaften, wirkliche Anschauung verfehlenden Umgang mit dem NS-System ist die maßgeblich von Bundeskanzler Kohl bestimmte nationale Gedenkstätte in der Neuen Wache in Berlin. Die dort postierte, künstlich vergrößerte *Pieta* von Käthe Kollwitz hat die Mordpraxis des NS-Regimes gar nicht zum Gegenstand, sie bezieht sich auf das in einer Mutter und ihrem Kind verkörperte Erleben des Ersten Weltkrieges.

Es gab eine gewisse Alternative zur regierungsamtlichen Ent-Konkretisierung des Gedenkens, sie wurde nicht in Betracht gezogen. Reinhard Koselleck hatte folgende, dem wirklichen Geschehen eher entsprechende Inschrift vorgeschlagen: »Den Toten – gefallen, ermordet, vergast, umgekommen, vermißt.« (Moller 1998, 52) Der am Eingang der Neuen Wache montierte Nekrolog mit einzelnen Opfergruppen – Ergebnis eines sogenannten Kompromisses – ist von der *Pieta*, vom Zentrum der Gedenkstätte getrennt. Das größte Verbrechen der deutschen Geschichte, die Ermordung der Juden, rückt dabei ins zweite Glied, hinter die Kriegs- und Vertreibungsoffer.

Die Konzeption eines abstrakt-allgemeinen Gedenkens, wie sie in der Neuen Wache zum Ausdruck kommt, steht – zum Teil auch ausdrücklich – im Gegensatz zu der großen Rede Richard von Weizsäckers zur 40. Wiederkehr des 8. Mai 1945. Ihre Bedeutung bestand – neben der endlich ausgesprochenen Erkenntnis, daß die Kapitulation Nazi-Deutschlands angemessen nur als der Tag der Befreiung begriffen werden kann – darin, daß sie die vielen Opfer konkret und ohne Weglassung beim Namen nannte. Dies Gedenken ist wahr, weil es den 8. Mai als Tag der Erinnerung und nicht als Kontemplation begreift. So kann, so muß von Weizsäcker sagen: »Können wir uns wirklich in die Lage von Angehörigen der Opfer des Warschauer Ghettos oder des Massakers von Lidice versetzen?« (v. Weizsäcker 1985, 444)

In der aktuellen Debatte um das Mahnmal für die ermordeten europäischen Juden in Berlin sind – um nur einen Aspekt zu erwähnen – die beiden Linien des Gedenkens – die konkrete Erinnerung und die ästhetische Vergegenwärtigung in einem steinernen Kunstwerk – sichtbar. In Hannover wurde versucht, dieser Polarisierung zu entgehen. Nach einer langen Diskussion wurde das von Pistoletto gestaltete Mahnmal am Opernplatz gebaut. Es enthält kein Großwort, kein sprachloses, gar formelhaftes Zeichen: auf ihm sind, zur Erinnerung, die Namen der Ermordeten, ihr Alter, der Tag ihrer Deportation eingetragen: Arensberg, Tana Judis, 2 Jahre; Arensberg, Walter, 10 Jahre, Arensberg, Paul 56 Jahre – und nahezu 1900 andere Namen. (Schulze 1995)

Mit dem Vorschlag von Michael Naumann und Peter Eisenman, ein verkleinertes Mahnmal aus Stelen mit einem Haus der Erinnerung zu verbinden, hat die Debatte eine Stufe erreicht, auf der die Gefahr einer ästhetisierenden Entwirklichung der Ermordung der Juden vielleicht bis zu einem gewissen Grade gebannt werden kann. Allerdings besteht nun die andere Gefahr, daß die Erinnerung vor Ort, in den ehemaligen Konzentrationslagern, schon materiell durch ein zentrales Großprojekt an Gewicht verliert. Manche Kritik aber, die der Vorschlag auslöste, zeigt, daß er den Nerv einer objektiv gegen das wirkliche Erinnern gerichteten Intention traf, die da und dort sogar in ein Postulat der Versöhnung verkehrt wurde.

In der *FAZ* macht Heinrich Wefing deutlich, wie sehr die Entrückung in post-moderne Gedankenvielfalt als positives Element des ursprünglich geplanten Mahnmals erschien. Wefing kritisiert an dem neuen Modell von Eisenman gerade die Verbindung von Mahnmal und geschichtlicher Erinnerung. Nun werde »statt zu verunsichern, ohne zu verstören, Gedanken anzuregen, ohne Gedanken zu gängeln«, tatsächlich »belehrt, aufgeklärt, unterrichtet.« (Wefing 1999, 41) Aufklärung wird zu einem Negativum, die Vermeidung einer Verstörung, die

angesichts des Verwaltungsmassenmords eine ganz adäquate humane Reaktionsweise ist, erscheint als Positivum. Erinnerung wird entsorgt.

Auf der jetzigen Stufe der Diskussion sollte ein Vorschlag von Saul Friedländer aufgenommen werden. Er plädiert dafür, auf dem Mahnmal – wie immer dies im einzelnen gestaltet würde – allein die ermordeten jüdischen Kinder zu nennen. So würde schon im Mahnmal eine falsche Trennung von Ästhetik und Erkenntnis aufgehoben.

V.

Während im offiziellen Gedenken – deutlich oder nur verkürzt – Realitätsmomente der nationalsozialistischen Herrschaft und des völkerrechtsfeindlichen Krieges ins Bewußtsein treten, hat Martin Walsers Friedenspreisrede vom Oktober 1998 einen Kampf um den Umgang mit der Erinnerung an das Hitlerregime entfacht, der nicht nur gegen das Eingedenken, sondern auch gegen das Gedenken gerichtet ist. Walsers Rede hat eine gedankliche Struktur, aus der sich deren provokante Stoßrichtung erst ergibt. Das Orientierungszentrum der Rede, das schon in seinen früheren publizistischen Texten voll ausgebildet ist, ist die – zunächst nicht erkennbare – Abwehr der intersubjektiven, egalitären Geltung moralischer Prinzipien. Walser spricht von einer sogenannten »Banalität des Guten« und erfindet eine Fülle von Kampfvokabeln – von der »Moralpistole« bis zu »Meinungssoldaten«, von der »Moralorgel« bis zu »Moralgiganten« (Walser 1998b, 15; Walser 1994, 134, 138), wie er es in einem früheren Artikel formuliert. Walser kritisiert nicht lediglich einen aufgesetzten Moralismus, der von Moralität strikt geschieden ist. Er grenzt die Frage des richtigen Lebens, ohne die Erinnerung leer bleibt, selber aus.

In einem, fast parallel zu seiner Friedenspreisrede ebenfalls im Oktober 1998, in der *Neuen Züricher Zeitung*, veröffentlichten Beitrag wird überdeutlich, daß die Abwehr moralischer Fragen, in der das eigene sogenannte Gewissen zum letzten kriterienlosen Kritikpunkt überhöht wird, bei Walser im Zentrum steht. Die Verneinung des Gleichheitsgedankens der Aufklärung, der schon im Alten und Neuen Testament vorgezeichnet ist, wird zum Programm. Walser schreibt: »Bloß keine Ethik für alle. Bloß keinen säkularisierten, auf Demokratie fixierten Monotheismus. Statt Glaubensleistung nach oben Genußfähigkeit unter uns. Gleichgültig, was aus dem oder jenem wird. Wir sind nicht dazu da, andere zu retten. Es sei denn, sie sind in Not, aber in wirklicher Not. Nicht in Glaubens- oder Bewußtseins- oder Ethik-Not ...« (Walser 1998a, 65)

Einst hatte Martin Walser den Auschwitz-Prozeß besucht und darüber 1965

im Kursbuch (Walser 1995, 189ff.) einen wichtigen Aufsatz geschrieben, der sich dagegen wendet, die Täter zu Monstern zu machen, um sie dem geschichtlichen Zusammenhang Deutschlands zu entziehen. Inzwischen hat Walser seine Position grundlegend geändert, auch wenn in dem Gedanken, daß Auschwitz nicht instrumentalisiert werden dürfe, noch unbewußte Reste des einstigen Impulses, die Wahrheit von Auschwitz nicht fremden Zwecken dienstbar zu machen, mitschwingen mag.

Entscheidend ist Walsers Postulat einer Normalität unseres Landes. Er verändert den Blick auf den Nationalsozialismus. Systematisch destruiert Walser die auf die NS-Zeit bezogenen Erkenntniskategorien. Er verwendet – entsprechend der Abwehr der Frage nach universell begründbarer Moral – einen Begriff des Gewissens, der die subjektive Selbstwahrnehmung zum Wahrheitskriterium erklärt: »In jedem von uns entscheidet sich, wie er an der Erinnerung an Auschwitz teilnehmen kann. Das Gewissen ist frei, oder es ist keins.« (Walser 1998c, 35) Dieser Begriff des Gewissens, der sein relatives Recht hat, ist aber ganz unzureichend, wenn diejenigen, die sich als Täter an Auschwitz erinnern, kein schlechtes Gewissen haben. Das subjektive Gewissen kann das wirkliche Geschehen gerade verfehlen, es kann mit Irrtum und Selbstberuhigung zusammenfallen. Durch seinen Besuch des Auschwitz-Prozesses könnte Walser wissen, daß so viele Täter – wie der Adjutant des Lagerkommandanten Höß, Robert Mulka – ein »pathologisch gutes Gewissen« (Eppler) besaßen, das auf der Verbindung von Erkenntnis- und Schuldabwehr beruhte. (Naumann 1968, 36ff.) Die subjektivistische Entleerung des Gewissensbegriffs dient als Vehikel der Zerstörung von Erinnerung.

Nachdem das Hitler-Regime in die leere Allgemeinheit einer »Schande« gebannt ist, verschwindet – wiederum übereinstimmend mit der Abwehr allgemeiner Moralkategorien – die Frage nach der Schuld. Hierfür bemüht Martin Walser ausgerechnet Martin Heidegger, der 1933 in seinem Rektorat in Freiburg nicht nur die nationalsozialistische Gegenaufklärung philosophisch überhöhte, sondern auch gegen jüdische Kollegen massiv vorging. (Ott 1999, 29ff.) Aus *Sein und Zeit* zitiert er den Satz: »Das Schuldigsein gehört zum Dasein selbst.« Wenn Schuld als ontologische Universalkomponente existiert, ist jeder gleich schuldig – und am Ende niemand.

Walser erklärt schließlich, Auschwitz eigne sich nicht zur »Moralkeule«, eine unsägliche Prägung, in der der äußerliche Bezug auf die Mordstätte und deren Wahrnehmung unterscheidungslos zusammengebracht werden. Das Wort von der Moralkeule Auschwitz könnte, wie Rolf Wernstedt bemerkt hat, in Auschwitz selber nicht gesprochen werden – und daher nirgendwo sonst. Walser erfindet gar

das Wort vom »grausamen Erinnerungsdienst.« (Walser 1998b, 15; Walser 1994, 134, 138) Gilt dies für Raul Hilbergs schmerzhaft exaktes Buch *Die Vernichtung der europäischen Juden* (Hilberg 1990), für Eberhard Fechners Film über die Akteure im Majdanek-Prozeß, für Alain Resnais' Film *Nacht und Nebel*, von Paul Celan ins Deutsche übersetzt, mit der Musik Hanns Eislers? Die Infragestellung der Kategorien von Moral zerstört Elemente der Wahrheit selber; denn sie besteht nicht zuletzt darin, wie es bei Adorno heißt, Leiden berechtigt werden zu lassen.

Walsers persönliches Verhalten hat mit seinem Denken zu tun. In dem Streitgespräch mit Martin Walser erzählte Ignatz Bubis, daß sein Vater im Vernichtungslager Treblinka ermordet wurde. (FAZ 14.12.1998, 39ff.) Walser aber äußerte gegenüber Bubis, dem überlebenden Juden, auch nicht den Hauch eines humanen Mitempfindens. Statt dessen erklärte er an einer Stelle: »Ich will meinen Seelenfrieden, verstehen Sie.« (Walser in FAZ 14.12.1998, 40) Walser geht so weit, Bubis, den Überlebenden der Shoah, der von der Roten Armee befreit wurde, der die Schrecken der Verfolgung seit seiner Kindheit in sich trug, in einer anmaßenden Verkehrung der geschichtlichen Realität entgegenzuhalten, daß er sich mit der NS-Zeit schon beschäftigt habe, als Bubis, der geschichtliche Zeuge, dies noch nicht getan habe. Ulrich Raulff faßt in der FAZ Walsers Kälte gegenüber den Opfern, seine Negation des Eingedenkens, unkritisch in den Satz: »Nicht als Anwalt des Gedächtnisses der Opfer von einst sprach Walser – wie hätte er das tun können?« (Raulff 1998, 43) So wird Walsers Nichtachtung der Ermordeten als unvermeidlich gerechtfertigt.

VI.

Die Wirkung von Walsers Rede war noch folgenreicher als die Rede selbst. Sie stieß ein Tor zur Kanalisierung und Zerstörung von Erinnerung auf. Nicht nur rechtsradikale Organe bemächtigen sich der Rede. Leserbriefe in der *Zeit* griffen die Denunzierung von Moralbegriffen auf. Walser aber erklärte im Gespräch mit Bubis, er sei nicht mißverstanden worden. Auch Rudolf Augstein nahm Walsers Rede auf und verstärkte sie – mit antisemitischen Obertönen. Im *Spiegel* schrieb Augstein, nachdem er Bubis als »früheren Baulöwen« titulierte, daß das geplante Mahnmal für die ermordeten europäischen Juden ein »Schandmal gegen die Hauptstadt und das in Berlin sich neu formierende Deutschland« (Augstein 1998, 32) sei.

Eine irritierende Ambivalenz im Umgang mit Walsers Sonntagsrede findet sich bei Roman Herzog (Herzog 1999, 52) und Gerhard Schröder. Sie nehmen Walser auch gegen die Kritik, er habe für das Vergessen bzw. Verdrängen plä-

diert, in Schutz, ohne einen sensibel-genauen Blick auf die provokatorische Wucht seiner Formulierungen zu werfen, in denen doch, etwa mit der schon erwähnten Vokabel vom »grausamen Erinnerungsdienst«, die Erinnerung selber in Frage gestellt wird. Die Erkenntnis des NS-Systems hat aber konstitutive Bedeutung für die Selbstdefinition eines demokratischen Gemeinwesens. Der Satz, mit dem unsere Verfassung beginnt – die Würde des Menschen ist unantastbar – wurde im Angesicht von Auschwitz und Bergen-Belsen geschrieben.

Eingedenken muß in der jetzigen Situation ein Stück weit neu eingefordert werden. Dafür sind die Bedingungen, in der historischen Forschung, in der Publizistik, in der jungen Generation eher günstiger: Erkenntnisgenauigkeit und moralisches Urteil haben zugenommen.

Von Robert Raphael Geis, einem großen Rabbiner der alten Bundesrepublik, dessen Schwester in Auschwitz vergast wurde, kann auch heute noch gelernt werden, was Erinnerung heißt. In einer Gedenkrede für die jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, die Geis 1950 in Kassel hielt, befinden sich, direkt bezogen auf Adolf Hitler, Erinnerung und moralisches Urteil, stellt sich Eingedenken her. Geis sagte: »Der Mann, der als unser bitterster Feind aufstand, der ein Drittel der Judenheit der Welt in den grausigsten Tod schickte, er nahm uns sehr ernst, wahrlich blutig ernst, ernster, als wir uns selbst nehmen wollten. Er sah in seiner vereinfachenden Manier durch all unsere Erscheinungsformen hindurch bis zum tiefsten Kern unseres Wesens. Der Jude, das war für ihn der Mensch, aus dem in jedem Augenblick die Visionen der Propheten wiederaufsteigen konnten. Der Jude, das war der Mensch, der nicht müde wurde, an eine Welt der Gerechtigkeit und des Völkerfriedens zu glauben. Der Jude, das war der Mensch des sozialen Mitleidens.« (Geis 1971, 159f.) Nicht zuletzt gegen die Hoffnungsbilder des Alten Testaments, von Jesaja und allen anderen Propheten, die eine neue Erde antizipieren, in der zumal die Rechtlosigkeit überwunden ist, wurde das NS-Regime errichtet. Um so unabgegoltener sind diese Hoffnungen der Juden.

Was tätige Erinnerung an das System, das Auschwitz hervorbrachte, bedeutet, läßt sich am ehesten von den Opfern des Herrenwahns lernen. Dieser Lernprozeß liegt vielfach noch vor uns.

Literaturangaben

- Adorno, Theodor W. 1973: Philosophische Terminologie, Bd. 1, Frankfurt/Main
Arendt, Hannah 1962: Ursprünge und Elemente totaler Herrschaft, Frankfurt/Main
Arendt, Hannah 1986: Zur Zeit. Politische Essays, Berlin
Augstein, Rudolf 1998: Wir sind alle verletzbar, in: Der Spiegel 49/1998, 32f.
Benjamin, Walter 1961: Illumination, Frankfurt/Main

- Frei, Norbert 1996: Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und der NS-Vergangenheit, München
- Friedländer, Saul 1998: Die Metaphern des Bösen. Über Martin Walsers Friedenspreisrede und die Aufgabe der Erinnerung, in: Die Zeit, 26.22.1998, 50
- Geis, Robert Raphael 1971: Gottes Minorität, München
- Herbert, Ulrich 1996: Best, Bonn
- Herzog, Roman 1999: Sich der Geschichte nicht in Schande, sondern in Würde stellen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.01.1999, 52
- Heuss, Theodor 1964: Geist der Politik, Frankfurt/Main
- Hilberg, Raul 1961: Die Vernichtung der europäischen Juden, 3 Bde., Frankfurt/Main 1990
- Horkheimer, Max 1974: Notizen 1950 bis 1969, Frankfurt/Main
- Horkheimer, Max 1996: Briefwechsel 1941–1948 in: Gesammelte Schriften, Bd. 17, Frankfurt/Main
- Horkheimer, Max/Adorno Theodor W. 1947: Dialektik der Aufklärung, Amsterdam
- Marcuse, Harold 1994: Das ehemalige Konzentrationslager Dachau, in: Dachauer Hefte, Nr. 6, 188ff.
- Moller, Sabine 1998: Die Entkonkretisierung der NS-Herrschaft in der Ära Kohl, Hannover
- Naumann, Bernd 1968: Auschwitz. Bericht über die Strafsache gegen Mulka u.a. vor dem Schwurgericht Frankfurt, Frankfurt/Main
- Ott, Hugo 1988: Martin Heidegger. Unterwegs zu seiner Biographie, Frankfurt/Main
- Ott, Hugo 1999: Martin Heidegger und sein ambivalentes Verhältnis zum Judentum, in: Trumah 8, Zeitschrift der Hochschule für Jüdische Studien Heidelberg, Berlin, 29ff.
- Perels, Joachim 1999: Das juristische Erbe des »Dritten Reiches«, Frankfurt/Main
- Raulff, Ulrich 1998: Das geteilte Gedächtnis, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10.11.1998, 43
- Schulze, P. 1995: Namen und Schicksale der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus aus Hannover, Hannover
- v. Weizsäcker, Richard 1985: 40. Jahrestag der Beendigung des Zweiten Weltkriegs, in: Bulletin der Bundesregierung Nr. 52, 09.05.1985
- Walser, Martin 1965: Unser Auschwitz, in: Kursbuch 1/1965, 189ff.
- Walser, Martin 1994: Über freie und unfreie Reden, in: Der Spiegel 45/1994, 134ff.
- Walser, Martin 1998a: Ich vertraue. Querfeldein, in: Neue Züricher Zeitung, 10./11.10.1998, 65
- Walser, Martin 1998b: Die Banalität des Guten. Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 12.10.1998, 15
- Walser, Martin 1998c: Wovon zeugt die Schande, wenn nicht von Verbrechen. Das Gewissen ist die innere Einsamkeit mit sich: Ein Zwischenruf, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 28.11.1998, 35
- Wefing, Heinrich 1999: Marmor, Stein und DIN A 5, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 19.01.1999, 41

Wir brauchen eine neue Sprache der Erinnerung. Das Treffen von Ignatz Bubis und Martin Walser, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.12.1998, 39ff.

Brigitta Huhnke

Geteilte – zerteilte Erinnerung

Der Vermeidungsdiskurs zum Holocaust

Welche Barrieren verhindern auch nach mehr als 50 Jahren noch, das, was wir mit Holocaust, Shoah oder Auschwitz versuchen begrifflich zu umreißen, in das Gedächtnis der Gegenwart zu lassen?

Die quälenden Debatten zum geplanten Holocaust-Denkmal in Berlin, aber auch die Walser-Affäre Ende 1998 verweisen auf grundsätzliche Defizite: Im Land der Täter haben die Nachfolgegenerationen das Erbe von Auschwitz noch immer nicht angenommen. Statt dessen sind wir MitspielerInnen und ZeuginInnen eines Spektakels um die Vergangenheit, die nicht aus der Gegenwart schwinden will. Wer erinnert heute überhaupt noch (Bartov 1996, 118)? Wo organisiert sich der »Widerstand gegen das Vergessen« (Weber/Tholen 1997, 9) und von wem? Sollen nicht-jüdische Deutsche wie die Überlebenden – deutsche und nicht-deutsche – sowie deren Nachkommen gemeinsam der vielen Millionen Opfer gedenken? Kann es überhaupt ein gemeinsames Erinnern geben? Neben dem ›Wie‹ der Erinnerung scheint ebenso das ›Was‹ im Nachfolgestaat der Täter und ZuschauerInnen kaum geklärt.

Auch in den Ländern der Überlebenden, vor allem in den USA und Israel, konnten die den Konzentrationslagern Entronnenen ihre Erinnerungen an eigene Erfahrungen mit Folter sowie die Erinnerung an unermeßliche Greuelthaten, derer sie Zeugen wurden, über Jahrzehnte hinweg nicht in ihre neuen Lebenswelten integrieren¹. Ihnen wurde dort zwar keine Feindschaft wie in Deutschland entgegenge-

1 Vgl. dazu unter anderem Lawrence Langer, der in seinen Untersuchungen (1991, 1995) den langen Weg von Überlebenden und deren Nachgeborenen beschreibt, das Ereignis Holocaust zulassen zu können. Auch das Wissen der Alliierten über die systematische Ermordung der europäischen Juden seit spätestens 1942 und ihre gleichzeitige Tatenlosigkeit haben dazu geführt, daß die Überlebenden, die in die USA emigriert waren, kein Klima der Empathie vorfanden. Zur Situation der Emigranten in Israel vgl. Zimmermann 1998 sowie Bartov 1996.

bracht. Die Ursachen politischer, kultureller, aber auch religiöser Art, sind vielschichtig und müssen im einzelnen noch genauer untersucht werden, doch sind es in jedem Fall die absoluten Grenzerfahrungen im KZ, die lange Zeit nicht mit bis dahin entwickelten Wahrnehmungsmustern erfaßt werden konnten. Bereits an den Orten des Holocaust waren die Regeln, die Sprache und Kommunikation strukturieren, außer Kraft gesetzt (Lyotard 1997).

Erst in den siebziger Jahren setzte eine verstärkte Auseinandersetzung mit diesen Dimensionen von Erfahrung ein, die Millionen von Menschen durchlitten hatten. Auch wenn Omer Bartov am Ende der neunziger Jahre lakonisch resümiert, lediglich in einigen vorwiegend jüdisch-intellektuellen Kreisen in den USA würde die Erinnerung aufrecht erhalten (Bartov 1996, 118f), so muß doch andererseits, gerade im Hinblick auf Deutschland, darauf hingewiesen werden, wie vergleichsweise präsent die Erfahrungen des Holocaust immerhin mittlerweile beispielsweise in den großen Ostküsten-Metropolen der USA sind. Nicht zuletzt dokumentiert die Nutzung des 1992 in Washington eröffneten »Holocaust Memorial Museum« das Vorhandensein einer Erinnerungskultur. Tag für Tag windet sich eine Menschenschlange um diesen Gedenkort. Am Ende der neunziger Jahre gehört es zu den meist frequentierten nationalen Museen und vielleicht sogar zu eines der berühmtesten in der Welt. Und auch in New York ermahnt das sehr viel kleinere »Museum of Jewish Heritage« seit Ende 1997 jeden Tag Hunderte von Menschen, die Schreckensjahre von 1933 bis 1945 nicht in die Geschichte entschwinden zu lassen. Lawrence Langer erklärt das zunehmende Interesse in den USA mit einem latenten Bedürfnis, diese Katastrophe endlich in das Bewußtsein vordringen zu lassen, um sich der Wahrheit zu stellen (Langer 1995, 11).

Abgesehen von den Gedenkstätten in den ehemaligen Konzentrationslagern fehlen in Deutschland vergleichbare nationale Orte der Zeugenschaft und des Gedenkens. Doch wäre es mit einer Zweigstelle der amerikanischen Holocaust Museen in Berlin wirklich getan?

In den USA und Israel erstrecken sich die Holocaust-Studies mittlerweile über ein breites Spektrum, dem bis heute ein Pendant in Deutschland fehlt. Kaum noch überschaubar sind die Arbeiten historischer Spurensuche, aber auch die philosophischen und moralischen Debatten². In Deutschland hingegen wird der interdisziplinäre Zugang auf das Ereignis Auschwitz insbesondere von der Ge-

2 Vgl. dazu unter anderem die methodologischen Diskussionen von Aschheim 1996 und Sicher 1998; zum Stand der philosophischen Debatten in den USA, den von Weber/Tholen 1997 publizierten Sammelband »Das Vergessen(e)«.

schichtwissenschaft vehement abgewehrt, wie nicht nur ausfallende Kommentare deutscher Historiker in der sogenannten Goldhagen-Debatte gezeigt haben. Auch die Integration der Psychoanalyse und Sozialpsychologie, die den Zugang zu den Erfahrungsdimensionen der Täter vertiefen könnte, wird im Land der Täter als unwissenschaftlich bekämpft, auch in kritisch-sozialwissenschaftlichen Zusammenhängen immer noch vermieden³.

Nicht zuletzt muß auf die neue Gattung von Weltliteratur verwiesen werden, die aus den Erfahrungen mit Massenmord und anderen Greuelthaten entstanden ist, bedingt einzig durch die deutsche Geschichte. »Verfolgte des Naziregimes und ihre Kinder schufen bis zum Ende der achtziger Jahre einen umfangreichen literarischen Kanon«, stellt Dagmar Lorenz fest (Lorenz 1992, 4), die Hunderte von deutschsprachigen Titeln zusammengetragen hat. Doch bei uns wird diese Produktion von Wissen (oft verächtlich) als Holocaust-Literatur abgekoppelt, nicht als Bestandteil einer demokratischen Literaturtradition integriert. Diese Tradition – das Erbe von Auschwitz anzunehmen – führen Kinder der Überlebenden weiter. Nicht nur die Romane von David Grossman oder der Welterfolg »Maus« von Art Spiegelman dokumentieren, wie mit Formen künstlerischen Erzählens neue narrative Modelle entstehen⁴.

Wir haben eine geteilte, eine zerteilte Erinnerung, die auf der anderen Seite noch immer eine Verleugnung jüdischen Lebens zur Folge hat, wie Bartov (1996, 121) feststellt: Formen aktiver Erinnerung stehen Politiken des Relativierens und des Vergessens gegenüber. Letztere sind besonders im Land der Täter ausgeprägt und nahezu bruchlos von den Nachfolgenerationen übernommen worden. Während nach 1945 die Überlebenden ihre Erfahrungen mit Folter und Vertreibung nicht integrieren konnten, nahmen sich die Deutschen genügend Raum, um über ihre sogenannte Vertreibung aus den besetzten Ostgebieten zu trauern, sowie über die Unbill, die Angehörigen der Wehrmacht und SS in der »Kriegsgefangenschaft«, insbesondere unter »dem Russen«, widerfahren war. Hierfür wurden narrative Modelle und Chiffren sehr schnell ausgeprägt, nicht zuletzt weil dafür auf bewährte Feindbildkonstruktionen zurückgegriffen werden konnte.

Nach dem Krieg schufen sich die Deutschen eine neue Hierarchie der Opfer. Die prominentesten Opfer, die der Roten Armee, die sogenannten Vertriebenen und deutsche Kriegsgefangene, fanden in der Struktur des politischen Systems mehr als nur ihren symbolischen Niederschlag. Nicht nur wurden mit den sogee-

3 Dies erklärt vielleicht zum Teil, warum der Anschluß an internationale Debatten beispielsweise an die der Cultural Studies nur sehr schwer gefunden wird.

4 Vgl. dazu grundsätzlich James Young (1997); (1998).

nannten »Landsmannschaften« und »Vertriebenenverbänden« schlagkräftige Organisationen aufgebaut. Mit dem »Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte« hatten sie ferner eine handfeste Vertretung in der westdeutschen Regierung. Auch die kulturelle Trauerarbeit konzentrierte sich auf diese Gruppen⁵. Ein Ministerium für die Überlebenden und Opfer des Holocaust wurde hingegen nie eingerichtet. In den öffentlichen Erinnerungsritualen verkam die Nennung der Juden von Beginn an zur bloßen Rhetorik, vorrangig um die Westmächte zu beschwichtigen. Andere rassistisch Verfolgte und Ermordete wie Roma und Sinti sowie 20 Millionen ermordete BürgerInnen der Sowjetunion und der systematische Mord an Menschen, die in den »Euthanasie«-Programmen umkamen, hat die deutsche Öffentlichkeit lange völlig verschwiegen. Statt dessen wurden die mit phantasievollen Details ausgeschmückten Geschichten über »den Russen« und die außerordentliche Anteilnahme für die »Kriegsheimkehrer« zum voluminösen Forschungsgegenstand des Bundesministeriums für Vertriebene, unter anderem in der sogenannten »Dokumentation der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa« in insgesamt acht Bänden (Moeller 1996, 1023ff). Dagegen fehlen systematische Berichtssammlungen von Heimkehrern, in denen sie ihre Taten als Mörder und Folterknechte zu Protokoll geben⁶.

In dieser neu geschaffenen Normalität hatten die Überlebenden des Holocaust keinerlei Chance, ihre Verluste und Traumen zu verarbeiten. Beide deutsche Nachkriegsgesellschaften verweigerten sich diesen Grenzerfahrungen hermetisch.

Nach 1945 haben die Deutschen also durchaus kollektiv getrauert, nämlich über ihre selbst verschuldeten Verluste während der letzten Kriegsjahre, nicht jedoch um die Greuelthaten, die aus ihrer Mitte heraus verübt worden sind. Die Plotstrukturen ihres Opferdiskurses bezogen umfassend auch Sinn- und Gefühlsstrukturen mit ein. Der Feind saß nach wie vor im Osten, über Wünsche und Hoffnungen wurde nach dem Krieg rührselig im Heimatfilm, im Landserroman sowie in christlichen Erweckungsbewegungen (Brockhaus 1997) kommuniziert. Und kein geringerer als Konrad Adenauer rehabilitierte Anfang der fünfziger Jahre nicht nur die Wehrmacht, sondern auch Angehörige der SS.

Im eigentlichen psychologischen Sinne kann deshalb von einer »unbewältigten« oder »verdrängten« Vergangenheit nicht die Rede sein. Eine merkwürdige

5 Vgl. dazu ausführlicher insbesondere Moeller 1996; Aschheim 1996; Huhnke 1998b.

6 Eine der wenigen Sammlungen dieser Art wurde von dem Auschwitz-Überlebenden Hermann Langbein 1964 herausgegeben: » ... wir haben es getan«. Selbstporträts in Tagebüchern und Briefen 1939–1945. Wien, Köln.

Teilnahmslosigkeit gegenüber dem Verbrechen an den europäischen Jüdinnen und Juden hatte auch nach der Befreiung 1945 Kontinuität. Auf den Mythos von der Verdrängung hat bereits Günter Anders in seinem Essay »Besuch im Hades« hingewiesen. Ein kollektives Trauma – etwa entstanden als Folge gemeinschaftlichen Tötens und Denunzierens – ist in der psychoanalytischen Praxis unbekannt und wurde auch in öffentlichen Debatten nie thematisiert. Im politischen Raum konnte das Prinzip des Nicht-Wissen-Wollens in ritualisierte Diskursformen integriert werden. Es gibt bis heute keine Schuldgefühle, sondern pure Verleugnung.

Erst in den siebziger Jahren war ein deutscher Bundeskanzler in der Lage, umfassend, ohne wenn und aber, deutsche Schuld einzugestehen. Doch der Kniefall des ehemaligen Emigranten Willy Brandt vor dem Warschauer Ghetto ist als symbolische Geste bis heute einmalig geblieben. In der linken Bewegung der siebziger Jahre blieb der Faschismus abstrakt, wurde zum Übungsfeld marxistischer Formeln zum Primat der Ökonomie⁷.

Steven Aschheim kontextualisiert die Historikerdebatte der achtziger Jahre mit der offiziellen Regierungspolitik der Bundesregierung (Aschheim 1996, 115ff), unter anderem am Beispiel Bitburg: Während in den USA und in Israel der deutsch-amerikanische Skandalbesuch des damaligen US-Präsidenten Ronald Reagan und Ex-Kanzler Helmut Kohl auf dem Soldatenfriedhof in Bitburg im Mai 1985 Empörung auslöste und bis heute als Zäsur begriffen wird (vgl. Hartman 1999), schwiegen auch in Deutschland Gruppierungen wie die Friedensbewegung. Sammy Speier fragt:

»wo war die Linke in Bitburg? Nach Bitburg zu gehen hieße, sich wirklich mit den eigenen Eltern und Großeltern beschäftigt zu haben und sich ihrer nicht nur –

7 Vgl. dazu die enttäuschten Reaktionen von Überlebenden, die gerade auf die westdeutsche Linke in den siebziger Jahren gesetzt haben. In seinem Vorwort zur zweiten Auflage von »Jenseits von Schuld und Sühne« 1977 drückt Jean Améry seinen Schmerz über den linken Antisemitismus aus: »Daß ich mich heute wider meine natürlichen Freunde, die jungen Frauen und Männer der Linken, zu erheben habe, ist mehr als die strapaziertere »Dialektik«. Es ist eine jener üblen Facen der Weltgeschichte, die einen am Sinne jeglichen historischen Geschehens zweifeln und am Ende verzweifeln machen.« (11); vgl. auch Primo Levi, der seinen Freund Améry um knapp zehn Jahre überlebte und dann wie dieser durch Suizid aus dem Leben ging. Levi war am Ende seines Lebens gegenüber den jüngeren Deutschen ebenfalls skeptisch, wie u.a. in seinen Erinnerungen »Die Untergegangenen und die Geretteten« (zuerst 1986 erschienen, auf deutsch erst 1990, hier zit. nach der Ausgabe von 1995), im Kapitel »Briefe von Deutschen« (175ff) beschrieben.

bestenfalls – zu schämen, sondern sie für das, was sie getan haben, eben auch emotional zu verurteilen.«(Speier 1997, 101)⁸

Aber genau diese psychische Komplizenschaft haben auch die Nachkommen der Täter bis heute nicht kollektiv aufgekündigt. »Die 2. Generation läuft wie Geister durch die Gegend«, so brachte es Claude Lanzmann einmal treffend auf den Punkt. Und es gibt keinen Grund, die dritte Generation nicht einzubeziehen⁹.

Die Abwehr historischer Schuld charakterisierte ebenfalls die Gedenkfeierlichkeiten von 1995. Robert Moeller verweist in seiner Analyse »War Stories« auf die FAZ-Anzeige »Gegen das Vergessen« sowie auf Umfragen, wonach 1995 noch 36 Prozent aller Deutschen glaubten, die Vertreibung der Deutschen aus dem Osten sei ein genau so großes Verbrechen gewesen wie der Holocaust gegen die Juden. Moeller zeigt, wie diese Deutungsmuster denen der späten vierziger und frühen fünfziger Jahre gleichen (Moeller 1996, 1009f). Der »Vertreibungsdiskurs«, der auch in den siebziger und achtziger Jahren immer latent vorhanden war, schiebt sich seit 1995 wieder stärker in die öffentliche Kommunikation. Im März 1999 wurden zudem die Leiden der Kosovo-Albaner mit der Situation der Deutschen in den Ostgebieten am Ende des Zweiten Weltkrieges, den sogenannten Vertriebenen verglichen, um das »Unrecht«, was letzteren zugefügt worden sei, herauszuheben: Eine Abrechnung mit der Geschichte auf Kosten heute Verfolgter.

Elisabeth Domansky zeigt anschaulich, wie fest verankert diese Art von Kriegserinnerungen noch fünfzig Jahre später im Alltagsdiskurs von Teilen der deutschen Bevölkerung verankert sind (Domansky 1997).

Gänzlich ohne Kritik flossen seit Mitte der neunziger Jahre zumindest die Reden des Bundespräsidenten Roman Herzog in den öffentlichen Diskurs¹⁰. Wie kaum ein zweiter schöpft er subtil aus den Diskursen des kollektiven Vermeidens. In seiner Rede zum 8. Mai 1995 stellte er nicht etwa die Verbrechen in den Mittelpunkt, sondern lobte überwiegend die Aufbauleistungen in Westdeutschland. Innerhalb seines Redeflusses nimmt er die Opfer zynisch im Vergleich wahr:

8 Zum Antisemitismus in linken Gruppierungen vgl. auch Matthias Küntzel et al., *Goldhagen und die deutsche Linke*, Berlin 1997; auch Birgit Rommelspacher, *Schuldlos – Schuldig? Wie sich junge Frauen mit Antisemitismus auseinandersetzen*, Hamburg 1995; kritisch analysiert unter diesem Aspekt auch Domansky (1997) die westdeutsche Friedensbewegung; vgl. auch Huhnke 1998b.

9 Zitiert nach Speyer 1997, 102.

10 Zu Roman Herzogs diskursiven Strategien, Auschwitz aus dem öffentlichen Gedächtnis zu entsorgen, vgl. ausführlicher Huhnke 1998a.

»Die dieses Tor – in allen Völkern – aufgestoßen haben und von deren Opfern, deren Mühen und deren Weisheit wir heute profitieren, sind zum Teil längst dahingegangen, zum Teil leben sie als alte Leute unter uns. Ich will sie nicht noch einmal alle aufzählen: die Überlebenden der KZs, die die Kraft zum Verzeihen gefunden haben, die Soldaten, die sich über die Gräber hinweg die Hände gereicht haben, und vor allem die Millionen, die in allen Ländern Europas schweigend und beharrlich an den Wiederaufbau gegangen sind und ihn geschafft haben.«¹

Das ist der Geist von Bitburg, und das symbolische Händehalten über den SS-Gräbern taucht aus der Erinnerung auf. Herzog erwähnt lediglich die Überlebenden, die »die Kraft zum Verzeihen gefunden haben«. Warum konnte er sie, ohne Empörung hervorzurufen, in einem Atemzug mit den Mördern nennen?

Das eigentlich Empörende ist nicht Roman Herzog, der aus seiner politischen Haltung nie einen Hehl gemacht hat und in Verbundenheit seinem Mentor Theodor Maunz, der wegen seiner Nazivergangenheit in den fünfziger Jahren zurücktreten mußte, immer treu geblieben ist. Das Problem ist in diesem Fall der politische Journalismus, dem am Ende der rechtskonservativen Kohl-Ära eine geschichtsbewußte Kritikfähigkeit schon völlig abhanden gekommen war. In einem Interview mit den als liberal geltenden Journalisten Manfred Bissinger und Hans-Ulrich Jörges antwortet Herzog auf die Frage, ob er sich 1994 für seinen Besuch in Auschwitz anhand von historischen Abhandlungen vorbereitet habe:

»Das tue ich bei solchen Anlässen schon ein Vierteljahr vorher, denn ich weiß ja, wann so ein schwieriger Termin herannaht. Sehr vieles habe ich im Kopf, aber ich habe zum Beispiel bei der Veranstaltung zum 50. Jahrestag der Bombardierung Dresdens noch eine Reihe von Veröffentlichungen, auch von Manuskripten durchgelesen, die mir zugesandt worden waren. Vor der Fahrt nach Auschwitz war das nicht notwendig, darüber weiß ich nun wirklich alles, was es zu sagen und an was es sich zu erinnern gilt.«(Bissinger/Jörges 1995, 15)

Diese Aussage, über Auschwitz »weiß ich nun wirklich alles, was es zu sagen und an was es sich zu erinnern gilt«, ist einfach ungeheuerlich, und doch dokumentiert sie nicht weniger als die kollektive Gleichgültigkeit in der politischen Kommunikation am Ende des Jahrhunderts. Ist die Zerstörung der Frauenkirche demnach das größere Ereignis? Dies ist die Lesart des Opfermythos, wonach der 8. Mai 1945 für Roman Herzog auch nicht ein Tag der Befreiung gewesen war, sondern der einer Niederlage.

In diesem politischen Kontext bedeutet die Walser-Rede, die Ende 1998 zum Medienspektakel führte, lediglich die Fortführung durch das Dichterwort. Hätte

11 Roman Herzog, Reden und Interviews 1/2 1995, Bonn 1996, 436.

Ignatz Bubis nicht reagiert, wäre diese Abrechnung mit der Erinnerung ebenfalls einfach so durchgegangen. Bei Walser ist keinesfalls eine »neue deutsche Schamlosigkeit« am Werk, und Walser, dem Herzog als einer der ersten gratulierte, hat damit auch keinen »politisch-moralischen Erdrutsch ausgelöst: unplanbar, unkontrollierbar, irreversibel«, wie Matthias Kuntzel in der Zeitschrift *konkret* noch im Februar 1999 behauptet. Ein »Skandal« ist allenfalls die Dreistigkeit, mit der Walser Skandalisierungsmechanismen der Medien für die Inszenierung seiner Person nutzen konnte. In Walser ist auch nicht plötzlich der Antisemit ausgebrochen. Bereits in den achtziger Jahren hätten seine Beiträge Verstörungen auslösen können, ebenso wie die von Botho Strauß oder auch die von Hans Magnus Enzensberger. Ein weiterer Skandal liegt wiederum im Versagen eines Teils der bundesdeutschen Linken bzw. kritischer SozialwissenschaftlerInnen, die nämlich, statt die Einordnung von diesem oder anderen antisemitischen und völkischen Manövern vorzunehmen, lediglich in den Jargon eines aufgeregten Entrüstungsgestus verfallen (z.B. »Erdrutsch«). Walsers Rede ist weder Ausdruck einer »deutsche(n) Abwehraggression«, noch der einer verdrängten Geschichte. Der deutsche Dichter verleiht lediglich dem Normalen Ausdruck, das er als behaupteten Tabubruch im Kontext einer typischen Täter-Opfer-Inversion feilbietet. Wie Micha Brumlik, ebenfalls in *konkret*, feststellt, enthält die Rede vielmehr »alle Versatzstücke und Motive des klassischen Antisemitismus«. Walser erklärt uns am Anfang seiner Rede (in *Frankfurter Rundschau* vom 6.11.1998), warum er kein »Potpourri des Schönen« möchte. Nach vielem weiteren Gerede bezieht er sich auf einen nicht mit Namen genannten Dichter/Denker, der sich in einer nicht genannten liberalen Wochenzeitung 1992 »über die moralisch-politische Verwahrlosung« empört habe. Er führt die Anspielung aus dem Hinterhalt fort. So paßt ihm die Empörung eines anderen, nicht genannten Dichters/Denkens über die »Würstchenbuden vor brennenden Asylantenheimen« ebenfalls nicht. Bei Walser weckte das nichts weniger als Assoziationen zur Bildzeitung. Walsers diskursives Geflecht von Anspielungen und Schlüsselwörtern wurde also verstanden, harrt aber noch einer angemessenen Dekonstruktion, die auch an dieser Stelle nicht vorgenommen werden kann.

Die Attackierten – es waren wohl Günter Grass und Jürgen Habermas – seien eben »Gewissensgrößen«. Und: »Die, die mit solchen Sätzen auftreten, wollen uns weh tun, weil wir finden, wir haben es verdient«, heißt es weiter. Wer tut hier wem warum weh? Walsers Exposition arbeitet mit Versatzstücken rassistischer Diskurse. Auch das scheint öffentlich nur Bubis sofort bemerkt zu haben. Und dann folgen die bekannten Passagen, wie die über die »Dauerrepräsentation unserer Schande«, die Schlagworte »unvergängliche Schande«, die »Moralkeule«

usw. usf. Und erneut beschwört Walser dunkle Mächte: »kein Tag, an dem sie uns nicht vorgehalten wird«. Subtile Andeutungen und Behauptungen gehören zu den semantischen Werkzeugen von Ausgrenzungsdiskursen, ebenso die Inszenierung diffuser Bilder. Doch Walser kann seine Ansichten in ein noch weiteres Diskursumfeld einbetten. Seine Code-Begriffe fügen sich in den Diskurs der »political-correctness«-Jäger, in das Mantra der westlichen Remaskulinisierungsbewegung weißer Männer gegen Frauen und ethnische Minderheiten beiderlei Geschlechts. Zum »pc«-Register gehören in Deutschland unter anderem: »Banalität des Guten«, »Gutmenschen«, »Gewissen«, Elemente aus der Militärmetapher wie »Meinungssoldaten«, »Moralpistole«, »Meinungsdienst« sowie der »Meinungs- und Gewissensrat« und »gute Zwecke« (Huhnke 1999). In seinem nationalistischen Pamphlet »Deutsche Sorgen« hatte Walser bereits 1993 im *Spiegel* (28.6.1993), nach Botho Strauß und Hans Magnus Enzensberger zur Hatz auf die »political correctness« geblasen. Kräftige Reizworte dieser Art und ihre Abwandlungen finden wir auch im national-völkischen Diskurs Anfang der neunziger Jahre, wie im *Spiegel* so auch im *Focus* und besonders ausführlich in dem Sammelband »Die selbstbewußte Nation«, einer »Festschrift« für Botho Strauß. Traktate in der *Nationalzeitung*, im *Ostpreußenblatt* und in *Junge Freiheit* unterscheiden sich davon kaum. Debattenbeiträge wie die von Ignatz Bubis werden hingegen schon seit Jahren als »historisch korrekt« nicht nur im rechtsextremistischen Lager indiziert.

Solche semantischen Versatzstücke sind geeignet, in den Seelen Assoziationen zu provozieren, die dann mit einschlägigen Geschichten und Gefühlen komplementiert werden können. Warum klebt Walser immer wieder an dem Begriff »Schande« und benutzt nicht einmal »Verbrechen«, wie Bubis feststellt? Was ist »Schande«? Als Synonym für »Verbrechen«, »Mord«, »Massenmord« oder »Greultat« ist »Schande« jedenfalls nicht bekannt, wohl aber dürfte in nationalistischen Hirnen noch der »Schandfrieden von Versailles« rumspuken, aber auch die »Rassenschande« gehört zu den Unworten dieses Jahrhunderts. Im Privaten konnotiert dieser Begriff eine Person, die aus dem moralischen Kodex patriarchaler Normalität ausbricht und geächtet wird, beispielsweise das »gefallene« Mädchen oder der homosexuelle Sohn.

Die Rede von Ignatz Bubis hingegen kommt aus einer ganz anderen rhetorischen Tradition. Dem diffusen Raunen stellt er sein Konzept der Erinnerung gegenüber, das im philosophischen Kontext des Judentums fußt. Bubis geht begründend vor, kommt ohne anspielenden Sprachgebrauch aus, er nennt Fakten und Namen. Seine subjektiven Befürchtungen kennzeichnet er als solche. Dazu könnte sich jede und jeder argumentativ verhalten.

Doch zurück zu der Frage, wie historisches Gedenken aussehen könnte.

Wäre es in Deutschland wirklich damit getan, der Opfer endlich umfassend zu gedenken? Keine Frage, dies wäre ein erster notwendiger Schritt und ein Fortschritt gerade im Vergleich zu den Nachkriegsjahrzehnten sowie ein Korrektiv zum versteckten und offenen Antisemitismus, der bis heute die Gesellschaft durchzieht. Doch wo kommen diejenigen, die das unermeßliche Leid und die Zerstörung verursacht haben, eigentlich im öffentlichen Gedächtnis vor? Dierk Juelich weist darauf hin, wie sehr die Gefahr besteht, bei einer bloßen Hinwendung zu den Opfern das eigentliche Ausmaß des Holocaust abzuwehren:

»Das Geschehen während der Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland soll auf der Ebene der Opfer, der »Betroffenen« abgehandelt werden, um die Anerkennung und Reflexion des eigenen Betroffenseins abzuwehren.«(Jülich 1997, 75)

Was also nach über fünfzig Jahre immer noch fehlt, ist eine nationale »Gedächtniskultur«, die dokumentiert, wie die Deutschen sich ein Wissen über das, was damals passiert ist, wofür die Namen Auschwitz und Holocaust stehen, aktiv aneignen und sich somit schmerzhaft dem Erbe ihrer eigenen Familiengeschichten stellen. Statt dessen kursieren tausendfach die auf Nachfrage paraten stereotypen Geschichten über Väter und Großväter, die entweder zu jung oder zu alt oder Sozialdemokraten oder manchmal bescheidener nur »in der inneren Immigration« waren bzw. vom Typ her niemals hätten töten können, in den Rechtfertigungsdiskursen der Nachgeborenen. Und die Deutschen waren auch nicht bloß in den rassistischen Diskurs verstrickt. Sie haben mitgemacht, gemordet, denunziert, im harmlosesten Fall standen sie sehenden Auges dabei. Und – Widerstand war möglich, wie die Untersuchung von Nathan Stolfuss über den Aufstand von Berliner Frauen 1943 dokumentiert (Stolfuss 1999).

Die nach wie vor bestehende Weigerung auch in der zweiten und dritten Generation, sich dem Erbe zu stellen, verstärkt die »Gespaltenheit der Erfahrung«, die für Dan Diner allerdings grundlegend bleibt:

»Eine beide Erfahrungswelten gleichermaßen verbindende historische Rekonstruktion von Auschwitz ist weiterhin nicht zu erwarten.«(Diner 1996, 23)

Wahrscheinlich kann eine solche Brücke nie geschlagen werden, denn es gibt keine gemeinsame Geschichte und folglich nur bedingt eine gemeinsame Gegenwart. Während in den Nachfolgekulturen der Überlebenden Auschwitz zur Zäsur, zur Epocheneinteilung wird und sich in der Erinnerung ein Davor und ein Danach konstituiert, wie dies auch Ignatz Bubis beschreibt, besteht bei der Mehrheit der Deutschen das Bestreben, Auschwitz als ein Ereignis unter anderen in die Geschichte zu entlassen. Für diesen Unmut der Mehrheit, zu erinnern, steht Mar-

tin Walser, für nicht mehr.

Die Furcht vor dem Zurückweisen ihrer Erfahrungswelt in den Todesfabriken hat Überlebende schon während ihrer Pein umgetrieben. Primo Levi und Simon Wiesenthal beschreiben, wie sie von SS-Männern verhöhnt wurden, niemand würde ihnen ihre Geschichten glauben¹². Auch Adorno beschreibt, warum sich die Nazis gerade wegen der Unvorstellbarkeit der Greuelthaten in Sicherheit wiegten:

»Als die Nationalsozialisten zu foltern begannen, terrorisierten sie damit nicht nur die Völker drinnen und draußen, sondern waren zugleich vor der Enthüllung um so sicherer, je wilder das Grauen anstieg. Dessen Unglaublichkeit machte es leicht, nicht zu glauben, was man um des lieben Friedens willen nicht glauben wollte, während man zugleich davor kapitulierte«. (Adorno 1945, 40)

Ebenfalls zum Konzept der Nazis gehörte es, das Erinnerungsvermögen der Beteiligten zu zerstören, das der Opfer, aber auch das der Vollstrecker.

Bei Versuchen, die Ereignisse zu benennen, wie etwa mit Holocaust, wird deutlich, wie schwer sich diese Erfahrungsdimensionen sprachlich überhaupt fassen lassen. Omer Bartov stellt dazu fest:

»Weil wir über eine unvorstellbare, bereits viel bezeichnete Hölle sprechen, deutet die Wahl von Ersatznamen auf die bewußten und unbewußten Motivationen derer, die sie gebrauchen.« (Bartov 1996, 58)

Es war die Strategie der Nazis, die Sprache mit Euphemismen und bürokratischem Jargon lächerlich zu machen. Bis heute fehlen im deutschen aber auch im englischen Sprachgebrauch Worte und Wendungen, die eindeutig die Täter markieren. Immer noch kursierende Nazi-Euphemismen wie »Endlösung« oder »Judenvernichtung«, die die Opfer verdinglichen und die Täter unsichtbar lassen. Ebenso dokumentieren die in der Nachkriegszeit geprägten Euphemismen, wie »Hitlerzeit«, »zweiter Weltkrieg«, »Krieg und Vertreibung«, oder »Opfer des zweiten Weltkrieges«, aber eben auch »Schande« den Unwillen zur Auseinandersetzung mit historischer Schuld.

Der Ortsname Auschwitz rückt stärker die Täter in den Mittelpunkt. Aber auch diese Begriffsgeschichte enthält Momente des Nicht-Wissen-Wollens. Jean Amery berichtete in den sechziger Jahren einem Freund von dem Vorhaben, einen Aufsatz über den Intellektuellen in Auschwitz schreiben zu wollen. Der erwiderte ihm, das

12 Vgl. dazu die Berichte von Primo Levi, Die Untergegangenen und die Geretteten, sowie Simon Wiesenthal, Doch die Mörder sind unter uns.

»Publikum sei allergisch gegen diesen geographischen, geschichtlichen, politischen Begriff. Es gebe ja schließlich schon genug Auschwitz-Bücher und Auschwitz-Dokumente aller Art, und wer von den Greueln berichtete, erzähle damit nichts Neues.« (Améry 1977, 15)

Nichts anderes sagt Walser mehr als 30 Jahre später.

Gegen diese bis heute verbreitete Strategie der Vermeidung muß auch mehr als fünfzig Jahre danach noch fortgeschrieben werden, was Auschwitz als Beweis für Schuld und Greueln im einzelnen bedeutet. Gerade im Land der Täter muß Auschwitz weiter beunruhigen und verstören, kann es keine abschließenden Erkenntnisse geben, wie Günter Grass feststellt: »Auschwitz wird obgleich umdrängt von erklärenden Wörtern, nie zu begreifen sein.« (Grass 1990, 9) Es wird immer etwas bleiben, was sich einer Beschreibung durch Sprache widersetzt, da Sprache in allen Kulturen von bestimmten Annahmen über Werte menschlichen Lebens geprägt ist. Lyotard beschreibt, wie die Zeichen, »ich«, »er« und »du«, an denen »Identität statt(findet)«, in Auschwitz entwertet wurden (Lyotard 1997, 44). Dies bedeutet in der Konsequenz jedoch nicht, den Holocaust, den größten Massenmord in der Geschichte der Menschheit, als etwas per se Unerklärliches, als etwas im Letzten »Sinnloses« zu begreifen. Das würde ihn zu einem »Nicht-Ereignis« (Kaplan 1994, xii) reduzieren. In diesem Sinne bleiben wir weiter gefordert, Ursachen und Formen der Greueln konkret nachzuforschen. Nur so können die Begriffe Shoah, Holocaust oder Auschwitz weiter mit Inhalten und damit auch mit konkreteren Konnotationen gefüllt werden.

Dennoch werden die unterschiedlichen Erfahrungswelten, die Dan Diner beschreibt, unversöhnlich nebeneinander bestehen bleiben:

»So neigt das ›deutsch‹ apostrophierte Gedächtnis eher dazu, sich des durch den Holocaust verursachten Schuldzusammenhangs zu entledigen. Das jüdische Gedächtnis wiederum gibt sich nicht mit der Erklärung zufrieden, die jene Tat allein auf eine unglückliche Verkettung von Ereignissen mit Zufallscharakter zurückzuführen suchen: Der gerichtsförmigen Entgegensetzung von Kläger und Beklagten analog fordert dieses Gedächtnis ein Schuldgedächtnis ein.« (Diner 1996, 29)

Die moralische Perspektive für alle Nachfolgenerationen kann also nur darin bestehen, die Verantwortung für die Taten insofern zu übernehmen, als wir ihr Vergessen in Gegenwart und Zukunft verhindern müssen. Da die Mehrheit der Deutschen nicht auf eine Kultur der Erinnerung zurückgreifen kann, müssen wir uns zu allererst umfassend mit den Erfahrungen von Überlebenden auseinandersetzen. Nur so bekommen wir eine Ahnung darüber, was wir nicht wissen. Aber um Überlebende nicht lediglich für ein oberflächliches Gedenken zu benutzen,

müssen wir weiter gehen, weiter in unsere individuellen Herkunftsgeschichten und in unsere kollektive vordringen, uns mit den ganz konkreten Greueln unserer Vorfahren auseinandersetzen, aber auch lernen, deren Mythisierungen nach 1945 zu dekonstruieren. In seiner Rede »Schreiben nach Auschwitz« von 1990 erinnert sich Günter Grass, wie er als siebzehnjähriger mit »Glaubenssätzen dummgehalten« worden war. Er rechnet sich zu denen, die

»zwar nicht als Täter, doch im Lager der Täter zur Auschwitz-Generation gehörten, daß also unserer Biographie, inmitten der üblichen Daten, das Datum der Wannsee-Konferenz eingeschrieben war.« (Grass 1990, 7)

Die Lebensläufe von Primo Levi und Jean Améry und ihre tragische Entscheidung, aus dem Leben zu treten, zeigen, wie sehr ihre wachsende Verzweiflung auch mit den politischen Realitäten der Post-Holocaust-Welt zu tun hat. Der Schrecken von Auschwitz konnte nicht, wie beide gehofft hatten, die Schrecken in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts verhindern. Améry und Levi haben lange Zeit ihre Hoffnungen auf die Nachfolgegenerationen der Täter gesetzt, auf deren bewußte Annahme des Erbes von Auschwitz. Doch dies ist bis heute nur sehr unzureichend geschehen.

Die neue »bleierne Zeit«, die bereits mit der Helmut Schmidt-Ära einsetzte, brachte spätestens in den achtziger und neunziger Jahren viele deutsche Intellektuelle nicht nur zum Schweigen, viele haben sich vielmehr freiwillig und ohne Not »einen feuilletongerechten Maulkorb verpassen lassen« (Grass). Andere wechselten forsch und geräuschvoll ins völkisch-nationale Lager über und intonierten dort den »anschwellenden Bocksgesang«. Die neue Dreieinigkeit Enzensberger/Strauß und Walser definiert nun, was als deutsche Dichtkunst und Nation gilt.

Nur wenige Personen des öffentlichen Lebens fühlen sich dem Erbe von Auschwitz wirklich verpflichtet. Dazu gehört die Politikerin Hildegard Hamm-Brücher. Gleich nach dem Krieg forderte sie in dieser »Zeit des Verschweigens und Beschweigens« und des grassierenden »Gnadenfiebers« für »Wiedergutmachungen« an die Täter den Umgang mit Schuld und Sühne ein. Ohne die in der deutschen Mentalität verwurzelte »Obrigkeitshörigkeit« und die Bereitschaft zum »Kadavergehorsam« hätte es nach Meinung von Hamm-Brücher Auschwitz nicht gegeben. »Heimatvertriebene«, das sind für Hamm-Brücher in erster Linie Juden. Ihre »Deutsche Existenz nach Auschwitz« beschreibt sie, nach mehr als fünfzig Jahren aktiver Politik so:

»Das Geschehen »Auschwitz« überlagert all mein politisches Denken und Handeln und begründet – oft unbewußt – eine Trauer, die sich nicht verdrängen läßt.«

(Hamm-Brücher 1997, 396)

Das Wissen über Auschwitz bergen: Traumaforschung als Beispiel

Die Methoden der deutschen Geschichtswissenschaft sind nur bedingt tauglich, um Wissen über die konkreten Greuelthaten in den Vernichtungslagern zu bergen, wenn es um das wirkliche Begreifen dessen geht, was dort passiert ist. Vieles davon haben die Verstorbenen, ohne jemanden zu finden, der ihnen zugehört hätte, unwiderruflich mit in den Tod genommen. Einige Augenzeugen leben aber noch mit ihren bedrängenden Erinnerungen. Das, was die Überlebenden sowie deren Nachfolgenerationen erwarten, ist jedoch kein Neo-Philisemitismus in etwa der Art, »Mitgefühl mit den Getöteten und Überlebenden des Holocaust« (*konkret* Februar 1999) zu proklamieren. Mitleid ist immer ein Verhaltensakt, der von einer konstruierten Position der Stärke heraus abstrakt ausgeübt wird, es fehlt nicht nur das solidarische Element der Empathie.

Statt um die Bearbeitung einer verdrängten Geschichte geht es um die Präsenz des Holocaust und dessen historisches Gewordensein, ohne die »Hoffnung auf eine naive historische Kontinuität« zu verfolgen, wie Avital Ronell feststellt (1997, S. 51). Auschwitz ist auch nicht bloßes Objekt der Geschichte, sondern für die, die durch diese Hölle mußten, ein absolutes Trauma, für das es vielleicht, wie beim Akt des Erinnerns, ein Davor, also eine Entwicklung bis dahin, aber kein Danach gibt, das sich umstandslos in die Gegenwart einordnen ließe.¹³ Während in den Nachfolgekulturen der Überlebenden Auschwitz zur Zäsur, zur Epochen-einteilung wird und sich ein Davor und ein Danach¹⁴ auch für Wissen und Kultur konstituiert (Hartman 1997, 99f), fehlt in den deutschen Sozialwissenschaften der Holocaust als zentraler Bezugspunkt.

Wie wenig wir wissen, zeigen Berichte von Überlebenden und ihren Nachkommen.

13 Vgl. dazu auch Werner Hamacher 1989: »Die ›Geschichte‹ von Auschwitz, dessen, was es möglich gemacht und unterstützt hat und es immer noch mit all seinen Leugnungen unterstützt – diese ›Geschichte‹ kann nicht in irgend eine Geschichte der Entwicklung oder des Fortschritts der Aufklärung, des Wissen, der Reflexion oder der Bedeutung eingehen. Die ›Geschichte‹ kann nicht in die Geschichte eingehen. Sie bringt alle Daten durcheinander und zerstört alle Weisen, sie zu verstehen.« (zitiert nach Ronell 1997, 66). Damit ist keinesfalls eine Mystifizierung von Auschwitz bzw. des Holocaust gemeint, sondern es soll deutlich werden, wie wenig bisherige Erklärungsmodelle der Wissenschaften und Politik zum wirklichen Verstehen beitragen können.

14 Vgl. Hartman 1997, 99; besonders auch »Der längste Schatten« von 1999.

Zwar steckt auch die Forschung über »terrorbedingte Extremtraumatisierungen« bisher erst in den Anfängen (Stoffels (Hg.) 1991). An der Yale Universität existiert seit 1982 »The Fortunoff Video Archive for Holocaust Testimonies«. Dort arbeitet auch der Mitbegründer, der Psychiater Dori Laub¹⁵. Zusammen mit anderen PsychoanalytikerInnen hat er in der ganzen Welt Überlebende befragt. Laub und seine Kollegin Nannette Auerhahn definieren Trauma folgendermaßen:

»Nach unserer Auffassung läßt sich ein Trauma definieren als eine schwerwiegende Versagung der Bedürfnisvermittlung durch eine feindliche menschliche oder nichtmenschliche Umwelt« (Laub/Auerhahn 1991, 275).

Entscheidend sei beim Trauma generell »das Auseinanderbrechen der kommunikativen Dyade in der inneren Welt des Opfers.« (Laub/Auerhahn 1991, 257) Damit sei die innere Repräsentanz, die Beziehung zwischen dem Selbst und dem Objekt, beschädigt.

Mit Verweis auf Jean Amery beschreiben Laub und Auerhahn diese Traumatisierungen als Folge von »Versuchen, Menschen das Leben zu nehmen und sie zu entwürdigen«, denen Willensakte zugrunde liegen, »auf die sich eine ganze Gesellschaft verständigt hatte« (Laub/Auerhahn 1991, 255). In dieser Zeit, in der die Folter zum Staatsprinzip wurde, hat das Konzept »Mitmenschlichkeit« vollständig versagt, nicht nur die Körper, auch die Seelen wurden zerstört. Obwohl keines der Zeugnisse dem anderen gleicht, haben Auerhahn und Laub doch eine Ähnlichkeit herausgefunden:

»Die Überlebenden des Holocaust sehen ihre Erlebnisse und Erfahrungen in der Erinnerung wie durch ein fragmentarisierendes Prisma, und sie erzählen gewöhnlich auch nur in Fragmenten.« (Laub/Auerhan 1991, 264)

Aber genau diese Fragmente zu bergen, bedeutet »Entstehen neuen Wissens«. In mehreren Veröffentlichungen zeigt Laub der Leserin auf beeindruckende Weise, wie auch sie Zeugin dieser ungewöhnlichen und einzigartigen Art von Wissen werden kann. Laub gibt Einblick in das, was ein Trauma, das bezeugt wird, bedeuten kann und wie der Zuhörende selbst zum Zeugen dieses einmaligen Ereignisses wird. Es geht nicht um Berichte über bekannte Fakten, die abgefragt werden, sondern darum, die »Realität eines unvorstellbaren Ereignisses« zu bezeugen, die nicht immer dem Prinzip des historischen Beweises genügt, im Gegenteil, die »Wahrheitsprinzipien« der Historiker sogar in Frage stellen kann. Ziel des Zeugnisses ist vielmehr, über die »Tatsache des Überlebens zu berichten, das

15 Über den Prozeß des Zeugnisgebens vgl. Laub 1992.

Niederbrechen des Todeszwanges«.

Zeugnis über das Trauma abzulegen, bedeutet nicht Heilung, im günstigsten Fall Linderung. Die offenen Wunden bleiben, manche vertiefen sich sogar, wie Zeugnisse von Überlebenden auch in den beiden Holocaust-Museen der USA auf erschütternde Weise dokumentieren.

Diese Einblicke in ausgeübte Zeugenschaft von Überlebenden unterstreicht, wie notwendig eine Umgebung kultureller Empathie wird, in der Formen dieses Leidens, dieser Zerstörung aufgenommen werden können.

Erst 52 Jahre später konnte Yaakov Ben-Chanan einen Teil seiner inneren Widerstände überwinden, um über sein Leben mit »Auschwitz« öffentlich in Deutschland zu berichten. Mit der geborgten Identität eines deutschen Jungen war er im Sommer 1944 in ein Arbeitslager nördlich von Poznań beordert worden, zusammen mit seiner Schulklasse, um dort Gräben gegen die anrückende sowjetische Armee auszuheben. Ein Sanitätsfeldwebel entdeckte den »Judenjungen« und unterwarf ihn fortan seinen Perversionen:

»Entweder du tust, was ich sage, – oder du gehst durch den Schornstein.« Ich tat, was er sagte. Er folterte mich auf eine Art, die ich nicht beschreiben werde, immer eine knappe Stunde lang, zweimal die Woche, sechzehn- oder siebzehn Mal insgesamt. Peinlich vermied er dabei, mich äußerlich zu verletzen. Zum Schluß vergewaltigte er mich jedesmal. Auch jetzt durfte ich mir nichts anmerken lassen, die Maske mußte selbst hier zuverlässig sitzen; ein einziges Wort zu einem Kameraden gesagt, hätte mich das Leben kosten können. Das war mein Auschwitz – Auschwitz reduziert auf seine beiden Urelemente: einen Deutschen in Hitlers Uniform und einen Juden, der ihm ausgeliefert war. Ich war vierzehn Jahre alt.« (Ben-Chanan, 1997, 53)

Die Erlebnisse der im Holocaust Malträtierten waren so vielfältig, wie die konkreten Menschen, die davon betroffen waren. Das Charakteristische, das sie alle erlitten und das diese Formen von Greueln als singuläre, als unvergleichbare heraushebt, war »dieser systematische Seelenmord, dem wir ausgesetzt waren, jeder an seinem Ort.« Das Sprachritual, das Ben-Chanan dafür anführt, läßt eine Ahnung entstehen. So zwang ihn der Wehrmachtssoldat am Anfang seiner Folterungen zu folgendem Dialog:

»Was bist du?« »Ich bin ein Jude.« »Was ist ein Jude?« »Was ist ein Jude?« »Ein Jude ist eine Laus.« »Was macht man mit einer Laus?« »Man knackt sie.« Und dann »knackte der Peiniger die Laus«, die vor ihm stand.«

Die Vorstellungen, die im öffentlichen Diskurs dieses Landes über Auschwitz und den sogenannten Alltag dort präsent sind, erwachsen überwiegend aus den

Images, Mythen und Vermeidungsstrategien der Täter. Dori Laub hat bei seinen aktuellen Studien über Tätererzählungen in Deutschland sowie in Debatten mit Historikern eine weitverbreitete Strategie des »non-memory« festgestellt:

»Nichts wissen und nichts erinnern und keine Fragen haben; aber andererseits vorzugeben nahezu alles zu wissen, was es zu wissen und zu erforschen gibt und wieder keine Fragen darüber zu haben, das scheinen mir zwei Seiten der selben Münze zu sein. (Vgl. Laub 1999.)

Doch wie können wir als Post-Holocaust-Generationen Wissen der Täter sichern? Jean Améry hat sich schon in den sechziger Jahren vehement dagegen verwehrt, diese Aufgabe den deutschen Nachkriegsgesellschaften abzunehmen:

»Der Antisemitismus und die Judenfrage als geschichtliche, sozialbedingte, geistige Erscheinung gingen und gehen mich nichts an. Sie sind ganz und gar Sache der Antisemiten, ihre Schande oder ihre Krankheit. Die Antisemiten haben zu bewältigen, nicht ich. Ich würde ihnen in die unsauberen Hände spielen, wollte ich untersuchen, welchen Anteil an den Judenverfolgungen religiöse, ökonomische und andere Faktoren haben. Wenn ich mich einließe auf derlei Untersuchungen, würde ich nur der intellektuellen Duperie sogenannter geschichtlicher Objektivität aufsitzen, vor der die Ermordeten so schuldig sind, wie die Mörder, wenn nicht gar schuldiger. Eine Wunde wurde mir geschlagen. Ich habe sie zu desinfizieren und zu verbinden, nicht nachzudenken, warum der Schläger die Keule hob, und im erschlossenen Darum ihm schließlich halb und halb zu diskulpiieren.« (Améry 1988, 112)

Aber es gibt Anregungen, die beide Seiten nutzen können. Avital Ronell nimmt die von Walter Benjamin geprägte Kategorie »Denkfaulheit« zur Hilfe und beschreibt sie als

»ein Versagen oder ein Nachlassen des Denkens, eine gewisse Lethargie, die die Sprache erdrückt. Unter anderem bedeutet dies, daß gewissermaßen das Gas noch nicht gänzlich abgestellt wurde und das Ausströmen und Verbreiten seiner Wirkungen nicht beendet ist« (Ronell 1997, 51).

Wir kennen Zahlen, verfügen über viele Fakten und können die wichtigsten Einsatzbefehle interpretieren, aber wir haben keine tradierte Erinnerung und haben kollektiv auch kaum ein Bewußtsein darüber, welche Vermeidungsstrategien wir transgenerational übernommen haben. Wenn wir als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler diese »Denkfaulheit« überwinden wollen, haben wir mindestens zwei Möglichkeiten: Erstens müssen auch wir endlich nach den letzten Zeugen auf der Täterseite suchen, diese befragen, uns durch ihre Mauern des Leugnens graben. Manche von ihnen plagt zudem durchaus das Gewissen. Als Sozialwis-

senschaftlerInnen verfügen wir zweitens über reichhaltiges Material: Wir haben die Mythen unserer eigenen Familiengeschichten, z.B. die endlosen Mantren über »Krieg und Vetreibung«, und wir können Dokumente der öffentlichen Kommunikation wie politische Reden, Medienprodukte und symbolische Handlungen analysieren. Um Dokumente der Vermeidung in ihren politischen und mentalitätsgeschichtlichen Bedeutungen zu dekonstruieren, können wir zwar ebenfalls Anleihen an den methodischen und theoretischen Ansätze derer nehmen, die ihre Wissenschaft in die Tradition der Überlebenden stellen, z.B. die umfassende Literatur über die Genese faschistischer Männlichkeit. Doch die Auseinandersetzung mit unserem grauenvollen Erbe müssen wir letztlich allein bewältigen, auch, um endlich die Teilnahmslosigkeit in uns zu durchbrechen. Zunehmender Antisemitismus und Rassismus zeigen uns täglich, wie das Gas noch strömt. »Denkfaulheit« überwinden, bedeutet zudem, endlich von festen Kategorien, von Pseudomethodologien Abschied zu nehmen, die vorgefertigt als Analysekonzept an das »Material« herangetragen werden. Damit lassen sich Antisemitismus, aber auch Rassismus nicht erklären, sie ent-rücken das forschende Subjekt von den Opfern, vom Ereignis und von sich selbst. Die psychische Betäubung bleibt.

Es fehlt in diesem Land ein kulturell erlernter Verantwortungs- und Fürsorge-reflex, um Menschen wie Ignatz Bubis Schutz zu gewähren, wenn ihre Geschichte und ihre Erinnerung, wie beispielsweise im Spätherbst 1998, mit Füßen getreten werden. Es ist endlich an uns, einen Zustand permanenter Verstörung anzunehmen. Elie Wiesel hat einmal gegenüber Deutschen geäußert: »You come only to the fence!«¹⁶

Literatur

- Adorno, Theodor W. 1945: *Minima Moralia*. Zweiter Teil, in: Rolf Tiedemann (Hg.): Theodor W. Adorno. Eine Auswahl, 14–97
- Améry, Jean 1988: *Jenseits von Schuld und Sühne. Bewältigungsversuche eines Überwältigten*. München
- Aschheim, Steven 1996: *Culture and catastrophe*, Basingstoke/Macmillan
- Bartov, Omer 1996: *The Murder in our Midst. The Holocaust, Industrial Killing, and Representation*. New York, Oxford
- Ben-Chanan, Yaakov 1997: *Das Schweigen schützt – das Reden heilt*, in: Hanna Lehmig / Siegfried Kortzfleisch: *Aus der Geschichte lernen? Chancen der Aufklärung nach Auschwitz*. *Zeitkritische Beiträge der Evangelischen Akademie Nordelbien*, Bad Segeberg, 43–64

16 Zit. nach Laub 1999.

- Bissinger, Manfred / Hans-Ulrich Jörges 1995: Roman Herzog im Gespräch, München
Brockhaus, Gudrun 1997: Schauer und Idylle. Faschismus als Erlebnisangebot, München
Diner, Dan 1996: Ereignis und Erinnerung. Über Variationen historischen Gedächtnisses,
in: Nicolas Berg / Jess Jochimsen / Bernd Stiegler (Hg.): Shoah – Formen der Erinnerung. Geschichte. Philosophie. Literatur. Kunst, München, 13–30
Domansky, Elisabeth 1997: A Lost War: World War II in Postwar German Memory, in:
Alvin H Rosenfeld: Thinking About The Holocaust After Half A Century, Indiana
University Press, 233–272
Felman, Shoshana / Dori Laub 1992: Testimony. Crisis Of Witnessing in Literature, Psychoanalysis and History, New York, London
Grass, Günter 1990: Schreiben nach Auschwitz, Frankfurt a.M.
Hamm-Brücher, Hildegard 1997: Freiheit ist mehr als ein Wort. Eine Lebensbilanz, Köln
Hartman, Geoffrey 1986: Bitburg in Moral und Political Perspective, Bloomington
Hartman, Geoffrey 1997: The fateful question of culture, New York
Hartman, Geoffrey 1999: Der längste Schatten. Erinnern und Vergessen nach dem Holocaust, Berlin
Huhnke, Brigitta 1998a: Patriarchale Politikvermittlung. Zwei Fallstudien: Die Bundespräsidentenwahl von 1994 und die 4. Weltfrauenkonferenz 1995 im öffentlichen Fernsehen, Pfaffenweiler
Huhnke, Brigitta 1998b: Die Singularität des Holocaust, in: Jens Mecklenburg / Wolfgang Wippermann: »Roter Holocaust?« Kritik des Schwarzbuch des Kommunismus, Hamburg, 118–141
Huhnke, Brigitta 1999: »Political Correctness« – ein Mantra aggressiver Remaskulinisierung, Manuskript ca. 300 Seiten
Juelich, Dierk (Hg.) 1997: Geschichte als Trauma. Für Hans Keilson, Gießen
Kaplan, Harold 1994: Conscience and Memory. Meditations in a Museum of the Holocaust, Chicago and London
Langer, Lawrence L. 1991: Holocaust Testimonies. The ruins of memory, New Haven and London
Langer, Lawrence L. 1995: Admitting the Holocaust, New York, Oxford
Laub, Dori 1992: Bearing Witness, or the Vicissitudes of Listening, in: Shoshana Felman, /Dori Laub: Testimony. Crisis Of Witnessing In Literature, Psychoanalysis and History, London
Laub, Dori 1999: The Question Of German Testimony: Not Knowing And The Perpetrator, unveröffentlichtes Manuskript, Yale
Laub, Dori / Nanette C. Auerhahn 1991: Zentrale Erfahrungen des Überlebenden: Die Versagung von Mitmenschlichkeit, in: Hans Stoffels (Hg.): Schicksale der Verfolgten. Psychische und somatische Auswirkungen von Terrorherrschaft, Berlin, Heidelberg, New York, 254–276
Levi, Primo 1995: Die Untergegangenen und die Geretteten, München (zuerst 1990)
Lorenz, Dagmar 1992: Verfolgung bis zum Massenmord. Holocaust-Diskurse in deutscher Sicht, Lang, New York, Berlin

- Lyotard, Jean-Francois 1997: Streitgespräche, oder: Sätze bilden »nach Auschwitz«, in: Elisabeth Weber / Georg Christoph Tholen, 18–50
- Moeller, Robert G. 1996: War Stories: The Search for a Usable Past in the Federal Republic of Germany, in: *The American Historical Review* Vol 101, Nr. 4 October 1996, 1008–1048
- Postone, Moshe 1995: Antisemitismus und Nationalsozialismus. Ein theoretischer Versuch, in: Michael Werz (Hg.): *Antisemitismus und Gesellschaft. Zur Diskussion um Auschwitz, Kulturindustrie und Gewalt*, Frankfurt a.M.
- Ronell, Avital 1997: Formen des Widerstreits, in: Elisabeth Weber / Georg Christoph Tholen, 51–70
- Sicher, Efraim 1998: *Breaking Crystal. Writing and Memory after Auschwitz*, University of Illinois
- Speier, Sammy 1997: Manifestationen der totgeschwiegenen Vergangenheit 1933- 1945 im heutigen Alltagsbewußtsein: Die BRD – ein politisch menschlicher Krisenherd?! *Keht vor der eigenen Tür!*, in: Juelich, Dierk (Hg.), 95- 106
- Stoltzfuss, Nathan 1999: *Widerstand des Herzens. Der Aufstand der Berliner Frauen in der Rosenstraße 1943*, München
- Weber, Elisabeth / Georg Christoph Tholen 1997: *Das Vergessen(e). Anamnesen des Undarstellbaren*, Wien
- Young, James 1997: *Beschreiben des Holocaust*, Frankfurt a.M.
- Zimmermann, Moshe 1998: *Zweierlei Holocaust. Der Holocaust in den politischen Kulturen Israels und Deutschlands*, Göttingen

Alfred Schobert

Walsers Wunschgeschichte der Nation

Vorbemerkung

Das Wintercolloquium des DISS im Dezember 1998 war überschattet von den ersten spürbaren fatalen Konsequenzen, die Martin Walsers Dankrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels in der Frankfurter Paulskirche im mediopolitischen Diskurs bereits gezeitigt hatte. Mit seiner Rede machte sich Walser, der sich als Romancier auf manche Aspekte des Normalismus verstand¹, zum Vorsänger derer, die das Lied anstimmen, die Deutschen seien endlich wieder ein »normales Volk«.² Viele Vorträge und Diskussionsbeiträge gingen auf die laufende Debatte in Nebenbemerkungen ein; alle Teilnehmer und Teilnehmerinnen unterzeichneten einen Brief an Ignatz Bubis, in dem wir unsere Solidarität mit seiner Intervention ausdrückten und versprachen, uns also verpflichteten, am Thema (weiter) zu arbeiten und mit unseren Möglichkeiten in die Debatte einzugreifen. Überlegungen, die *zum Teil* bereits in die Einleitung zu unserer Dokumentation über die enthusiastische Resonanz der rechten Presse auf Walsers Rede eingegangen sind (vgl. Schobert 1999, 7f. u. 11–15), werden im folgenden weiter ausgeführt.

Die Friedenspreis-Rede im Kontext

Häufiger schon seit Ende der siebziger Jahre hatte Walser nicht nur die Lippen gespitzt, sondern tatsächlich für die deutsche Nation gepfiffen; dies ging, wie im folgenden exemplarisch an einigen Texten und zentralen Motiven gezeigt werden wird, weit über die simple und in diesem Kontext höchst suggestive und demagogische Gegenüberstellung von geteilter Nation als Wahn und geeinter Nation als Normalität hinaus.³

1 Vgl. grundlegend zum Normalismus Link 1997 und dort die kurze Skizze zu Walsers Kristlein-Trilogie (360f.); vgl. auch die Darstellung des normalistischen Sexualdrucks in »Ein fliehendes Pferd« (Walser 1978, 66ff.).

2 Die rechte Rezeption der Walser-Rede ist dokumentiert in Dietzsch u.a. (Hg.) 1999.

3 So sagte Walser in einem Interview: »Deutschland war der Austragungsort für eine weltweite Anormalität. Und was weltweit anormal ist, das kann doch nicht vernünftig ge-

Walsers »Geschichtsgefühl« (Walser 1997, 432) artikuliert sich als Wunsch nach Geschichte. Der Schriftsteller fundiert die Möglichkeit (und vorgebliche Notwendigkeit) jener gewünschten Geschichte der Nation in der Grundlage seines Metiers, der Sprache, genauer der Muttersprache. Walsers mehr oder minder feierlichen Gelegenheiten sich verdankende Beiträge zur Geschichte der deutschen Nation gehen über Literaturgeschichte hinaus und widmen sich so grundverschiedenen Gestalten wie Albert Leo Schlageter und Victor Klemperer. Diese werden in einer Wunschgeschichte zusammengebracht.

Im Schoß der Mutter Sprache

Ein häufig wiederkehrendes Bekenntnis in Walsers Reden und Essays ist sein »Vertrauen in die Sprache«⁴, dem er auch im Schlussteil der Frankfurter Rede Ausdruck verlieh. Dort fügte er an, er »liefere« sich »der Sprache aus, überlasse ihr die Zügel, egal, wohin sie« ihn »führe«. Auch Johann, Walsers Alter ego im Roman »Ein springender Brunnen«, ist am Ende der Geschichte von Pubertät und Nazismus so weit, »sich einfach der Sprache an[zu]vertrauen«.⁵ Das »Sprachwerk«, so fuhr Walser in der Paulskirche fort, sei »nicht verwertbar«, die »literarische Sprache« wolle – und darin sieht Walser ihre Besonderheit – »nichts verkaufen«, daher gelte: »Nichts macht so frei wie die Sprache der Literatur.«⁶ Die wiederum ist verwurzelt in der »Muttersprache«; »ganz sicher«, so Walser in einem Gespräch,

»ganz sicher wird ein Schriftsteller von der ersten Sprache, die er hört und aufnimmt und lernt und spricht, geprägt. Also ich bin ganz sicher von meiner Muttersprache geprägt worden. Meine eigene Mutter hat nie in ihrem Leben einen hochdeutschen Satz gesagt und hat hochdeutsche Wörter benutzt, wie wir sie nie benut-

macht werden. Deswegen war es auf jedem Niveau – vom privatesten Briefwechsel bis hinauf zur Weltpolitik – Wahnsinn« (Walser 1998b, 15). Zum Stellenwert der »Normalität« in der Paulskirchen-Rede vgl. Schobert 1999, 9f.

4 Vgl. auch den Schluss seiner Laudatio auf Victor Klemperer: »Es ist zwar kein Trost, aber eine Art Ermutigung, daß das Medium, in dem dieses Zeugnis erscheinen kann, die Sprache ist. ›Gegen die Wahrheit der Sprache gibt es kein Mittel«, hatte Klemperer im März 42 notiert« (Walser 1997, 591).

5 Walser 1998a, 404. Daher rührt auch der an Nietzsches »Also sprach Zarathustra« angelehnte Romantitel: »Er hatte gezielt, statt sich anzuvertrauen. Er mußte sich das Zielen abgewöhnen. Sich den Sätzen anvertrauen. Der Sprache. [...] Was durch die Sprache, also von selbst aufs Papier gekommen wäre, müßte von ihm nur noch gelesen werden. Die Sprache, dachte Johann, ist ein springender Brunnen« (ebd., 405f.).

6 Vgl. dazu Brumlik 1999, 21.

zen würden. Sie hat das Hochdeutsche immer in einem gequälten Alemannisch ausgesprochen, und da hab ich schon die Differenz zwischen Hochsprache und Muttersprache gemerkt, also das hat sicher eine Rolle gespielt. Ich glaube, daß eine Freude an der abhängigen Redeweise vom Alemannischen kommt, das ja eine Konjunktivkultur hat, gegen die das Hochdeutsche ein leeres Fußballfeld ist, und meine Konjunktivbesessenheit verdanke ich liebend gerne der alemannischen Mundart« (Walser 1998b, 24f.).

Das ist keine nur zufällige und nebensächliche Interviewauskunft; mehrfach hat Walser seine »Muttersprache« ausdrücklich gefeiert, oft ergänzt um emphatische Charakterisierungen des Dialekts.⁷ Mit »Muttersprache« ist mehr gemeint, als im landläufigen Gebrauch des Wortes bedacht wird. Vom Wort her bezeichnet »Muttersprache« die Sprache der Mutter. Gemeint ist diejenige Sprache, in der ein Kind aufwächst, die Sprache der Umgebung, in der es lebt, noch genauer: die *eine* Sprache, in der es aufwächst. Stillschweigend werden hier Abstammung und Ansässigkeit zusammengedacht. Theoretisch-konzeptionell, also in der erforderlichen Allgemeingültigkeit, war diese Identifizierung von Abstammung und Ansässigkeit nie überzeugend, denn Mobilität, Wanderung (aus welchen Motiven und unter welchen Zwängen auch immer) ist kein Phänomen erst unserer Zeit. In der Realität von Einwanderungsgesellschaften verliert diese Identifizierung auch zunehmend ihre Plausibilität erzeugende Verankerung in den vorherrschenden Verhältnissen.

Ungeachtet dessen berührt dieses kurzschlüssige abstammungsgemeinschaftliche Verständnis von »Muttersprache« auch ihre wissenschaftliche Thematisierung, so – je nach den Zeitläuften mehr oder minder – deutlich beim in der Germanistik nach wie vor einflussreichen Leo Weisgerber. In seinen Arbeiten während der Nazi-Zeit verstand Weisgerber »Muttersprache« so:

»Die Muttersprache bahnt den Weg, auf dem ein Volk sich seiner selbst bewusst wird, die in den Bindungen des Blutes und des Lebensbodens angelegte Gemeinsamkeit zur geschichtlich wirksamen Gemeinschaft des Denkens und Handelns ausbaut und durch das Schaffen bleibender, allen lebenden und künftigen Volksgliedern zu gute kommender Werte krönt.«⁸

Dies wirkte, terminologisch entschlackt, nach 1945 fort. Weisgerber vertrat wei-

7 Das geht über den Gebrauch von Dialekt in den Dialogen der Romane, bspw. des Ostpreußischen in »Seelenarbeit« (Walser 1979), hinaus; vgl. Walsers 1977 veröffentlichten Essay »Zweierlei Fuß. Über Hochdeutsch und Dialekt« (Walser 1986b, 28–35), das »Vorwort als Nachwort« in Walser 1998a, 409–413 u. zur Kritik Köhler 1999, 112.

8 Leo Weisgerber: Die volkhaften Kräfte der Muttersprache. 2. Auflage Frankfurt 1942, 83; hier zit. nach Lerchenmüller 1996, 67.

terhin die Kernthesen zur Bedeutung der Muttersprache als »volkhafte« und »volkbildende« Kraft. Den Gedanken von der »Schädlichkeit« der Mehrsprachigkeit rettete Weisgerber über die militärische Niederlage des Nazismus hinaus⁹, und er präsentierte seine auf Konfrontation hinauslaufenden Vorstellungen von Sprach- und Volkstumsgrenzen bis in die siebziger Jahre öffentlich (vgl. Lerchenmüller 1996, 67).

In diesem im gesellschaftlichen Diskurs, im Alltagsdiskurs wie auch (mit Abstrichen) im Wissenschaftsdiskurs vorherrschenden Sprach-Verständnis steht offenbar Walsers Feier der »Muttersprache«. In »Der unterirdische Himmel«, der Rede zum 25jährigen Bestehen des Deutschen Literaturarchivs in Marbach 1980 (Walser 1988, 32–39), rühmt Walser das schwäbisch-alemannische Land, denn es eigne sich besonders, »der Nation den Archivar zu spielen«. Auf Geschichte, der das Archiv diene, sei die deutsche Nation »mehr als andere [...] verwiesen«,

9 »Kenntnis mehrerer Sprachen gibt es in gewissen Grenzen; gleichwertige Sprachen nebeneinander erscheinen als *fragwürdiger Reichtum* [Hrvh. AS] (es sei erinnert an die Ergebnisse des Luxemburger Zweisprachigkeitskongresses von 1928 oder an H. Schuchards Wort: ›Wenn es vorkommt, daß einer, um mit Ennius zu reden, drei Herzen besitzt und diese wirklich gleich groß sind, so werden sie an sich ziemlich klein sein‹); zwei Muttersprachen nebeneinander sind nur unter ganz seltenen Ausnahmebedingungen anzutreffen« (Weisgerber 1949, 20). So – und unter Berufung auf den Tagungsband der Luxemburger Konferenz »Le bilinguisme et l'éducation« (1928) – argumentierte auch Fritz Stroh in seiner 1933 vorgelegten Habilitationsschrift und sah die »Schädlichkeit« der Mehrsprachigkeit »für die Geistesentwicklung und die Persönlichkeitsentfaltung« als »heute erwiesen« an, was »außerordentlich bedeutsame[...] volkspolitische[...] Folgerungen« (Stroh 1933, 81) nach sich ziehe. Der VDA-Funktionär Hans Steinacher (1933 Reichsführer des VDA) stieß 1954 in der Festschrift für Karl Maßmann ins selbe Horn: »Nur aus gesunden volklichen Bausteinen werden dauerhafte großräumige und übernationale Staatengebilde entstehen, niemals aus Nomadentum und *wurzellosen Polyglotten* [Hrvh. AS], aus volklichen Zwischenschichten oder aus zerstörten Volkheiten. Die Deutschen, welche die Gedanken des Volkstums und volklichen Denkens am umfassendsten und tiefsten gedacht haben, tragen ein verpflichtendes Erbe für Europa und die Welt« (zit. nach von Goldendach/Minow 1994, 262). – Vehement gegen die eine Sprache als »Muttersprache« und die daraus abgeleitete Vorstellung, der »sprachlich unzentrierte Mensch« sei sich selbst ein Fremder, argumentiert George Steiner, der mehrsprachig aufgewachsen ist und ins Exil gezwungen wurde (vgl. Steiner 1999, 105–135); bei ihm steht dies allerdings im Kontext einer theologischen und theoretisch reaktionären Sprachkonzeption (vgl. Steiner 1990 u. zur Kritik Lange 1993 u. Schobert 1995, 67f.). Vgl. auch die erfahrungsgesättigte indirekte Attacke auf die Ideologie der Muttersprache und der einen eigenen Sprache in Derrida 1996.

da »die konvulsivische Nation nun zerstört« sei »in einem Ausmaß, das eine Nation allein überhaupt nicht verschulden könne«. Walser bindet die Zukunft der Nation an ihre Vergangenheit, an *Geschichte*: »Nur wenn wir eine Nation waren, werden wir wieder eine sein.« Daraus resultiert eine kollektive Aufgabe für die Gegenwart, zu der Walser sich und seine Landsleute autorisiert: »Und das regelt keiner außer uns selbst.« Vorneweg läuft der Schriftsteller, der mittels Sprache Geschichte entstehen lassen könne:

»Wenn man mit Sprache zu tun hat, möchte man Geschichte für möglich halten. Ich verstehe Becketts Sinnlosigkeitspropaganda als eine verhältnismäßige Reaktion auf ein Leben in einer Fremdsprache. Nachfolger, die, mitten in ihrer Muttersprache lebend, eine ähnliche Geschichtsöde ausbilden wollen, kommen mir vor wie Kinder, die, weil sie keine wirkliche Pistole haben, Peng-Peng machen müssen. Ich gebe zu, daß ich ein bestimmtes Vertrauen zur Sprache habe. Es stammt aus der Erfahrung, daß das Schlimmste, das einem passiert, am meisten nach Sprache schreit. [...] Indem die Sprache auf das Schlimmste antwortet, hebt sie es auf. Es ist aber die Muttersprache, in der man da aufhebt. Man beklagt sich also noch einmal bei der großen Beschützerin über das, was einem passiert. Das Schlimme zur Sprache bringen heißt, es vergleichen mit dem, was in der Sprache schon vorhanden ist. So entstünde Geschichte.«(Walser 1988, 32f.)

Auf vertrackte Weise sind hier mehrere Argumentationsfäden verknüpft: Die eine Sprache als die »Muttersprache«, Nation und Geschichte werden in ein gegenseitiges Bedingungsverhältnis gerückt. »Muttersprache« wird emotional aufgeladen als »große Beschützerin« genannt, an kindliche Schutzsuche und Symbosewünsche appellierend. Die psychische Regressionswünsche anrufende Vorstellung von Sprache als »Beschützerin« wird nach vorwärts gewandt in eine tröstende, wenn nicht gar rettende »Aufhebung«¹⁰ des »Schlimmsten«, als Schaffung von »Sinn«.

Nicht zufällig führt Walser – freilich in Gestalt eines Zugeständnisses – Sa-

10 Nicht nur konstativ privilegiert Walser hier seine Muttersprache, er performiert dies zugleich, indem er hier gleich zweimal auf das Verb »aufheben« zurückgreift. Das hat Tradition. Hegel schrieb in der »Wissenschaft der Logik« über Aufheben als »eine[n] der wichtigsten philosophischen Begriffe«: »Die [...] zwei Bestimmungen des Aufhebens können lexikalisch als zwei Bedeutungen dieses Wortes aufgeführt werden. Auffallend müßte es aber dabei sein, daß eine Sprache dazu gekommen ist, ein und dasselbe Wort für zwei entgegengesetzte Bestimmungen zu gebrauchen. Für das spekulative Denken ist es erfreulich, in der Sprache Wörter zu finden, welche eine spekulative Bedeutung an ihnen selbst haben; die deutsche Sprache hat mehrere dergleichen« (Hegel 1812, 113f.). In der »Enzyklo-

muel Beckett ein, der in einer Fremdsprache schreibe und daher »Sinnlosigkeitspropaganda« produziere.¹¹ Entwurzelung – und als solche versteht Walser das Schreiben in einer Fremdsprache – destruiert demzufolge die sprachlichen, genauer: *muttersprachlichen* Möglichkeiten von Sinn-Stiftung. Damit sind für Walser diejenigen, die »mitten in ihrer Muttersprache lebend« sich nicht an der idyllisch gedachten nationalen Sinnstiftung beteiligen und stattdessen eine »Geschichtsöde ausbilden wollen«, erledigt. Daß dieser Haltung gesellschaftliche Erfahrungen im Deutschland des 20. Jahrhunderts zugrundeliegen könnten (u. a. der Eintritt der Muttersprache in die Partei), die – trotz vielleicht sogar großer Wertschätzung der deutschen Sprache – ein notwendiges gebrochenes Verhältnis zu Deutschland erzwingen, zieht Walser nicht einmal in Erwägung.¹² Der »Zivilisationsbruch«¹³, den wir mit dem Ortsnamen Auschwitz und den Begriffen Holocaust und Shoah zu benennen suchen, hat für Walser *als Bruch in der Geschichte* nicht stattgefunden; er preßt per Aufhebung aus der als kontinuierlicher Traditi-

pädie der philosophischen Wissenschaften« schreibt Hegel über die »gedoppelte Bedeutung unseres deutschen Ausdrucks aufheben«: »Dieser sprachgebräuchliche Doppelsinn [...] darf nicht als zufällig angesehen noch etwa gar der Sprache zum Vorwurf gemacht werden, als zu Verwirrung Veranlassung gebend, sondern es ist darin *der über das bloß verständige Entweder-Oder hinausreichende spekulative Geist unserer Sprache* zu erkennen« (Hegel 1830, 204f.; Hrvh. AS.). Hegel setzt der deutschen Muttersprachlerei aber Grenzen, wenn er festhält, »daß die philosophische Kunstsprache für reflektiertere Bestimmungen lateinische Ausdrücke gebraucht, entweder weil die Muttersprache keine Ausdrücke dafür hat oder, wenn sie deren hat [...], weil ihr Ausdruck mehr an das Unmittelbare, die fremde Sprache aber mehr an das Reflektierte erinnert (Hegel 1812, 114f.). Das halt bei Adorno wider, wenn er schreibt, im bedachten Gebrauch des Fremdwortes stecke »das Wissen, daß Unmittelbares nicht unmittelbar zu sagen, sondern nur durch alle Reflexion und Vermittlung hindurch auszudrücken sei« (Adorno 1981, 221).

11 Attacken auf Beckett finden sich häufig bei Walser; vgl. Walser 1991a, 119f., 196 u. 206 u. 1998b, 101f. 1979 ging Walser in »Händedruck mit Gespenstern« mit Samuel Beckett und linken Intellektuellen (insbesondere Adorno) ins Gericht: »Geschichtsabweisend ist der aktuelle Intellektuelle. Beckett ist sein Mann. Schöne Ausbrüche der Ich-Sucht, autoerotisches Babytum und die ständig gefeierte Selbstmordwürdigkeit der menschlichen Existenz sind das Lieblingsspiel. Ich vermute, daß seit Beckett der Geschichtsverlust in der Literatur drastisch zugenommen hat. Oder kommt mir das nur so vor, weil ich von der deutschen Literatur ausgehe? Ist Beckett wegen seiner heroischen Geschichtsverneinung ein deutscher Lieblingsdichter? Adorno hat diese Geschichtsverneinung mit polemischen Bemerkungen gegen Brecht abgesegnet« (Walser 1997, 20f.). Bezugspunkt der Kritik Walsers ist Adornos »Versuch, das Endspiel zu verstehen« (Adorno 1981, 281–321).

onsstrom gedachten Geschichte weiter Sinn.

Muttersprache ist eben die Sprache des Volkes, was die sich vom Volk absetzenden und nationsfeindlichen Intellektuellen nicht zu schätzen wissen. »Als Mensch, der eine Sprache spricht«, so betont Walser gegen sich der nationalen »Arbeit im Daseinsbejahungsdienst« verweigernde »Verneinungsvirtuosen« (Walser 1991a, 256), könne man »das Nationale nicht abtun«. ¹⁴ Entsprechend breiten Raum nehmen in Walsers Werk Kritik an Intellektualität und Intellektuellenschele ein, angefangen bei der Aversion gegen »Fremdwörter«. ¹⁵ Über die Sprache der Psychoanalyse, von der er eingestandermaßen keine Ahnung hat (vgl. Walser 1991a, 175), »möchte« der Schriftsteller »fast sagen, daß« er »durch und durch unbereit« sei, ihr »einen Bezeichnungswert einzuräumen«. ¹⁶ Soziologie sterilisiere die Sprache (vgl. Walser 1997, 430), »Soziologie wurde erfunden, damit man ohne Erfahrung schreiben kann« (Walser 1998b, 170). Versuche der theoretischen Integration von Psychoanalyse und Marxismus sind ihm ein

12 Man könnte dies bspw. an Adorno zeigen, der freimütig die erotische Besetzung der Sprache eingestand (vgl. Adorno 1981, 218), in seinem Fall eben der deutschen Sprache. Um die »Pönitz einer längeren Fußnotengeschwulst« (Max Weber) zu vermeiden, sei nur das Beispiel einer Eigentümlichkeit der deutschen Sprache zitiert, die Adorno rühmt, nämlich die im deutschen Sonderweg zurückgebliebener Zivilisierung begründete (vgl. Adorno 1981, 218), doch für den »Ausdruck der Wahrheit« produktiv zu machende »Dis-

panz zwischen Fremdwort und Sprache«: »Insofern ist das Deutsche weniger und mehr als die westlichen Sprachen; weniger durch jenes Brüchige, Ungehobelte und darum dem einzelnen Schriftsteller so wenig Sicheres Vorgebende, wie es in älteren neuhochdeutschen Texten so kraß hervortritt und heute noch im Verhältnis der Fremdwörter zu ihrer Umgebung; mehr, weil die Sprache nicht gänzlich vom Netz der Vergesellschaftung und Kommunikation eingefangen ist. Sie taugt darum zum Ausdruck, weil sie ihn nicht vorweg garantiert« (ebd., 220).

13 Vgl. Diner 1987a u. 1987b u. Diner (Hg.) 1988.

14 Walser 1998b, 40. Kurz zuvor hatte Walser gesagt: »Die Dimension des Nationalen ist die Dimension des Historischen, und das Historische kann man nicht ablegen. Das hat nichts mit Blut-und-Boden zu tun und nichts mit Vererbung, sondern mit Tradition und drückt sich zum Beispiel in der Sprache aus« (ebd., 39). »Das Nationale« als ewig Historisches, damit Überhistorisches? Andererseits betont er, konfrontiert mit Kritik, in anderen Interviewpassagen: »Daß die Nation etwas Vorübergehendes ist, habe ich immer gesagt« (ebd., 88).

15 Diese entwickelt Walser in Maßen; so sagte er im 1984 publizierten Gespräch mit Anton Kaes: »Ich würde jetzt einfachere Wörter vorziehen. Möglichst keine Fremdwörter für Inneres. Das ist so ein Bedürfnis von mir, in letzter Zeit« (Walser 1991a, 140).

Greuel¹⁷; Freud und Marx gelten Walser als »Supermarkt, in dem sich jeder bedient«¹⁸ – käufliche Sprache also, während, wie gesehen, Walser die Sprache der Literatur von der Zirkulation strikt trennt. Insbesondere auf die Kritische Theorie der Frankfurter Schule hat er es abgesehen – eine Theorie- und Forschungstradition, die sich, aufbauend auf Forschungsarbeiten zum Faschismus und (faschistischen) Antisemitismus, auch mit dem im Post-Holocaust-Deutschland fortlebenden Antisemitismus, der herrschenden aggressiven Erinnerungsabwehr und dem sekundären Antisemitismus beschäftigte (vgl. Rensmann 1998). Sie nimmt er in Episoden des Romans »Die Verteidigung der Kindheit« aufs Korn. Angriffsziel ist Ludwig von Friedeburg, langjähriger Direktor des Frankfurter Instituts für Sozialforschung, der bis 1974 Kultusminister des Landes Hessen war und als nicht namentlich genannter Dienstherr des Protagonisten Alfred Dorn fungiert, als Minister, der »den Aufbruch zum neuen Menschen« (Walser 1991b, 418) verkünde. Recht deutlich wird auf seine Familiengeschichte angespielt, das demokratische Engagement des »edlen Kulturrevolutionärs« (ebd., 442) gilt als überzogene Kompensation väterlicher und eigener Sünden. Das richtet sich direkt gegen kritische Beschäftigung mit der Nazi-Vergangenheit¹⁹ und mündet im

16 Walser 1998b, 7.; Walsers Held Alfred Dorn im Roman »Die Verteidigung der Kindheit« denkt ähnlich über »Freudsche Wörter« und »Freud-Etiketten« (vgl. Walser 1991b, 334, 336 u. 376). Im Roman »Brandung« läßt Walser Halm pejorativ von einer »Tatbestandsermittlungssprache« sprechen, die Träumen nicht angemessen sei (Walser 1985, 277), denn – so Walser in einem Gespräch 1992 – Freuds »Traumlehre« sei »viktorianisch beschränkt und grotesk«: »Meine Traumerfahrung widerlegt jede Nacht diesen ganzen Freud« (Walser 1998b, 46).

17 Aus der Perspektive seiner »Puppe« (Walser, 1998b, 78) Alfred Dorn spricht Walser abfällig von der »Kopulierung Marx-Freud« (Walser 1991b, 418; vgl. auch 334–336, 344, u. 376f.).

18 Walser 1991a, 176; gemäß dieser Logik preist Walser im Roman »Finks Krieg« die Sprache der Psychoanalyse aus: »Der Beamte Fink hat die Schmutzwörter immer gerade wegen ihrer Kraft, üblen Geruch herzubeschwören, verwendet. Wer an *billigeren Sprachgebrauch* (Hrvh. AS.) angeschlossen ist, wird mir sagen, der Beamte Fink sei anal fixiert« (Walser 1986a, 296).

19 »Der Minister wurde durch den Richtlinienstreit eine Zeit lang berühmt. Amtmann Glück: Ehedem der jüngste deutsche U-Boot-Kapitän, einmal vorn, immer vorn. Jetzt also im Demokratischen. [...] Der Minister – aus einer historisch nennenswerten Familie stammend – war [...] ein radikaler Sozialdemokrat. [...] Alfred hatte schon öfter bemerkt, daß Kinder aus feinen Familien sich aufführen, als wollten sie die sozialen Sünden ihrer Väter gutmachen. Die Welt hat dann wieder zu leiden unter ihnen, wenn auch unter anderen Vorzeichen« (Walser 1991b, 417).

Nachplappern traditioneller Topoi der Intellektuellenkritik, derzufolge Intellektuelle die »Geringfügigkeit der eigenen Erfahrung« durch den Bau eines »inne[n] Reich[es]« ersetzen, wobei ihnen in dieser »Religion« die Rolle der herrschenden Priester zufalle (ebd., 418).²⁰ Doch Walser kennt Helden, die wirkliche Erfahrungen machen.

Schlageter, »ein Braver«

1981 legte Walser eine Ehrenrettung Albert Leo Schlageters vor, in der sich seine Liebe zu Heimat und deutscher Nation zu einer krassen Verteidigung eines kultisch verehrten Helden des Nazismus steigerte. Walser verstand den Text »Schlageter. Eine deutsche Verlegenheit«²¹ als kritisch-konstruktiven Beitrag zu den »kleinen Feiern, die NPD-Mitglieder und andere Freunde faschistischer Farben jedes Jahr am 26. Mai in dem Schwarzwaldort Schönau im Oberen Wiesental abhalten« (111). Schlageter wurde am 26. Mai 1923 von der Besatzungsmacht hingerichtet, weil er im von französischen Truppen besetzten Ruhrgebiet verschiedene Sabotageakte begangen hatte. Daher wurde und wird er von großen Teilen der extremen Rechten als Märtyrer der deutschen nationalen Sache verehrt.²² Zeitgemäß bettet Walser seine Ehrenrettung Schlageters in eine populistische Anrufung des Volkes jenseits von Klassen, der kleinen Leute jenseits des Links-Rechts-Gegensatzes:

»Die Dialektik, nach der wir uns bewegen, läßt uns offenbar mehr Stationen pas-

20 Konsequenz parallelisiert Walser, der »katholische Krüppel« (Walser 1991a, 170), im Gespräch mit Ignatz Bubis den angeblich von Intellektuellen ausgeübten Zwang mit dem Zwang des Katholizismus, wie auch Köhler herausstreicht (vgl. Köhler 1999, 110). Walser hat sein Leiden am Katholizismus, den ihm die Mutter einimpfte, mehrfach betont (vgl. ebd., 171 u. 192f u. 1986b, 160); die Beichte interpretiert er nicht als Entlastung, und sein Alter ego Johann erlebt »das erste Mal« als intensiven psychischen Konflikt (vgl. Walser 1998a, 168ff.).

21 In: Walser 1986b, 111–124 (im folgenden Abschnitt im Text durch einfache Seitenangaben zitiert); vgl. auch Walser 1991a, 155 u. 188f.

22 Die Schlageter-Verehrung war zeitweilig nicht auf die Rechte beschränkt. Unter dem Einfluß Karl Radeks, der Schlageter als »Märtyrer des deutschen Nationalismus« bewunderte, schlug die KPD den verhängnisvollen sogenannten »Schlageter-Kurs« ein. Sie verstand sich als »geschworene Gegnerin des Versailler-Friedens, der das deutsche Volk beraubt und versklavt« habe, und scheute sich nicht, antisozialistische Propagandafloskeln der Nazis zu übernehmen. Vgl. zu diesen ideologischen Wirren (im Kontext der Entwicklung des »Nationalbolschewismus«) Dupeux 1985, 178–205.

sieren als im Schema von Links und Rechts jeweils Platz haben. Darf oder muß der historische und der gegenwärtige Bestand in linke und rechte Domänen zerfallen? Es ist noch keine zwanzig Jahre her, da glaubte eine Sorte Intellektueller, *Wald* sei etwas Reaktionäres, *Gesangverein* auch« (124).

Walser macht hier deutliche Anleihen bei der damals boomenden Ökologiebewegung; ein Slogan der Partei Die Grünen lautete bekanntlich, man sei »nicht rechts, nicht links, sondern vorn«. Auf dieser Grundlage sollte der NPD Schlageter streitig gemacht werden:

»Jene militante Friedhofs-Schar, die durch keine Katastrophe aus ihrer reaktionären Unbelehrbarkeit aufgeschreckt werden kann, sollte durch uns nicht immer nur in ihren Parolen fixiert und bestätigt werden. Wir haben denen etwas streitig zu machen. Schlageter, zum Beispiel. Schon um des historischen Anstands willen« (124).

Walser gibt zwar vor zu verstehen, »warum man mit Ekel und Abscheu reagiert auf diesen Namen, wenn man meint, Schlageter sei das, was der Nationalsozialismus aus ihm gemacht hat« (114). Doch er hält in anheimelnden Ton dagegen:

»Ich halte ihn für einen Braven, für einen Katholiken, für einen Begabten, für einen Bauernbuben, für einen Reinen, für einen, der erzogen wurde, Höherem zu dienen« (115).

Verständnisinnig zeichnet Walser Schlageters Werdegang im höheren Dienst nach, vom Berufswunsch Pfarrer bis zum Militärdienst während des Ersten Weltkrieges.

»Erst nach dem Krieg scheint er jener Patriot geworden zu sein, an dem sich der Nationalsozialismus bedienen konnte. Aber auch da war er kein Mörder und kein Bluthund. Er war auch ganz sicher nicht der Landsknecht, den man kaufen kann. Ohne daß die Religion für ihn an Kraft eingebüßt hätte, war jetzt seine Fähigkeit zum Dienst ganz auf das Vaterland gelenkt. Und daß es dem dreckig ging, und daß diese Versailles-Misere einen so zum Opfer Erzogenen nun zum Freikorps-Kämpfer werden ließ, ist doch verständlich« (116).

Später, erstmals wohl Mitte der 80er Jahre, wird Walser in diesem Zusammenhang auf Golo Manns Wort von der »Mutterkatastrophe« zurückgreifen (vgl. Walser 1991a, 224f.). Nicht genug damit, daß Walser hier Schlageter reinwäscht. In einem Aufwasch gewinnt Walser auch noch Martin Heideggers Lobrede auf Schlageter, gewiss einer der Tiefpunkte im nazistischen Engagement des in der Provinz gebliebenen Philosophen von Weltrang, einiges ab:

»Es gibt in dieser braunen Präparatur einen einzigen Augenblick, über den sich zu

sprechen lohnt: die Rede, die Martin Heidegger als Rektor der Freiburger Universität zum 10. Jahrestag der Erschießung hielt. Das ist keine Pflichtübung. Heidegger sagt, Schlageter sei ›den schwersten und größten Tod gestorben‹. Weil wehrlos und allein. Er fragt, woher Schlageter die ›Härte des Willens‹ und die ›Klarheit des Herzens‹ gehabt habe, für dieses Schwerste und dieses Größte. Er führt die Willenshärte auf das Urgestein der Schwarzwaldberge, den Granit zurück. Die ›Klarheit des Herzens‹ werde von der ›Herbstsonne des Schwarzwaldes‹ genährt. Außerdem wird nur noch gesagt: ›Er mußte ins Baltikum, er mußte nach Oberschlesien, er mußte an die Ruhr.‹ Die Studenten sollten, sagt seine Magnifizenz, sich das alles zu Herzen nehmen« (122f.)

Wohl auf Theodor W. Adornos Heidegger-Kritik anspielend, fährt Walser fort, er wisse, »daß es inzwischen leicht ist, diese Rede für eine Beschwörung von Mythenkulissen zu halten.« Doch er widerspricht der (Sprach-)Kritik am »Jargon der Eigentlichkeit« (Adorno 1964) und hält, wieder rein subjektiv, geschmackleisch und umständlich bekennd, dagegen:

»Ich gestehe, daß ich finde, so könne man über Schlageter reden. Aber das ist meine Sache. Wer die Rede nicht mag, soll sie, von mir aus, nicht mögen. Aber warum soll man die Sozialgeschichte nicht auch durch Daten der Naturgeschichte ausdrücken. Komisch ist dieses Heidegger-Vokabular nur, wenn man es für metaphorisch hält« (123):

Es beruhigt, daß Walser zumindest anschließt, Heidegger sei »kein Schutz und Schirm« für die »Konfrontation« mit der NPD. Beunruhigend ist hingegen, daß Walser, von protestierenden Studierenden bei seinem Auftritt in Duisburg Ende 1998 auf seinen Schlageter-Text angesprochen, den »Braven« immer noch vehement verteidigte.

Prinzip Ungenauigkeit

Im November 1995 hielt Walser die Laudatio zur posthumen Verleihung des Geschwister-Scholl-Preises an Victor Klemperer.²³ Es mag ja angehen, daß Walser, wenn *er* geehrt wird, die Namenspatrone des jeweiligen Preises egozentrisch liest und dabei nicht von sich absehen kann²⁴, doch in diesem Fall einer Laudatio auf einen Verstorbenen stößt Walters Instrumentalisierung besonders auf. Walser legitimiert sich als Preisredner mit dem Hinweis, daß er in »Die Verteidigung der Kindheit« den »zwölfjährigen Romanhelden [...] dem unter Bewachung

23 Das Prinzip Genauigkeit. Über Victor Klemperer, in: Walser 1997, 565–592 (im folgenden Abschnitt durch bloße Seitenangaben im Text zitiert).

sneeschaufelnden und vom Schneeschaukeln erschöpften Juden Victor Klemperer begegnen« ließ (565; vgl. Walser 1991b, 308f.).

Mit Berufung auf Klemperer richtet Walser einen Angriff auf Gershom Scholem. Scholems Kritik am »Mythos von der deutsch-jüdischen Symbiose« schmerzte bei ihrer Veröffentlichung seine Anhänger und Freunde, wie sich Jürgen Habermas erinnerte, doch sie ließen sich von Scholem überzeugen.²⁵ Walser hingegen nimmt einmal mehr national übel, er kann Scholems Einschätzung »nicht ertragen«. Walser führt die Auseinandersetzung vor allem im Vergleich der Autobiographien bzw. autobiographischen Schriften Klemperers und Scholems.²⁶ Man fragt sich allerdings, wie genau Walser Klemperers Tagebücher gelesen hat, wenn er in betonter Kontrastierung Scholem vorwirft, er habe für den Assimilationswunsch Klemperers und anderer »nur eine Qualifikation: ›Selbstbetrug« (580). Klemperer selbst bedient sich gelegentlich genau dieses Begriffs, so am 5. April 1938, und erwägt am 27. März 1942, ob er nichts habe wissen wollen:

»Wie tief wurzelt Hitlers Gesinnung im deutschen Volk, wie gut war seine Arierdoktrin vorbereitet, wie unsäglich habe ich mich mein Leben lang betrogen, wenn ich mich zu Deutschland gehörig glaubte, und wie vollkommen heimatlos bin ich« (Klemperer 1996b, I. 401).

»An Elbogens ›Geschichte der Juden in Deutschland‹ [...] erschüttert es mich, auf einer wie dünnen Bodenschicht ich in meinem Deutschtum stehe. Erst 48 Gleichberechtigung der Juden, in den fünfziger Jahren noch einmal eingeschränkt. Dann in den siebziger Jahren schon wieder starker Antisemitismus und eigentlich die ganze Hitlertheorie bereits entwickelt. Ich habe von alledem wenig gewußt – wirklich, intensiv gewußt: gar nichts, vielleicht nichts davon wissen wollen. Trotzdem: Ich *denke* deutsch, ich *bin* deutsch – ich hab es mir nicht gegeben, ich kann es mir nicht ausreißen. [...]

Ich erwäge aus meiner jetzigen Studienlektüre heraus einen Nachtrag zum zweiten

24 In einem Interview vom März 1997 meinte Walser: »Ich muß über Hölderlin meinetwegen schreiben, nicht um anderer Leute willen. Ich kann nicht von mir absehen. [...] Ich muß keine ›Wahrheit‹ herausbringen aus dem Kunstwerk, ich muß herausbringen, was es mir ist. Was es mir jetzt ist« (Walser 1998b, 106). Vgl. seine Dankrede zur Verleihung des Schiller-Gedächtnispreises im November 1980 (Walser 1986c, 155–171, bes. 155).

25 Vgl. die Essays »Wider den Mythos vom deutsch-jüdischen ›Gespräch‹ (1962/1964) und »Noch einmal: das deutsch-jüdische Gespräch« (1965) in Scholem 1970, 7–19 u. Jürgen Habermas' 1978 verfaßten Essay »Gershom Scholem. Die verkleidete Tora« (Habermas 1987, 377–391).

26 Vgl. Klemperer 1996a u. 1996b u. Scholem 1977.

Curriculum-Band: *Que sais-je*. Was hab ich von den miterlebten Dingen wirklich miterlebt und wie? Das wäre psychologisch interessant« (Klemperer 1996b, II. 56).

Unbekümmert um die Tatsache, daß Voltaire alles andere als ein Gewährsmann für eine gegen Antisemitismus resistente Tradition der Aufklärung ist²⁷, schreibt Walser:

»Während Victor Klemperer jede antisemitische Gemeinheit als Rückfall ins Mittelalter qualifiziert, während er, der Adept Montesquieus und Voltaires, fest darauf vertraut, daß dieser doch ganz und gar reaktionär daherkommende Antisemitismus durch die Aufklärung längst überwunden sei, also keine historische Chance mehr habe, sagt Scholem, ›der allgemeinen Erfahrung des wachsenden Antisemitismus‹ konnte sich nur ein imaginäres Wunschdenken verschließen«. Das ist Auskunft NACH Auschwitz« (580).²⁸

Walser fährt fort, als sei Scholems Einschätzung eine bloße Sache subjektiver Vorliebe bzw. nachträglicher Bearbeitung und damit frisierter Erinnerung. Dabei wird Scholems Erinnerung von der historischen Forschung zum Antisemitismus

27 Vgl. zu Voltaires Antisemitismus schon Max Horkheimers knappe Skizze in seinem 1941 publizierten Bericht über das Forschungsprojekt über den Antisemitismus (Horkheimer 1988, 373–411, bes. 388f.). Joseph Maier hat Voltaires Haltung treffend charakterisiert: »Im warmen Herzen jedes Aufklärers blieb stets ein kalter Fleck für das lebendige Judentum. Voltaire, ja gerade Voltaire, der im Namen des Geistes gegen die Macht protestierte, im Namen der Wahrheit gegen jeden Wahn und Trug, im Namen der Freiheit gegen jede Tyrannei, im Namen der Gerechtigkeit gegen unschuldig Verfolgte und Verurteilte – dieser große Kämpfer für den Fortschritt und die Humanität beharrte gegenüber den Juden *en masse*, gegenüber der jüdischen Gruppe als Gruppe, auf der Figur des *odium generis humanum*« (Maier 1986, 151).

28 In Scholems Jugenderinnerungen heißt es: »Hier möchte ich ein Wort über das Phänomen der Assimilation sagen, das in meiner Jugend eine so große Rolle im Leben der deutschen Juden gespielt hat. [...] Die Hoffnung auf gesellschaftliche Emanzipation, die der 1867–70 beendeten politischen folgen sollte, teilweise auch geradezu Hoffnung auf Verschwinden im deutschen Volk – eine Hoffnung, die von den nichtjüdischen Kämpfern für diese Emanzipation weitgehend geteilt und ermuntert wurde – lag in verschieden stark bewußten Widerstreit mit der allgemeinen Erfahrung des wachsenden Antisemitismus, eine Erfahrung, der sich nur rein imaginäres Wunschdenken verschließen konnte« (Scholem 1977 38f.). Über die Aufsätze von dem Deutschtum verpflichteten und im Ersten Weltkrieg kriegsbegeisterten Juden wie Hermann Cohen schreibt Scholem weiter: »Diese Literatur hat etwas Gespenstisches, und das Unglück ist, daß dies nicht etwa erst jetzt, wo alles vorbei ist, sondern durchaus schon damals, als sie noch umjubelt wurden, wahrgenommen werden konnte« (ebd., 40).

bestätigt, derzufolge in »den Krisenjahren des Ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit [...] der Antisemitismus eine zuvor in diesem Ausmaß nicht gekannte öffentliche Wirksamkeit« (Berding 1988, 165) erreichte. Doch darüber sieht Walser weg. Er geht rein geschmäckerlich mit der Geschichte um und »möchte« sich Scholems

»Auskunft NACH Auschwitz lieber nicht anschließen. Daß die Ungeheuerlichkeit der Entwicklung dazu führt, bei allem, was vorher war, nur noch daran zu denken, daß nachher Auschwitz stattfand, ist zwar verständlich, trotzdem wehre ich mich gegen diese Sicht« (580).

Entsprechend entwirft Walser ein alternatives Bild der deutschen Geschichte dieses Jahrhunderts, indem er Golo Manns Wort von der »Mutterkatastrophe« mit einer Überlegung Klemperers zusammenführt:

»Victor Klemperer erwähnt einmal eine Hitlerrede, in der Hitler gesagt habe, ohne 1918 hätte er 1933 nicht geschafft. Klemperer fand das wohl auch. Golo Mann hat den Ersten Weltkrieg die »Mutterkatastrophe« genannt. Ohne diese Katastrophe hätte die noch schlimmere zweite nicht stattgefunden« (580).

Versteckt hinter der vagen Zuschreibung, Klemperer habe »das wohl auch« gefunden, reformuliert Walser hier *seine* seit langem vertretene historische Entlastungsargumentation und entwirft seine Wunschgeschichte. Die Verantwortung des nach der Weltmacht greifenden Deutschlands für den Ersten Weltkrieg wird negiert, die alliierten Sieger werden wegen des Versailler Vertrags gegeißelt, womit ihnen ein beträchtlicher Teil der Verantwortung für Hitler zugeschrieben wird, um dann die deutsche Teilung nach der militärischen Zerschlagung als eine Art Wiederholung des Fehlers von Versailles zu kritisieren.²⁹

Auch bezüglich des »deutsch-jüdischen Zusammenlebens« mißbraucht Walser Klemperer für sein »Wunschdenken«, sein »deutsches Wort für Utopie« (Walser 1997, 208), das mit der Eindeutschung, um das Mindeste zu sagen, die von Adorno Fremdwörtern zugeschriebene aufklärerische »Sprengkraft« (Adorno 1981, 640; vgl. ebd., 221) verliert:

»Hätte das deutsch-jüdische Zusammenleben unter zivilen und zivilisatorisch normal sich weiter entwickelnden Verhältnissen zu nichts als zur schlimmeren Katastrophe führen müssen? Ganz sicher nicht. Ich habe für diese Art Wunschdenken sonst wenig Gelegenheit, aber Klemperers Schriften, in denen acht Jahrzehnte dieses Zusammenlebens festgehalten und nacherzählt werden, zwingen einem dieses nachträgliche Wunschdenken förmlich auf. Und ich überlasse mich ihm nur zu

29 Vgl. Walser 1997, 249f.; vgl. auch ebd., 263.

gern. Viel lieber als dem, was nachher Wirklichkeit wurde. Wer alles als einen Weg sieht, der nur in Auschwitz enden konnte, der macht aus dem deutsch-jüdischen Verhältnis eine Schicksalskatastrophe unter gar allen Umständen. Das kommt mir absurd vor. Abgesehen davon, daß es dann kein deutsch-jüdisches Gedeihen in Gegenwart und Zukunft gäbe. Dem widerspricht aber schon die Einwanderungsstatistik. Deutschland ist, auch wenn das die Verklärer des häßlichen Deutschen nicht wahrhaben, ein Einwanderungsland, auch für Juden« (580f.).

In dieser Überlegung, auf die Walser in der Paulskirchen-Rede ausdrücklich zurückverwies, geht nach dem Prinzip Ungenauigkeit einiges durcheinander: Daß Deutschland kein Einwanderungsland sei, war und ist keine Horrorvision übelwollender deutscher Nationalmasochisten, sondern das von Konservativen trotzig und unter Inkaufnahme des Anheizens eines fremdenfeindlichen Klimas verteidigte Selbstverständnis der Bundesrepublik Deutschland. Und die späteren Ereignisse im brandenburgischen Gollwitz widersprechen Walsers idyllischer Einschätzung des neuen Deutschlands; dort widersetzte sich eine Gemeinde der Aufnahme russischer Juden und fand dafür gar in sich als »links« definierenden Presseorganen viel Verständnis (vgl. Rensmann 1998, 228f. u. 321).

Klemperer instrumentalisierend, bläst Walser zum Kampf gegen das, was er »Biographiekritik« (589f.) nennt und als »Folge dieses deutschen Katastrophenhundert« ausweist, woran er in der Frankfurter Rede im Anschluss an sein Heidegger-Zitat zum »Gewissen« implizit anknüpft:

»Allen Biographiekritikern seien die Aufzeichnungen Victor Klemperers empfohlen. Am meisten denen, die eine Berufung empfinden, anderen einen angemessenen Umgang mit unseren Vergangenheiten zu empfehlen. Bei Victor Klemperer kann man lernen, mit dem eigenen Gewissen umzugehen, statt auf das der anderen aufzupassen« (590).³⁰

Einmal aufs individuelle Gewissen zurückgeworfen, macht Walser mit Klemperer bereits 1995 gegen das geplante Mahnmahl mobil. Von oben herab blickt er

30 Anschließend an die Erinnerung an Alfred Dorns Begegnung mit dem schneeschaufelnden Klemperer läßt Walser seinen Helden einen ähnlichen Gedanken denken (vgl. Walser 1991b, 308f.). – Überlesen hat Walser wohl Klemperers projektierte Abrechnung mit den akademischen Nazis, die er schon im August 1936 notierte: »Wenn es einmal anders käme und das Schicksal der Besiegten läge in meiner Hand, so ließe ich alles Volk laufen und sogar etliche von den Führern, die es vielleicht doch ehrlich gemeint haben könnten und nicht wußten, was sie taten. Aber die Intellektuellen ließe ich alle aufhängen, und die Professoren einen Meter höher als die anderen; sie müßten an den Laternen hängen bleiben, solange es sich irgend mit der Hygiene vertrüge« (Klemperer 1996b, Bd. 1, 296).

mitleidig auf die Befürworter eines Mahnmals:

»Wer die Klempersche Schule der Genauigkeit durchläuft, wird Mitleid haben mit denen, die es sich zur Lebensaufgabe machen, den Opfern des NS-Terrors ein sichtbares Denkmal zu setzen« (590).

Statt eines Arguments liefert Walser nur eine suggestive Frage, die implizit an seine Vorstellung über den Zusammenhang von Sprache und Geschichte anknüpft:

»Kann es einen heftigeren Kontrast geben als den zwischen dem Glauben, daß dem Ausmaß des Grauens durch gigantische Dimensionen entsprochen werden müsse, und der unwiderstehlichen Genauigkeit dieser in der Sprache *aufgehobenen* [Hrvh. v. AS] Grauensmomente? ›Kranzabwurfstellen‹ hat die scharfsinnige Beobachterin Jane Kramer diese geplanten monströsen Hauptstadtmonumente genannt« (591).

Die »monströse« Monumentalität könne gar, so Walser scheinbar beiläufig weiter, zu einen »Wegschauzwang« führen – ein weiteres Motiv, auf das Walser in seiner Friedenspreis-Rede zurückkam (vgl. Schobert 1999, 11). Damit nicht genug könne das Monument »in Jugendlichen, die sich herostratisch tummeln wollen, auch Schlimmeres« (590) bewirken. Mit dieser Formulierung leistet der Dichter alles andere als eine »dichte Beschreibung« (Clifford Geertz), sondern umschreibt geschwollen und verharmlosend neonazistische Jugendliche, deren Existenz für Walser fraglich ist.³¹ Insbesondere verärgern Walser die von ihm vorausgesagten Effekte, die die Aktionen der jugendlichen Herostraten für das Bild Deutschlands haben würden: »Womit dann fort und fort dafür gesorgt wäre, daß Deutschland aus den schlimmsten Nachrichten nicht mehr herauskäme«

31 Realitätsblind und trotzig fragte Walser im März 1997 in einem Interview: »Die Intellektuellen, die gegen die deutsche Einigung waren, haben gelegentlich auch gesagt, daß jetzt eine Welle des Nationalismus entstehen würde. Bitte schön, wo ist der? Wo sind die Republikaner? Wo ist der Rechtsruck?« (Walser 1998b, 88) Ähnlich sagte er im Interview mit dem Magazin Stern: »Schauen Sie, was es seit 1991 alles für Tartaren-Gerüchte mit Skinheads und Neonazis gab. Jetzt haben wir 1997, und die Republikaner sind so weit draußen wie noch nie« (ebd., 97; vgl. auch 37). Die Unterstellung, daß aus durchsichtigem individuellem und/oder politischem Interesse verschwindend geringfügiger, gar inexistenten Rechtsextremismus in Deutschland künstlich aufgebauscht werde, bringt Walser auch bei der Gestaltung seiner Figur Karl Moor in »Finks Krieg« ein; dieser brauche einen »Verdächtigungsverwand«, um – in quasi faschistischer Manier (wie das von Walser gezielt benutzte Verb es zu verstehen nahelegt) – die in ihm fortlebende »braune Ikone« seines Vaters »auszumerzen« (Walser 1986a, 135f; vgl. auch 231f.).

(590). Passend zu dieser Verteidigung Deutschlands, dem die Presse, zumal die im Ausland, mit »schlimmsten Nachrichten« Böses wolle, was Rudolf Augstein während des Streits zwischen Bubis und Walser weiter ausmalte³², projiziert Walser eine Entlastung der »Bevölkerung« in Klemperers Text hinein:

»Nirgend sonst habe ich den Verbrecherstatus der damaligen Machthaber und Funktionäre so erleben und erkennen können wie in diesen Tagebüchern. Daß es die Bevölkerung gab und eine Bande von Verbrechern als Machthaber« (591).

Damit wäre das gute Volk rehabilitiert.³³ Die intellektuelle Unredlichkeit, mit der Walser zu Werke geht, steht in krassem Gegensatz zur »Klemperschen Schule der Genauigkeit« (590). Der Mangel an Gewissenhaftigkeit kennzeichnet seit je den Typus des Gegenintellektuellen – daß Walser das Opfer des Intellekts auf dem Altar der Nation im Namen seines Gewissens bringt, kann darüber nicht hinwegtäuschen, um von der diskursiven Verstärkung gewissenloser Politik durch seine Wunschgeschichte zu schweigen.

Literatur

- Adorno, Theodor W. 1964: Jargon der Eigentlichkeit. Zur deutschen Ideologie. Frankfurt a.M.
- Adorno, Theodor W. 1981: Noten zur Literatur. Hg. von Rolf Tiedemann. Frankfurt a.M.
- Berding, Helmut 1988: Moderner Antisemitismus in Deutschland. Frankfurt a.M.
- Brumlik, Micha 1999: Apologie und Amoral, in: Konkret H. 2, 21–22
- Derrida, Jacques 1996: Le monolinguisme de l'autre. Paris
- Dietzsch, Martin/Jäger, Siegfried/Schobert, Alfred (Hg.) 1999: Endlich ein normales Volk? Vom rechten Verständnis der Friedenspreis-Rede Martin Walsers. Eine Dokumentation. Duisburg
- Diner, Dan 1987a: Zwischen Aporie und Apologie. Über Grenzen der Historisierbarkeit des Nationalsozialismus, in: Diner (Hg.) 1987, 62–73
- Diner, Dan 1987b: Negative Symbiose. Deutsche und Juden nach Auschwitz, in: Diner (Hg.) 1987, 185–197
- Diner, Dan (Hg.) 1987: Ist der Nationalsozialismus Geschichte. Zu Historisierung und Historikerstreit. Frankfurt a.M.
- Diner, Dan (Hg.) 1988: Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz. Frankfurt a.M.
- Dupeux, Louis 1985: »Nationalbolschewismus« in Deutschland 1919–1933. Kommunistische Strategie und konservative Dynamik. München

32 Dok. in Dietzsch u.a. (Hg.) 1999, 104f.

33 Entsprechend dieser Vorgabe wurde Klemperer ein knappes Jahr später von der deutschen Abwehrfront gegen Daniel Goldhagen mißbraucht.

- Goldendach, Walter von/Minow, Hans-Rüdiger 1994: »Deutschum erwache!« Aus dem Innenleben des staatlichen Pangermanismus. Berlin
- Habermas, Jürgen 1987: Politisch-philosophische Profile. Erw. Ausgabe. Frankfurt a.M.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 1812: Wissenschaft der Logik I. Erster Teil. Die objektive Logik. Erstes Buch. Hg. von Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel (= Werke Bd. 5). Frankfurt a.M. 4. Aufl. 1996
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich 1830: Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften 1830. Erster Teil. Die Wissenschaft der Logik. Mit den mündlichen Zusätzen. Hg. von Eva Moldenhauer u. Karl Markus Michel (= Werke Bd. 8). Frankfurt a.M. 4. Aufl. 1995
- Horkheimer, Max 1988: Schriften 1936–1941. Hg. von Alfred Schmidt (= Gesammelte Schriften Band 4). Frankfurt a.M.
- Klemperer, Victor 1996a: Curriculum Vitae. Erinnerungen 1881–1918. Berlin
- Klemperer, Victor 1996b: Ich will Zeugnis ablegen bis zum letzten. Tagebücher 1933–1945. 2 Bände. Hg. von Walter Nowojski unter Mitarbeit von Hadwig Klemperer. Berlin
- Köhler, Kai 1999: Die poetische Nation. Zu Martin Walsers Friedenspreisrede und seinen neueren Romanen, in: Klotz, Johannes/Wiegel, Gerd (Hg.): Geistige Brandstiftung? Die Walser-Bubis-Debatte. Köln, 65–117
- Lange, Wolfgang 1993: Anlässlich erneut aufgebrochener Sehnsüchte nach einer Metaphysik der Kunst. In: Bohrer, Karl Heinz (Hg.): Ästhetik und Rhetorik. Lektüren zu Paul de Man. Frankfurt a.M., 329–360
- Leichenmüller, Joachim 1996: Arbeiten am Bau Europas? Zur Wissenschaftspolitik der SS in den »germanischen Randländern«, in: Ein Germanist und seine Wissenschaft. Der Fall Schneider/Schwerte. Einführung, Vorträge zum Symposium vom 15. Februar 1996, Dokumente. Hrsg. vom Rektor der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg (= Erlanger Universitätsreden Nr. 53), 47–74
- Link, Jürgen 1997: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Op-laden
- Maier, Joseph 1986: Jüdisches Erbe aus deutschem Geist, in: Schmidt, Alfred/Altwicker, Norbert (Hg.): Max Horkheimer heute: Werk und Wirkung. Frankfurt a.M., 146–162
- Rensmann, Lars 1998: Kritische Theorie über den Antisemitismus. Studien zu Struktur, Erklärungspotential und Aktualität. Berlin/Hamburg
- Schobert, Alfred 1995: Mitte und Normalität. Zur Gleichzeitigkeit von moderner Kollektivsymbolik und traditioneller institutionalistischer Symbolik, in: Schulte-Holtey, Ernst (Hg.): Grenzmarkierungen. Normalisierung und diskursive Ausgrenzung. Duisburg, 53–73
- Schobert, Alfred 1999: Wunschenken, Wegschauen und Wegdenken, in: Dietzsch, Martin u.a. (Hg.) 1999, 5–25
- Scholem, Gershom 1970: Judaica 2. Frankfurt a.M. 1987
- Scholem, Gershom 1977: Von Berlin nach Jerusalem. Jugenderinnerungen. Frankfurt a.M. 1993

-
- Steiner, George 1990: Von realer Gegenwart. Hat unser Sprechen Inhalt? Mit einem Nachwort von Botho Strauß. München/Wien
- Steiner, George 1999: Errata. Bilanz eines Lebens. München
- Stroh, Fritz 1933: Der volkshafte Sprachbegriff. Halle a.d.S
- Walser, Martin 1978: Ein fliehendes Pferd. Novelle. Frankfurt a.M. 21. Aufl. 1998
- Walser, Martin 1979: Seelenarbeit. Roman. Frankfurt a.M. 6. Aufl. 1995
- Walser, Martin 1985: Brandung. Roman. Lizenzausgabe Rheda-Wiedenbrück 1988
- Walser, Martin 1986a: Finks Krieg. Roman. Lizenzausgabe Rheda-Wiedenbrück o.J.
- Walser, Martin 1986b: Heilige Brocken. Aufsätze – Prosa – Gedichte. Weingarten
- Walser, Martin 1986c: Liebeserklärungen [erw. Taschenbuchausgabe]. Frankfurt a.M.
- Walser, Martin 1988: Über Deutschland reden. Frankfurt a.M.
- Walser, Martin 1991a: Auskunft. 22 Gespräche aus 28 Jahren. Hg. von Klaus Siblewski. Frankfurt a.M.
- Walser, Martin 1991b: Die Verteidigung der Kindheit. Roman. Frankfurt a.M.
- Walser, Martin 1997: Deutsche Sorgen. Frankfurt a.M.
- Walser, Martin 1998a: Ein springender Brunnen. Roman. Frankfurt a.M. 2. Aufl.
- Walser, Martin 1998b: »Ich habe ein Wunschpotential«. Gespräche. Hg. von Rainer Weiss. Frankfurt a.M.
- Weisgerber, Leo 1949: Die Sprache unter den Kräften des menschlichen Daseins. (= Von den Kräften der deutschen Sprache Band 1) Düsseldorf

Adi Grewenig

Die Wehrmachtsausstellung als »Tatort«

Hybride Formen der Vermittlung zeitgeschichtlicher Diskurse*

Zeit: »Das beliebteste Argument gegen die Ausstellung heißt: Das ist doch nicht die ganze Wahrheit!«

Reemtsma: »Bei der Eröffnung in Frankfurt habe ich gefragt, ob hinter diesem Vorwurf nicht auch die Angst stehe, es könne einmal jemand wirklich die ganze Wahrheit zur Darstellung bringen. [...] Was heißt Wahrheit? Die Leute machen sich ihre Konstrukte, mit denen sie gut durchs Leben kommen. Aber es gibt dieses Bedürfnis nach Wahrheit eben doch. [...]« (»Am Abgrund der Erinnerung«, in: Die Zeit Nr. 22, 1999)¹

Von der Ausstellung ›Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944‹ ausgehend, die ich als Teil des sozialen Bildgedächtnisses ansehe, zeige ich die funktionale Qualität exemplarischer audiovisueller Sendungen auf, die diese als mediale Formen spezifischer thematischer Erinnerungsarbeit bzw. Gedächtnispolitik gewinnen. Mit der Reflexion über die Aufgabe der Medien, Öffentlichkeit für relevante Themen herzustellen, ist die Frage verbunden, welchen Stellenwert dokumentarisch-fiktionale Formen im ›dokumentarischen Ensemble‹ bei der Vermittlung zeitgeschichtlicher Diskurse einnehmen. Hier wird das Augenmerk auf eine genreübergreifende Präsentation politischer Themen und damit auf Prozesse der Hybridisierung medialer Genres gelenkt. Im Zentrum meines Beitrags steht der WDR-Tatort »Bildersturm«, der die Wehrmachtsausstellung mit dem Ausstellungsort Köln als »Verbrannte Erde – Die Verbrechen der deutschen Wehrmacht und ihre Folgen« thematisiert. Mein besonderes Interesse gilt bei die-

1 Vgl. Reemtsma 15.4.1997: Eröffnungsrede der Ausstellung in Frankfurt, in: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.) 1998, 147–158; »Doch muß er es verstehen – verstehen etwa, daß hinter dem Vorwurf, die Ausstellung zeige nicht die ganze Wirklichkeit, nicht nur der Versuch einer Ehrenrettung, sondern auch die Angst steht, es könne einmal jemand wirklich die ganze Wirklichkeit zur Darstellung bringen.« (157)

sem Populartext der Frage, mit welchen produktions- und rezeptionsleitenden Strategien die ›Familiarisierung des Schuldproblems‹ umgesetzt wird.

»Bombenanschlag und Bundestagsdebatte² – Keine historische Ausstellung hat soviel Aufsehen erregt wie die Dokumentation des Hamburger Instituts für Sozialforschung über die Verbrechen der Wehrmacht.« So akzentuiert Die Zeit

Abb. 1: Der Spiegel 11/1999, 18



(Nr. 22, 1999, 54) die Bilanz, die die Veranstalter der Ausstellung in einem Gespräch mit der Wochenzeitung ziehen.

Der Spiegel veröffentlichte anlässlich des Bombenanschlags in Saarbrücken im März diesen Jahres³ eine Karte der Republik, auf der die Ausstellungsorte, an denen »gewalttätige Ausschreitungen« stattfanden, verzeichnet sind. Diese topographische Aufbereitung verdeutlicht eine medienspezifische Skandalisierung der Ausstellung als Ereignis.⁴

2 Bundestagssitzung zur ›Wehrmachtsausstellung‹ am 13. 3. 1997; u.a. abgedruckt in: Prantl (Hg.) 1997, 95–148

3 Vgl. Saarbrücker Zeitung v. 10. 3. 1999, 1: »Wir beugen uns nicht der Gewalt.« Bombenanschlag gegen Wehrmachtsausstellung in Saarbrücken: Mitveranstalter Burkert will am Wochenende wieder öffnen.« »In Saarbrücken ist erstmals [9. 3. 99, A. G.] ein Bombenanschlag auf die seit vier Jahren durch Deutschland wandernde Wehrmachtsausstellung verübt worden. Es entstand ein Millionenschaden.« Vgl. dazu: Horch 1999; Greiner/Heer 1999, Einleitung in: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.) 1999

Nach Stationen in mehr als dreißig deutschen und österreichischen Städten – man zählte insgesamt an die 800.000 Besucher – war die Ausstellung wieder in Hamburg zu sehen, wo sie im März 1995 eröffnet worden ist. Die Tagesthemen (ARD) meldeten am 31.5.99, am Vorabend der Eröffnung:

»Kaum eine Ausstellung in der Geschichte der Bundesrepublik hat ein derartiges Ausmaß an Reaktionen hervorgerufen. Nach vierjähriger Reise durch 32 Städte in Deutschland und Österreich ist sie zum zweiten Mal in Hamburg bis zum 11. Juli in der Freien Akademie der Künste zu sehen. Das Thema »Vernichtungskrieg – Verbrechen der Wehrmacht von 1941 bis 1944« dokumentiert mit Fotos und Briefen, daß die Wehrmacht maßgeblich an der Vernichtung der Juden und am Mord von Kriegsgefangenen beteiligt war.«⁵

Erinnerungsarbeit – Ausstellung als »Teil des sozialen Bildgedächtnisses«

Das Projekt der Ausstellung, »geplant als ein wissenschaftlicher Beitrag zur Untersuchung von Gewalt und Gewaltssystemen in diesem Jahrhundert«, wurde zum politischen Ereignis, das die Legende von der »sauberen Wehrmacht« zerstört und das Selbstbild vom moralisch intakten, letztlich »anständig gebliebenen Soldaten« erschüttert hat. So konstatiert Heer, »daß die Gewaltkultur dieser Jahre nicht das Werk einiger fanatischer Nazis war, sondern zur Normalität fast jeder deutschen Familie gehörte, hat wie ein Schock gewirkt.« (Heer, 1998, 1)⁶

Um das Einschätzungsspektrum von Ausstellungsbesuchern zu verdeutli-

4 Der Spiegel Nr.11/15. 3. 99, 18: »Wehrmacht Liebe zum Vaterland?« (bezieht sich auf die Haltung der CDU zur Ausstellung in Saarbrücken; Anzeige des CDU-Fraktionschefs und Landtagsabgeordneten Gerd Bauer in der Saarbrücker Zeitung »Unsere Väter waren keine Mörder« – vgl. Horch 1999, 71)

5 Vgl. »Reaktionen« auf politischer, wissenschaftlicher und journalistischer Ebene; u.a.: das »Fallbeispiel München« im Februar 1997 (u.a. Gauweiler) die »Münchner Konvulsionen«, wie Heribert Prantl (1997, 231–233) sie nennt; Rolf-Dieter Müller, Mitherausgeber des Bandes »Die Wehrmacht. Mythos und Realität« des Militärgeschichtlichen Forschungsamtes Potsdam im Spiegel vom 7. 6. 99; Gillessen 1999: Rezension von Hans Poeppel u.a. in derFAZ vom 9. 6. 99, Rüdiger Prose, der die Bekämpfung der Ausstellung als »Privatfehde« versteht (Naumann 1998a, 149); Prose 1999: darin Statement im Rahmen der Eröffnungsveranstaltung der Ausstellung am 31. 5. 99 – vgl. auch Tagesthemen vom 31.5.99; Schümer 1999.

6 Heer 1998, in: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.): Krieg ist ein Gesellschaftszustand, Vorbemerkung

chen, zitiere ich aus dem Dokumentar-Film von Ruth Beckermann »Jenseits des Krieges« (1995) zwei Stellungnahmen: »Das ist wahr« – vs. – »Das kann ich nicht glauben«⁷

»Ich war bei der 6. Armee, bis in den Raum von Stalingrad. Und das stimmt schon. Die Bilder, die man hier sieht, das ist wahr. Charkow zum Beispiel. Dort draußen im Raum sind sehr viele Bilder von Charkow, da hingen die Leute auf den Balkonen, an den Häusern, an den Gaslaternen etc. Es hat über zwanzig Grad minus gehabt, die sind gefroren wie Holzblöcke. Wenn der Wind gegangen ist und man nachts durch die Straßen gegangen ist, hat das wahnsinnig geklappert. Die Leichen haben wie Holz gegeneinander geschlagen usw. Das war schon schauderhaft. Es ist schon wahr, was da gezeigt wird.«

»Mein Vater ist 43 zu Hause gestorben ... Die werden heute ja alle als Mörder hingestellt. Das kann ich nicht glauben, das kann ich nicht glauben, und ich weiß von Erzählungen, daß es immer geheißt hat: Wir sind beschossen worden, wir haben uns natürlich gewehrt. Und wir mußten uns wehren, und das glaube ich. Ich glaube diese willkürlichen Erhängungen, Erschießungen nicht, ich glaube es nicht. Ich glaube nicht, daß meine Onkel Mörder sind. Ich glaube auch nicht, daß mein Großvater ein Mörder ist. Das kann ich nicht glauben, denn sonst müßte ich mich selbst aufhängen. (geht immer wieder weg und kommt zurück) Aber das hier, das macht uns glauben, daß unsere Onkel, unsere Väter Mörder sind. Denn sie stellen es ja als Mord hin oder nicht? Gut, es war ein Angriffskrieg, ja. Aber es war nicht so, wie es hier dargestellt wird. Sicher nicht.«

»Indem die Ausstellung die Wehrmacht als breiteste ›Schnittstelle zwischen Regimeverbrechen und Bevölkerung‹ in den Blick nahm, zielte sie implizit über den unmittelbaren Kontext des Ausstellungsthemas hinaus auf die Dispositionen und Mentalitäten der Deutschen während des NS-Regimes; [...] Damit sprach die Ausstellung nicht allein die Generation der Kriegsteilnehmer an, sondern involvierte zugleich Familiengeschichten und Generationsbeziehungen. In der Summe war eine Facette des Nachkriegskonsenses in Frage gestellt worden, der im Interesse von Integration oder Pazifizierung die Realitäten des Vernichtungskrieges ausblendet hatte.« (Naumann 1998a, 145)

Als Bestandteil der öffentlichen Erinnerungskultur, der Gedächtnisarbeit in der Bundesrepublik hat die Ausstellung Teil am sozialen Bildgedächtnis (vgl. u.a.

7 Vgl. Beckermann 1998, 70f; vgl. darin: 85–98: Oktober bis November 1995 – Das Drehtagebuch: »Der Film »Jenseits des Krieges« wurde in der Ausstellung »VERNICHTUNGSKRIEG – Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944« vom 18. Oktober bis 22. November 1995 in Wien gedreht. Fünf Wochen lang wurden 200 Personen interviewt und 46 Stunden Video Hi 8 Material aufgenommen. Aus diesem Material wurden 117 Minuten Film montiert.« Vgl. auch Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.) 1998a.

Brink 1998); die Exponate, die Fotografien bilden die Grundlage der in den Eröffnungsreden zur Ausstellung aus jeweils unterschiedlichen Perspektiven dargelegten Position, daß dieser Krieg kein »Naturereignis« war, sondern, daß »Krieg, das ist die Botschaft der Reden über den unmittelbaren Anlaß der Ausstellung hinaus, [...] ein Gesellschaftszustand« ist. (Heer 1998,7)⁸

Die Diskussion über dieses Postulat begann erneut anlässlich der Eröffnungsrede der Präsidentin des BVerG in Karlsruhe (1997):

»Wer sich heute – ein halbes Jahrhundert nach Kriegsende! – anschickt, darüber zu informieren, wie es zu den Massenmorden des Zweiten Weltkrieges gekommen ist und welche Rolle die deutsche Wehrmacht dabei gespielt hat, stößt noch immer auf eine empfindliche Stelle im Gemüt einiger Deutscher. Jeder und jede, die sich dieses dunklen Kapitels Aufklärung annimmt, sieht sich unversehens in die Rolle eines Tabuverletzer versetzt.

... Wer Zeugnis ablegt, ob und wie auch Angehörige der Wehrmacht dabei mitgewirkt haben, Soldaten, Zivilisten, darunter vor allem Juden in den besetzten Gebieten zu vernichten, verunglimpft weder pauschal die Soldaten des Zweiten Weltkrieges noch begründet er eine Kollektivschuld des Militärs. [...] Denn wer verhindern will, daß sich das Unheil wiederholt, muß sich erinnern und das schreckliche Geschehen durcharbeiten.« (Limbach, 118f.)⁹

Erinnerungsarbeit erfolgt nicht im gesellschaftlichen Vakuum, sondern ist mit unterschiedlichen Formen von Gedächtnisarbeit verbunden. Neben Ausstellungen, Gedenkstätten werden in den (audiovisuellen) Medien Sendungen präsentiert, die als spezifische thematische Realisationen im sozialen Gefüge einer Gesellschaft relevant sind, denn »Erinnerungen«, so Peter Burke (1996), »sind abhängig von der gesellschaftlichen Organisation ihrer Weitergabe und von den dabei genutzten unterschiedlichen Medien.«

So kann die Funktion von Erinnern akzentuiert werden: durch Erinnerung wird individuelle wie soziale Identität aufgebaut, entstehen Sinnzusammenhänge, die von Individuen wie von der Gesellschaft zur Begründung, Bewertung und Rechtfertigung gegenwärtigen Verhaltens und Erlebens eingesetzt werden. Erinnerungen legitimieren den Status quo wie seine Veränderungen. Darum kenn-

8 Vgl. Reden zur Eröffnung der Ausstellung: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.) 1998.

9 Jutta Limbach 11.1.1997: Eröffnungsrede in Karlsruhe, in: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.) 1998: 117–120; vgl. Tatort »Bildersturm« Sequenz >87<; Schülerin: »Aber ich glaube, es ist ganz wichtig zu wissen, daß so was passiert ist. Denn sonst passiert's vielleicht noch mal.«

zeichnet gerade die Funktion öffentlichen sozialen Erinnerens in besonderer Weise eine Kultur; denn im öffentlichen Erinnern materialisiert sich die gesellschaftlich relevante Semantik von Zeitmodalitäten und ihre Verbindung zu herrschenden Wertsystemen, auch zu jeweils *gültigen* Akzeptanzvorstellungen zeitgeschichtlicher Ereignisse (vgl. u.a. Schmidt 1996, 66; Assmann/Assmann 1998).

Damit ist »(die Ausstellung) über ihren Beitrag zur Zeitgeschichte hinaus längst selbst ein Ereignis der Zeitgeschichte (und zum Thema vielfältiger Forschungen) geworden« (Heer 1997, 65).¹⁰

Dokumentarisches Ensemble – Gedächtnispolitik

Auf der Folie des Gesamtfernsehprogramms und seiner *symbolischen Superstruktur* läßt sich mein Diskursfragment – Sendungen, die die Ausstellung thematisieren und solche, die in unterschiedlicher Weise auf deren Gegenstand rekurrieren – generell dem »Ensemble dokumentarischer Formen« (Odin 1990; Heller 1992) zuordnen. Dieses spezifische Fragment hat mit seinen vielfältigen Wechselwirkungen und Überschneidungen zwischen Zeitgeschichte/Politik und deren Bildern und Visualisierungen Anteil an der Gedächtnispolitik. Um das Spektrum der Sendungen zu skizzieren, seien hier in der Reihenfolge der Sendedaten neben einer großen Zahl von Nachrichtensendungen exemplarisch genannt:

- »Die Wehrmacht – saubere Truppe oder Mörderbande?«
(SAT 1: 7.5.1995 = Talk im Turm: Erich Böhme – Gäste: Heinrich Graf von Einsiedel, Hannes Heer, Erich Mende, Rüdiger Proske, Manfred Messerschmidt, Werner von Scheven)
- Der Vernichtungskrieg. Hitlers Wehrmacht in Weißrußland.
(ARTE-Themenabend: 22.5.1997)
- Unternehmen Strafgericht.
Die Wehrmachtsausstellung und eine Reise nach Serbien.
(3sat: 27.12.1997: Karin Rieppel)
- Mein '68. Ein verspäteter Brief an meinen Vater.
(3sat: 27.4.1998: Hannes Heer)
- Tatort: »Bildersturm«. (ARD/WDR: 21.6.1998)
(Buch: Robert Schwentke/Jan Hinter; Regie: Niki Stein)
- Jenseits des Krieges. Verbrechen der Wehrmacht. Wien 1995
(WDR3: 15.9.98: Ruth Beckermann)

10 Vgl. Zur Rezeption der Ausstellung: Greiner 1999; Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.) 1999.

- Der Fotograf. Dokumentation. (ARTE: 16. 6. 99) (Dariusz Jablonski)
- (...)

Als prominenteste Vertreter im Bereich der Gattungen der Wirklichkeitsrekonstruktionen gelten nach wie vor die Nachrichten. In Zeiten der zunehmenden *Digitalisierung und Optimierung/Formatierung* der Programme erhalten Kriterien der *Qualität* wie Seriosität und Glaubwürdigkeit für das Image der jeweiligen konkurrierenden Anbieter einen immer höheren Stellenwert; vor allem, wenn es nicht nur um die Nachricht als Ware geht, sondern auch um den sendereigenen Qualitätsanspruch, der bei den öffentlich-rechtlichen Anstalten mit dem Anspruch nach gesellschaftlich-integrierender Kommunikation und Information verbunden ist (vgl. von Sternburg, Hg. 1995).¹¹

Dokumentarisch-Fiktionale Mischformen – Hybride Formen?

Im Spektrum dokumentarisierender Sendungen, die von der Live-Übertragung über die Nachrichtensendungen zu den (politischen) Diskussionen, Magazinen, Features und Reportagen reichen, gilt mein Interesse hier *den* Fernsehspielen, deren Gegenstandsbearbeitung eher eine »dokumentarisierende Lektüre« (Odin 1990) nahelegt, und die, von ihrer Intention her, zwar vermittelt durch das Genre, den Anspruch auf *Authentizität* und damit Glaubwürdigkeit geltend machen, wobei »die produktive Auseinandersetzung des Fernsehspiels mit seinen Formen und Möglichkeiten in den letzten Jahren und Jahrzehnten überdeutlich geworden (ist).« Dabei gilt »Fernspiel« als Oberbegriff für alle fiktionalen Formen, die das Fernsehen selbst herstellt und für seine Programme produzieren läßt (vgl. Hickethier 1994, 346; 1998).¹²

Ich frage also nach dem Stellenwert, den *Dokumentarisch-Fiktionalen Mischformen*

- zum einen generell als spezifische Formen kulturellen/gesellschaftlichen Wissens haben;

¹¹ Vgl. zur Kritik an der Entwicklung der ARD u.a. Jogschies 1998

¹² Vgl. zur »Programmgeschichte des Fernsehspiels« Hickethier 1994, 306: »Die Programmgeschichte des Fernsehspiels [...] ist heute nur noch als Geschichte einer begrenzten Realisierung darzustellen, als Geschichte eines vielleicht vergeblichen Versuchs oder als permanente Mutation einer Gattung auf der Flucht vor den Anforderungen des Programms. Als Teil einer Programmgeschichte des Fernsehens ist es die Erinnerung daran, was es einmal sein sollte und was daraus wurde.« Vgl. auch Hickethier 1998, Kap. 14, Am Ende einer Epoche, 517–543, bes.: 526–530: Die Formatierung der Programme.

- zum andern danach, welche Vermittlungs-Möglichkeiten zeitgeschichtlicher Themen und welche Formen ihrer Aneignung mit diesen Präsentationen verbunden sind, die, wie Searle ausführt, »ernsthafte (d.h. nicht-fiktionale) Sprechakte durch fiktionale Texte zum Ausdruck bringen.« (Searle 1990, 96)

Damit ist die Frage nach Prozessen der *Hybridisierung*, nach den Phänomenen der Durchmischung und Durchdringung verschiedener Gattungen gestellt (vgl. Schneider/Thomsen (Hg.) 1997). Mit dieser Kategorie – *Hybridisierung* – werden zum einen Genreüberschreitungen, Mischungen von Fakten und Fiktion(en) benannt, zum anderen Umstrukturierungen von *Beobachterperspektiven*, die eine Entdifferenzierung der Präsentationsformen voraussetzen. Für diese Entwicklung sind sogenannte *hybride* Gattungsnamen wie Infotainment, Confrontainment oder Dokufiktion kennzeichnend (vgl. u.a. Spangenberg 1997). Als Dimensionen von Infotainment, die Inhalt und Form medial vermittelter Information betreffen, werden folgende Aspekte hervorgehoben:

»die zunehmende Verschmelzung von Information und Unterhaltung, der Einsatz dramatisierender Techniken in Bildwahl bzw. -bearbeitung, das Primat der Schnelligkeit und Aktualität auf Kosten von Hintergrundinformationen und die Präsentation von Abweichendem und Ungewöhnlichem zur Erzeugung von Aufmerksamkeit.« (Gleich 1995: 407)

Da »Aufmerksamkeit« *die neue Währung* (Franck 1998) des Medienzeitalters ist, nutzen die Macher laut Eigenaussage immer mehr die unterhaltenden Genres, um problematische und komplexe Themen zu vermitteln: Dokufiktionen/Dokudramen seien für diese Aufgabe besonders geeignet, da sie durch die spezifische Präsentation des jeweiligen Themas vielfältige Aneignungsmöglichkeiten zuließen. Auffällig ist, daß in den massenmedialen und populären Texten die Zahl der Themen, Konflikte, Skandale, Figuren und institutionellen Zusammenhänge der realen Politik sich vergrößert. Zeitgeschichte wird mithilfe populärer Visualisierungen verarbeitet. Die Geschichten und Emotionen auch der Serien erhalten ihre Dynamik nicht nur durch personale und familiäre Beziehungsrelationen, sondern immer öfter durch die Integration politischer Themen. Diese Politisierung der Medien läßt sich zugleich als zunehmende Visualisierung von Politischem verstehen. Die politische Relevanz läßt sich *strategisch* an inhaltlichen Annäherungen und an formalen Übernahmen festmachen, die sog. Populartexte mit anderen Präsentationsformen wie Nachrichtensendungen verbinden. (Vgl. Politik und Bilder, kultuRRevolution nr. 37, 2)

So können z.B. *Tagesschau*, *Lindenstraße*, *Dokufiktion/Tatort* in diesem Zusammenhang als ›Reihe‹ gesehen werden, in deren je aktuellen ›Ausgaben‹ auf

Normen, Werte, moralische und politische Orientierungen sowie Emotionen rekurriert wird.¹³

Da besonders Dokufiktionen sich als Deutungsprozesse zeitgeschichtlicher Ereignisse verstehen und ihre Gegenstände sich explizit als gesellschaftspolitische kategorisieren lassen, interessieren mich die Umsetzungsdimensionen solcher Formen.¹⁴

Ich betrachte diese Produktionen als spezifische thematische Inskriptionen im gesellschaftlichen Diskurs. Wie den Rezipienten im Ensemble dokumentarisierender Formen die Zuordnung und der Zugriff auf das jeweilige Thema ermöglicht und auch nahegelegt wird, stellt für mich die analytische Folie dar, die grundlegend für die Aneignung dieser komplexen Medientexte ist. Mit dem Augenmerk auf die produktions- und rezeptionsleitenden Strategien eröffnet sich eine funktionale Analyseperspektive und zwar hinsichtlich der realisierten Strategie des Wirklichkeitsbezugs, des thematisierten Wirklichkeitsbereichs und dessen Ausdifferenzierung in Gestaltung und Präsentation: Wer erzählt, welche Perspektive wird eingenommen, mit welchen Mitteln wird thematisch kondensiert, verdeutlicht etc.?¹⁵

Da Vergangenheit(en) durch Modi des Erinnerns Kontur und Kohärenz erhalten, erhalten die Modalitäten erzählenden Erinnerns individuell wie sozial ein besonderes Gewicht.

Tatort: »Bildersturm«: »Die heiße Spur führt zu Bild Nummer 73«

Im folgenden stelle ich aus der Reihe »Tatort«, die seit 1970 auf Sendung und mit bald 30 Jahren die älteste Reihe im bundesdeutschen Fernsehen überhaupt ist, eine Folge der WDR-Serie mit »Ballauf und Schenk (Köln)« vor, »den Kommissaren der späten 90er Jahre« – wie sie in der ARD-Broschüre 1998 zur 400.

13 Kellermeier konstatiert zum 400. Tatort der ARD im Rekurs auf den Erfolg der ARD-eigenen Programme: »Da ist z.B. die »Tagesschau«, da ist die »Lindenstraße« und eben der TATORT – alle drei nicht selten die Highlights am Sonntagabend, die großen Renner beim Publikum.« (Programmdirektion Erstes Deutsches Fernsehen 1998)

14 Vgl. meine Ausführungen zur rückblickenden Thematisierung des zweiten Golfkrieges, in denen ich die mediale Präsentation von vier Beispielen dieser Mischgattungen – Dokumentarspiel, Faction, Dokudrama, Dokumentarfilm – nach den Inszenierungsebenen und deren politischem Argumentationshintergrund, d.h. nach *den kommunikativen Strategien* befragt habe; vgl. außerdem die Analyse einer Breloer-Produktion (Grewenig 1993, 1996).

15 Vgl. zu Perspektive u.a. Sandig 1996, Graumann 1993.

Sendung »Tatort« – charakterisiert werden. (52)

Die Bezeichnung *Reihe* für den Tatort gründet sich darauf, daß viele und verschiedenartige Detektivtypen vorgestellt werden, verschiedene Anstalten und Produktionsteams mit unterschiedlichen Konzepten beteiligt sind. Da diese aber

Abb. 2: Tatort Titel



mit ihren jeweiligen Kommissarfiguren mehrere Folgen produzieren, haben sich innerhalb der Reihe Serien gebildet. Tatort wäre demnach eine Reihe aus Serien. (Vgl. Hickethier 1994.)

Der Tatort »Bildersturm« kann im Kontext des politischen Fernsehspiels, wie es in den 70er konzipiert war, gesehen werden. Die Autoren – Robert Schwentke und Jan Hinter – wollen ihn als »Ergänzung zur faktischen Berichterstattung« verstanden wissen, »da die Zuschauer durch die Dramatisierung einen emotionalen Zugang zum Thema erhalten.« (Vgl. Autorengespräch, WDR 1998.)¹⁶

Dieser Anspruch wurde bei der Preview des Films in Aachen am 14.5.98 konkretisiert und durch persönliche Aussagen zum Thema unterstützt: So *veröffentlichten* die Schauspieler und der Regisseur anlässlich der Präsentation ihrer Arbeit im Rahmen von Interviews Einschätzungen zum Krieg, zur Rolle der Wehrmacht, der ihrer Väter und generell zum Gespräch der Generationen. Als Beispiele seien hier genannt: »Nachrichten-Interview mit Klaus J. Behrendt alias Kommissar Max Ballauf: »Das Thema Krieg war bei uns tabu« (Aachener Zeitung 15.5.98); »Die ältere Generation hat das verdrängt« (Neue Westfälische); »Wehrmacht war nicht unschuldig«, Tatort-Kommissar Klaus J. Behrendt im tz-Interview 20.6.98, »Tatort: Wehrmacht«, Interview mit Klaus J. Behrendt (Kreis-

16 WDR Pressestelle (Hg.) 1998: Tatort »Bildersturm«, Gespräch mit den Autoren

bl. Diepholz u.a.)

Zur Verdeutlichung dieser spezifischen Integration politischer Themen in Populartexte zitiere ich hier zur ›Preview‹ des »Tatorts« die Aachener Zeitung vom 15.5.98:

»Im Alten Kurhaus von Aachen stellte der WDR seinen neuen Krimi vor ›Tatort Vergangenheit‹ von Nachrichten-Redakteur Joachim Zinsen. Warum ausgerechnet die alte Kaiserstadt als Ort für die Preview des Films gewählt wurde? Ein Blick auf seinen Plot macht das klar. In Köln, dem Einsatzort der Fernsehkommissare sorgt die Fotodokumentation ›Verbrannte Erde – Verbrechen deutscher Wehrmachtangehöriger im Zweiten Weltkrieg‹ für Aufregung. Die rechtsextreme Szene macht mobil, konservative Politiker polemisieren gegen die Bilderschau. Parallelen zur Auseinandersetzung um die momentan in Aachen gezeigte Ausstellung ›Vernichtungskrieg‹ sind unübersehbar und auch gewollt. [...] In großer Besetzung stellte die Filmcrew gestern den Streifen, der am 21. Juni von der ARD gezeigt wird, im Alten Kurhaus vor (dem Ort der Wehrmachtsausstellung A.G.). Um anschließend in ebenso großer Besetzung von der Fiktion in die Realität zu wechseln – Schauspieler und Regisseur ließen sich durch die Wehrmachtsausstellung führen.«

Das mir vorliegende »Presseecho«, das 116 Texte umfaßt, wobei die Mehrzahl der Texte die Vorberichterstattung am 20. 6. 98 betrifft, greift in vielfältiger Weise diese *Vor-Informationen* auf und konstituiert durch seine jeweiligen paratextuel-



Abb. 3: Sequenz 4, Stadtmuseum/Ausstellung

len und kontextuellen Akzentuierungen ein Bedingungsfeld, das dokumentarisierende Rezeptionsweisen bzw. Lektürewesen nach sich zieht oder diese zumindest fördert. Einige Titel sollen hier zur Illustration dieses Zusammenhangs genügen:

»Es ist wichtig, daß man sich nicht versteckt«. Im Tatort ›Bildersturm‹ geht es morgen um die Bewältigung der Wehrmachtsvergangenheit.« (Stuttgarter Zeitung 20.6.98)

- »Mit dem morgigen ›Tatort‹ wagt sich die ARD weit nach vorn und zurück in eine unselige Vergangenheit« (Westfälische Nachrichten Münster 20.6.98)
- »Tatort deutsche Geschichte. Noch ein politischer Krimi des Westdeutschen Rundfunks« (Mannheimer Morgen 20. 6. 98)
- »Anregen zum Nachdenken. ›Bildersturm‹ in der Tatort-Reihe vom WDR aus Köln« (FR 20. 6. 98)
- »50 Jahre später. Sonntag: Ein Kölner ›Tatort‹ über Verbrechen an Wehrmachts-soldaten« (SZ 20.6.98)
- »Alles sehen, alles wissen
Nichts erzählen: Ein ›Tatort‹ zur Wehrmachtsausstellung (ARD)« (FAZ 20.6.98)
- »Heißes Eisen aufgegriffen. Wehrmachtsschau als Thema im Krimi« (Stader Ta-geblatt 20.6.98)
- »Solider als nur Geballere. Die Wehrmachtsausstellung als ›Tatort‹-Thema.« (taz 20.6.98)
- »Wehrmachtsverbrechen als Stoff für Tatort ›Bildersturm‹«. (Münstersche Zei-tung 20.6.98)
- »Kölner ›Tatort‹ nimmt sich mit ›Bildersturm‹ wieder eines aktuellen Themas an.« (Rheinische Post 20.6.98)

Wesentlich für meine diskursanalytische Herangehensweise, die sich hier auf aus-gewählte kommunikative Strategien des populären audiovisuellen Textes kon-zentriert, ist das dynamische Element von Produktion und Rezeption, wie es mit den produktions- und rezeptionsleitenden Strategien schon angesprochen wurde.

Mit der These, daß Fernsehtexte als produzierbare Texte (vgl. Barthes 1988) im jeweiligen sozialen Kontext Bedeutung erhalten, greife ich Fiskes (1987/1997) Unterscheidung von vertikaler und horizontaler Intertextualität auf. Der vertikalen Ebene können sekundäre Texte wie Kritiken, Rezensionen, Pro-grammankündigungen, die Kontextwissen zur Fernsehsendung liefern, und ter-tiäre Texte wie Leserbriefe von Zuschauern sowie Gespräche der Zuschauer über (Filme) und Fernsehsendungen – hierzu gehören auch elizitierte studentische Einschätzungen in Seminaren¹⁷ – zugeordnet werden. Tertiäre Texte sind als Teil der Zuschaueraktivitäten das Ergebnis von Verstehens- und Aneignungsprozes-sen und durchaus, wenn auch nicht institutionell bedingt, von ihrer funktionalen Qualität her mit den sekundären Texten vergleichbar. Auf der horizontalen Ebe-ne zeigen Filme/Fernsehsendungen als primäre Texte indexikalische Potenz, nicht nur einen quasi werkbezogenen Verweisungszusammenhang. Als Teil des

17 Vgl. Rezeptionsprotokolle von Teilnehmern meines Seminars »Sprachliche Perspekti-
vierung« WS 98/99 an der Universität Hannover

gesellschaftlichen Diskurses gewichten sie ihn auch durch eine favorisierte Leseweise, die sich bei »Bildersturm« durch »Familiarisierung des Schuldproblems« (vgl. Schneider 1998) charakterisieren läßt.

Dies bedeutet, daß die Produzierbarkeit von Texten, die Freiheit bzw. Aktivität der Zuschauer jeweils auf die Bedingungen zurückzuführen ist, die im Material angelegt sind, d.h. die Interpretationen der Rezipienten sind keinesfalls beliebig, sondern werden immer durch den Text »geführt«. »Aktivität« der Rezeption muß also als eine bedingte und deshalb vermittelte aufgefaßt werden. (vgl. u.a. Müller/Wulff 1997)

Wenn Produkte populärer Kultur wie Fernsehsendungen durch horizontale und vertikale Intertextualität im Rahmen lebensweltlichen Wissens verortet sind, da, wie Habermas (vgl. 1988, 573) gezeigt hat, die Massenmedien als generalisierte Formen der Kommunikation den lebensweltlichen Kontexten verhaftet bleiben, ist die Frage nach dem jeweiligen Sinnpotential, das in diesen Relationen angelegt ist, zu stellen. Ihr Sinnpotential realisieren sie jeweils in der aktuellen Aneignungssituation durch das Publikum, das die audiovisuellen Texte im Rahmen lebensweltlicher Verweisungszusammenhänge deutet. Diese Deutungen sind in hohem Maß von der Zugehörigkeit der Rezipienten zu unterschiedlichen Interpretationsgemeinschaften abhängig. (Vgl. Mikos 1993, 70)

Bildersturm: »Familiarisierung des Schuldproblems« – Vom Ausstellungsdokument zum Dokument im Ermittlungsfall

In der Dokufiktion »Bildersturm« wird durchgängig Öffentlichkeit selber präsentiert. Zum einen ist das Offenlegen und/oder Akzentuieren von Beobachterperspektiven dem öffentlichen Charakter und der Bedeutung der Ausstellung, die hier den »sozialen Rahmen« (vgl. Goffman, 1977) abgibt, geschuldet; zum andern wurde sie durch heftige und stark emotionalisierte Reaktionen in hohem Maße medialisiert, so daß die mediale Skandalisierung, die in Ansätzen nachgezeichnet wird, sich in den unterschiedlichen visuellen frames, die die Handlung ausmachen und begleiten, wiederfindet. Von Beginn an ist für den Film der Blick durch eine laufende Fernsehkamera signifikant, d.h. in der Live-Situation der Handlung ist die Ebene ihrer Dokumentation ständig präsent. Zum besseren Nachvollzug seien hier ausschnittweise einige Sequenzen »33 ff.« zitiert!¹⁸

18 Obwohl die Sequenzen mir auch in transkribierter Fassung vorliegen, beziehe ich mich hier wegen der besseren Lesbarkeit auf das Dialogbuch der gesendeten Fassung, die aus »88« Sequenzen besteht (Colonia Media).

›33‹ Radiostimme: »Liebe Hörerinnen und Hörer, aus aktuellem Anlaß haben wir eine Live-Sendung der ›Aktuellen Stunde‹ (WDR) in unser Programm aufgenommen: Das Thema: Die Kölner Ausstellung ›Verbrannte Erde – Die Verbrechen der deutschen Wehrmacht und ihre Folgen.‹ Seien Sie herzlich willkommen geheißen zur ›Aktuellen Stunde‹ und zu unserem heutigen ›Thema der Woche‹. Auf die umstrittene Ausstellung im Kölner Stadtmuseum und die Ausstellungsmacherin Anne Klee wurde gestern abend ein Anschlag verübt.«

Abb. 4: Sequenz 34, WDR Studio



›34‹ Kuntze: »Aus der meinerseits berechtigten Kritik wurde ein Mordversuch. Das ist unser heutiges Thema. Zu Gast im Studio auf ihrer linken Seite Professor Tilman König, Historiker von der Universität Bonn. Und zu ihrer rechten Seite Professor Heinrich Pollert. Er ist vom Institut für Zeitgeschichte München, ist darüber hinaus CSU Landtagsabgeordneter und einer der schärfsten Kritiker der Ausstellung. Tag meine Herren.«

[...]

›36‹ Kuntze: »Herr Professor, was werfen Sie den Ausstellungsmachern konkret vor?«

Pollert: »Fälschung geschichtlicher Tatsachen. Fotos werden plakativ verwendet. Es wird nicht nach deren Ursprung gefragt, nicht nach dem ›wer, wie, was‹, der unabdingbaren Basis wissenschaftlichen Arbeitens. Nehmen Sie dieses Beispiel. Das ist ein Foto aus der Ausstellung. Es hat den Titel ›Partisanen vor der Hinrichtung.‹ In Wirklichkeit zeigt dieses Foto aber etwas ganz anderes.« [...]

Verstärkt wird dieses offensichtliche Thematisieren der Beobachterperspektive durch die genrespezifische Fallkonstruktion und deren Rekonstruktion durch die Protagonisten, wobei im historischen und gleichzeitig aktuell bedeutsamen sozialen Rahmen der Ausstellung die Lösung des (Kriminal-) Falls begründet liegt.

Im folgenden will ich, ausgehend vom selbstdeklarierten Gegenstand des

»Tatorts«¹⁹ gleichsam den Textstrategien folgen, die, wie oben exemplarisch skizziert, eine dokumentarisierende Lektüre nahelegen, und dabei zum einen den Handlungsstrang, der vom Ausstellungsdokument – »Bild Nr. 73« – zum Dokument im Ermittlungsfall führt (Sequenzen ›31, 32, 42, 44‹). Zum andern werde ich den Fall im Zusammenhang der »Familiarisierung des Schuldproblems« (Sequenzen ›79, 80, 86‹) anhand der für die Spielhandlung entscheidenden Sequenzen rekonstruieren. So ist in der WDR-Hauszeitung zu lesen:

»Tatort: Die Spur führt zu Verbrechen im 2. Weltkrieg – BILDERSTURM – Nicht nur ein mysteriöser Mordfall (ein durch Kopfschuß getöteter Bankier wird mit einem Bündel verkohlter Geldnoten gefunden) bereitet den WDR-Tatort-Kommissaren Ballauf (Klaus J. Behrendt) und Schenk (Dietmar Bär) Kopfzerbrechen. Neben den laufenden Ermittlungen müssen sich die beiden um eine massive Morddrohung, gerichtet an die Kölner Museumsleiterin Anne Klee (Sabine Virtua), kümmern. Anlaß ist die im Kölner Stadtmuseum laufende Fotodokumentation über Verbrechen deutscher Wehrmachtsangehöriger im Zweiten Weltkrieg. Dann passiert ein weiterer Mord. Das Opfer, wieder ein alter Mann neben einem verbrannten Geldbündel, bringt Ballauf und Schenk auf die entscheidende Spur. Sie führt direkt ins Museum, zum Foto Nr. 73. Es zeigt die zwei Ermordeten und einen dritten Soldaten bei der Erschießung belgischer Zivilisten. Die Ermittlungen ergeben, daß Freddy Schenk auf fatale Weise in diesen Fall verstrickt ist.«

Die Sequenzen, auf die ich hier lediglich zusammenfassend eingehen kann, verdeutlichen, wie auf der Folie des Populartextschemas Kriminalfilm »Tatort« das Thema der Wehrmachtsausstellung im vierten Fall der Kölner Kommissare²⁰ die Szenerie für den individuellen Fall liefert. Mit dieser Individualisierung der Problematik werden strukturelle Voraussetzungen der Ausstellung bzw. ihres Gegenstandes »Verbrechen der Wehrmacht« nicht explizit thematisiert, sie bleiben in der Spielhandlung ausgespart. Es ist nun die Frage, ob eine solche genrespezifische Realisierung überhaupt als ein Beitrag angesehen werden kann, der mit der »Tatsachenfeststellung einer in ihrer dokumentierbaren Intentionalität beispiellosen Entgrenzung von Gewalt« (Reemtsma 1997),²¹ wie die Hamburger Ausstellung sie zeigt, in Verbindung gebracht werden kann.

19 WDR Print Juni 1998, Hauszeitung, Auflage 50.000, vgl. auch Tatort »Bildersturm« WDR Pressestelle (Hg.) Der Inhalt

20 Erstsendetermin: 21.6.1998: Zuschauer: 5,27 Millionen, Marktanteil 19,8%; bei der Wiederholung am 4.6.99: 1,24 Zuschauer / 17,8% Marktanteil.

21 Eröffnungsrede in Frankfurt, in: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg): 1998, 147–158

Die Autoren und der Regisseur versuchen mit ihrer Produktion an ein Phänomen anzuknüpfen, das mit der Hamburger Ausstellung selbst akzentuiert wurde: Die sogenannte »Familiarisierung des Schuldproblems«

»[...] bedeutet eine neue Qualität des Denkens in den Kategorien der Kontinuität, die gleichermaßen intime wie politische Fakten umgreifen. Sie haben eine gewisse Chance, die ursprüngliche Kontinuität zwischen der Generation der Täter und ihren Kindern, die nach 1945 im Faktum des Schweigens über die Vergangenheit Ausdruck fand, aufzubrechen. Die Öffnung des Blicks dafür, daß die etwa 18 Millionen deutschen Soldaten an der Ostfront unmittelbar an den Greueln des Vernichtungskriegs teilgenommen oder zumindest davon gewußt haben, also die NS-Täter nicht auf eine kleine kriminalisierbare Gruppe abartiger Sadisten eingeschränkt war, sondern daß der eigene Vater, Bruder, Onkel oder Großvater direkt teilhatte – durch Taten oder Kenntnisnahme und Duldung – hat deutlich gemacht, daß die Schuldfrage kein politikwissenschaftliches oder metaphysisches Abstraktum ist, sondern eine Realität jeder deutschen Familie. Denn nahezu jede Familie in Deutschland hat einen solchen Vater, Onkel oder Großvater, der noch heute in ihr lebt und einen persönlichen Einfluß auf die Welt- und Geschichtssicht und das moralische Urteil der Söhne, Töchter und Enkel hatte und hat. Mit dieser Familiarisierung des Schuldproblems wird es in einer neuen, öffentlich greifbaren Form zu einem Problem des persönlichen Umgangs mit ehemaligen Tätern und ihrem Einfluß auf die nachgeborenen Generationen.« (Schneider 1998, 37)²²

So antworten die Autoren nach möglichen persönlichen Hintergründen:

»Ähnlich wie bei Freddy Schenk und Max Ballauf im Film war das Thema in unseren Familien eher ein Tabu. Doch in Anbetracht der aufgeworfenen Fragen durch die Wehrmachtsausstellung haben auch wir uns gefragt: Was wußten unsere Väter und Großväter? Haben sie sogar an Verbrechen teilgenommen? Diese Gedanken haben uns bei der Entwicklung der Geschichte ständig begleitet. Wir haben uns immer wieder gefragt: Was würden wir an Schenks Stelle tun? Würden wir vergeben oder verdammen?« (WDR-Pressestelle 1998)

In der konkreten Umsetzung des Drehbuchs – mir liegen die 5. und die gesendete Fassung als Dialogbuch vor, hat der Regisseur, Niki Stein, »die Identifikations-

22 Vgl. u.a. Walter Manoschek 1997, Rede zur Ausstellungseröffnung in Graz, die unter dem Motto »Dialog zwischen den Generationen« stand, in: Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg): 1998, 201f; Klimmt 1999; Wernstedt 1999, 4f.: »Wenn dieses konturenlose Unschuldsgemälde nun differenziert wird, ist dies nicht nur eine Angelegenheit trockener akademischer Geschichtsforschung und langweiliger Geschichtsdidaktik an den Schulen. Es ist vielmehr die direkte Rückfrage an jede Familie, denn bei 18–19 Mill. Soldaten ist jede Familie beteiligt.«

möglichkeit *Tatort*²³ ganz bewußt nutzen wollen. Das Drehbuch wurde mit den Darstellern so bearbeitet, daß durchaus genrespezifisch vor allem die Perspektive der Ermittler/Kommissare leitend ist. Dies wird durch die persönliche Verstrickung der Protagonisten, die im Ermittlungsprozeß vor Augen geführt wird, noch verstärkt: eine Fotografie als Dokument der Ausstellung wird zum Dokument im



Abb. 5: Sequenz 43, Präsidium/
Büro

Ermittlungsfall, weist von der Gegenwart in die Vergangenheit und damit auf die Positionen von *Täter* und *Opfer* und auf die Dimensionen ihrer Verkehrung.

Nachdem in Sequenz ›31‹ die Familienähnlichkeit zwischen dem Kommissar (Schenk) und dem auf dem Foto zu identifizierenden Soldaten situativ entdeckt wird – [...] Lissie: »Der sieht ja aus wie Du.« Schenk: »Richard?!« – gewinnt die Fotografie hier nicht nur als ikonisches Zeichen Relevanz, sondern besitzt vor allem »indexikalische Qualität«, da sie ja nicht nur einen Gegenstand darstellt, sondern gleichzeitig auch eine Spur von ihm ist. (vgl. Kessler 1998, 68)

Im weiteren wird »Foto 73« von ›Professor Koning‹ aufgrund von Indizien näher bestimmt, und diese Hinweise nutzen die Kommissare zur Identifikation der gesuchten Person:

›32‹ Professor Koning: »Das Foto wurde frühestens ab September 1944 gemacht. Sehen Sie das Gewehr hier, in der Hand von dem Mann? Das Modell wurde erst ab 44 September an die Wehrmacht ausgeliefert. Haben Sie gesagt, daß das Foto in Belgien gemacht wurde?«

›43‹ [...] Ballauf: »Was machst Du denn da? Ja also mit ein bißchen Phantasie ... der könnte es sein.« Schenk: »Ja.« Ballauf: »Wer is'n das?« Schenk: »Mein On-

23 Vgl. Rheinischer Merkur, 19.6.1998

kel.«

So wird durch die Verlebendigung des Bildes, durch die Fotografie, der Onkel des Kommissars, der in der Ermittlungshandlung *das Opfer* ist, als *Täter* identifiziert, indem er quasi in das Dokument seiner Vergangenheit *eingepaßt* wird.

Abb. 6: Sequenz 44, Präsidium/
Büro



>44< Ballauf: »Finden Sie nicht, daß es hier eine gewisse Ähnlichkeit gibt?«

Onkel Richard: »Nein, finde ich nicht.

Wie oft soll ich's denn noch sagen. Ich war Koch. Ich war noch nie in meinem Leben in Belgien. Ich kenne diese Leute nicht. Ich war den ganzen Krieg über bei der Feldküche in Rußland und hab mich erst später nach Westen durchgeschlagen. Aber ich war nie in Belgien.«

Ballauf: »Und warum, glauben Sie, haben Sie diesen Brief bekommen?«

Onkel Richard: »Weil der mich genauso verwechselt wie Ihr. Ihr glaubt doch auch, daß ich das bin. Warum glaubst Du mir nicht? Du kennst mich doch.«

Schenk: »Ich glaube Dir ja.«

Bei der Darstellung der Täter/Opfer-Positionen, bei deren Umsetzung in die Spielhandlung wird, dem Gegenstand entsprechend, auf Fotografien als historische Dokumente rekurriert und deren Beweiskraft postuliert, so daß hier durchaus paratextuelle Anweisungen vorliegen, einer eher dokumentarisierenden Lektüre zu folgen, und die Rekonstruktion des Falles mit historischen Fällen zu verbinden: nach der Bartheschen Akzentuierung: »Ça a été.« (Barthes 1989)

In Sequenz >79< überführt der Zeuge der Tat der Wehrmachtssoldaten (Koning) das Opfer der Krimihandlung als Täter (Schenks Onkel)

Onkel Richard: »Es war ein Befehl, ich habe nur einen Befehl befolgt.«

Koning: »Ja, das haben Brenner und Waldmann auch behauptet. Aber wir beide,

Sie und ich, wir wissen, daß das nicht wahr ist. Es gab keinen Befehl.«

Onkel Richard: »Sie haben einen von meinen Kameraden erschossen. Wir mußten etwas tun.«

Koning: »Sie waren doch schon auf'm Rückzug. Die Amerikaner waren doch längst durchgebrochen.«

Onkel Richard: »Herr Gott er saß direkt neben mir. Ich hab' so viel Blut abbekommen, daß ich dachte, mich hat's auch erwischt.«

Koning: »Und warum sind Sie nicht einfach durchgefahren?«

Onkel Richard: »Weil der Hans, – kurz davor hat er noch gesagt: ›Du in vierzehn Tagen, da sitzen wir wieder am Rhein und angeln.‹ – Und dann fiel der Schuß.«

Koning: »Und der Schütze stand an der Kirche. Das Haus lag hundert Meter weiter unten, hinter der Kurve. Von dort kann der Schuß nicht abgefeuert worden sein.«

Onkel Richard: »Aber es war doch'n Gewehr im Haus.«

Koning: »Ja – das stimmt. Da war'n Gewehr im Haus. Aber das hing über'm Kamin als Dekoration – und hatte keinen Schlagbolzen mehr. Sie haben Unschuldige geschlachtet. Und das haben Sie genau gewußt, weil Sie Ihre Rache wollten, und das war Ihr eigener Entschluß.

– Als Sie mit dem Morden fertig waren, da hat Herr Oberleutnant Brenner auch Zigaretten verteilt, als Belohnung, oder?! Sie haben bis heute gedacht, es gibt keine Zeugen. Sie haben bis heute gedacht, daß Sie alle erwischt hätten.«

Onkel Richard: »Nun drücken Sie schon ab.« [...]



Abb. 7: Sequenz 79,
Krankenhaus

›86‹ Onkel Richard: »Hast Du mal eine Zigarette?«

Schenk: »Nee.«

Onkel Richard: »Die Bilder hat mir Koning gegeben. Brenner ließ die ganze Familie vor das Haus treiben. Wir dachten, der will denen Angst einjagen, damit sie sagen, wer noch im Ort ist. Aber plötzlich hat der den Vater erschossen, weil der nichts sagen wollte. Waldmann sagte, wenn die Amis uns kriegten, dann machen

die kurzen Prozeß mit uns, wenn das raus kommt. Und plötzlich fingen alle an zu schießen. Da hab' ich die MP hochgerissen und auch geschossen. Einfach so.«

Schenk: »Ich war da heute morgen, da ist jetzt 'n Kinderspielplatz.«

Onkel Richard: »Und was ist jetzt?«

Schenk: »Ich weiß es nicht!«

Abb. 8: Sequenz 86,
Krankenhaus/Garten



Die starke Appellstruktur der letzten hier zitierten Sequenz nach Verstehen/Verständnis ist in der genrespezifischen Umsetzung des Themas begründet. Es handelt sich deutlich um ein Austarieren, denn, wie der Regisseur ausführt, wurde aufgrund des Kriminalschemas »Wer war's?« das »Schwarzweißbild vom gerechten Rächer«, der Sympathiefigur, durch eine Gesprächsszene zwischen dem Täter von damals und dem Täter von heute, dem Opfer gemildert. »Doch es bleibt eine Gratwanderung.«²⁴ So erklärt sich auch die Schlußsequenz, die die Gesamtintention der Sendung auf den Punkt bringen soll:

›87‹ Stadtmuseum/Ausstellung – Schülerin: »Aber ich glaube, es ist ganz wichtig zu wissen, daß so was passiert ist. Denn sonst passiert's vielleicht noch mal.«

Diese Textentscheidung kommentiert der Autor Robert Schwentke folgendermaßen:

›Man will sicher sein, daß es ankommt. Lieber so und nicht falsch verstanden werden, als etwas nicht gesagt zu haben.« (vgl. u.a. Stuttgarter Zeitung, 20. 6. 1998)

Obwohl solche *hybriden Formen* wie diese mediale Realisierung keine »histori-

24 Vgl. Rheinischer Merkur, 19.6.1998

sche(n) Dokumente für spätere Generationen« sind, wie WDR-Fernsehspielchef Gunther Wille (vgl. Stuttgarter Zeitung, 20. 6. 1998) suggeriert und meiner Ansicht nach der Film von Ruth Beckermann eine adäquate Annäherung an das Thema, das sie als Zusammenhang von Sehen und Wissen akzentuiert, ermöglicht, muß der Tatort »Bildersturm« doch als ein Beitrag im Rahmen der Reaktionen auf die Ausstellung gesehen werden, der durchaus – zwar in genrespezifischer Weise – auf Haltungen und Sichtweisen rekurriert und diese vermittelt.

Mit einer »in-lusiven Rezeptionshaltung« (vgl. Charlton/Borcsa 1997), in der die Rezipienten im Gegensatz zu einer primären Illusions-Haltung ebenfalls involviert, jedoch in kritischer Distanz zum medialen Geschehen verbleiben, muß das Spektrum von Aneignungsmöglichkeiten reflektiert werden; einige Belege studentischer Aneignungstexte, die unterschiedliche Möglichkeiten konkretisieren, liegen vor. Mit dem Wissen um die Hybridität von Medien werden einerseits die politisch-historisch biographischen Perspektiven, andererseits die medialen Präsentationsformen bis hin zur Selbstreflexion der Medien hervorgehoben. In einem Beitrag über Reaktionen auf die Ausstellung formuliert Heer (1997, 76):

»Resümiert man die privaten und öffentlichen Reaktionen, dann läßt sich kein klares Fazit ziehen. Viele alte Gewißheiten und fast zur Gewohnheit gewordene Muster sind eingestürzt. Neue Haltungen, Sichtweisen, Kenntnisse sind entstanden. Manches davon ist schon Gemeingut der Populärkultur geworden – in Soap Operas wie der ›Lindenstraße‹ und Fernsehkrimis wie in der Serie ›Tatort‹ oder steht demnächst in den Schulbüchern. Dennoch ist die Situation ambivalent.«

Literatur:

- Assmann, Aleida/ Jan Assmann 1998: Niemand lebt im Augenblick, in: Die Zeit Nr. 50, 3. Dezember 1998, 43 f
- Adelmann, Ralf/ Markus Stauff (Hg.) 1998: Politik und Bilder (= kultuRRévolution nr. 37)
- Am Abgrund der Erinnerung. Im Gespräch mit der ZEIT ziehen die Veranstalter Hannes Heer, Walter Manoschek und Jan Philipp Reemtsma eine Bilanz, in: Die Zeit Nr. 22, 27. Mai 1999, 54 f
- Arendt, Hannah 1999: Besuch in Deutschland (1950), in: Zur Zeit. Politische Essays. Hamburg
- Barthes, Roland 1988: Das semiologische Abenteuer, Frankfurt/M.
- Barthes, Roland 1989: Die helle Kammer. Bemerkung zur Photographie, Frankfurt/M. (La chambre claire. Note sur la photographie, Paris 1980)

- Beckermann, Ruth 1998: Jenseits des Krieges. Ehemalige Wehrmachtssoldaten erinnern sich, Wien
- Bilanz einer Ausstellung. Dokumentation der Kontroverse um die Ausstellung ›Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944‹, 25.2. bis 6.4.1997, München 1998
- Blümlinger, Christa (Hg.) 1990: Sprung im Spiegel. Filmisches Wahrnehmen zwischen Fiktion und Wirklichkeit, Wien
- Brink, Cornelia 1998: Ikonen der Vernichtung. Öffentlicher Gebrauch von Fotografien aus den nationalsozialistischen Konzentrationslagern nach 1945, Berlin
- Burke, Peter 1996: Geschichte als soziales Gedächtnis, in: Hemken, Kai Uwe (Hg.) 1996, 92–112
- Charlton, Michael / Silvia Schneider (Hg.) 1997: Rezeptionsforschung, Theorien und Untersuchungen zum Umgang mit Massenmedien, Opladen
- Charlton, Michael/ Maria Borcsa 1997: Thematische Voreingenommenheit, Involvement und Formen der Identifikation. Diskussion eines Modells für das aktive Zuschauerhandeln anhand eines empirischen Beispiels, in: Charlton/Schneider (Hg.), 254–267
- Fiske, John 1987: Television culture, London, New York
- Fiske, John 1997: Populäre Texte, Sprache und Alltagskultur, in: Hepp, Andreas/ Rainer Winter, (Hg.) 1997, 65–84
- Franck, Georg 1998: Ökonomie der Aufmerksamkeit, München, Wien
- Frei, Norbert 1996: Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit, München
- Frei, Norbert 1997: Das ganz normale Grauen, in: Der Spiegel 16 (1997), 64–67
- Gleich, Uli 1995: Informationsdarbietung in den Medien und ihre Rezeption. ARD-Forschungsdienst. in: Media Perspektiven 8/1995, 407–411
- Gillessen, Günther 1999: Wehrmacht und Kriegsverbrechen. Ein Sammelband bemüht sich um ein wirklichkeitsnahes Bild, in: FAZ vom 9. Juni 1999, 11
- Goffman, Erving 1977: Rahmen-Analyse: ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrung, Frankfurt/M
- Graf, Dominik 1998: 400 Jahre TATORT! In: Tatort. Eine Publikation der ARD zur 400. Folge der Krimireihe, München, 6–11
- Graumann, Carl F. 1993: Perspektivität in Kognition und Sprache, in: Spiel 12 (1993), 156–172
- Greiner, Bernd 1999: »Ein Stadtgespräch, wie es das noch nie gegeben hat.« Die Wehrmachtsausstellung und ihre Folgen: Der Versuch einer ersten Deutung, in: Frankfurter Rundschau v. 23. Juni 1999, 21
- Grewenig, Adi 1993: Geschichte als Medienrealität – Der Jahrestag des Golfkrieges zwischen Infotainment und Erinnerungsarbeit, in: dies. (Hg.): Inszenierte Information. Politik und strategische Kommunikation in den Medien, Opladen, 231–268
- Grewenig, Adi 1996: Politikvermittlung und -aneignung durch Dokudramen? Gesellschaftliche Wirklichkeit im Deutungsprozeß des politischen Fernsehspiels, in: Otfried Jarren / Heribert Schatz / Hartmut Weßler (Hg.) 1996, 271–286

- Habermas, Jürgen 1988: Theorie des kommunikativen Handelns, Zweiter Band: Zur Kritik der funktionalistischen Vernunft, Frankfurt/M.
- Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.) 1996: Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944. Ausstellungskatalog, Hamburg
- Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.) 1998: Krieg ist ein Gesellschaftszustand. Reden zur Eröffnung der Ausstellung ›Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944‹, Hamburg
- Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.) 1998a: Besucher einer Ausstellung. Die Ausstellung ›Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944‹ in Interview und Gespräch, Hamburg
- Hamburger Institut für Sozialforschung (Hg.) 1999: Eine Ausstellung und ihre Folgen, Hamburg
- Hemken, Kai Uwe (Hg.) 1996: Gedächtnisbilder. Vergessen und Erinnern in der Gegenwartskunst, Leipzig
- Heer, Hannes / Klaus Naumann (Hg.) 1995: Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944, Hamburg
- Heer, Hannes 1997: Von der Schwierigkeit, einen Krieg zu beenden. Reaktionen auf die Ausstellung ›Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944‹, in: Mittelweg 36 6 (1997), 65–79
- Heller, Heinz-B. 1992: Ästhetische Strategien als Politik. Aspekte des Fernsehdokumentarismus, in: montage av 1/1/1992, 37–47
- Hepp, Andreas / Rainer Winter (Hg.) 1997: Medien – Kultur – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse, Opladen
- Hickethier, Knut 1994: Das Fernsehspiel oder Der Kunstanspruch der Erzählmaschine Fernsehen, in: Schanze, Helmut / Bernhard Zimmermann (Hg.) 1994: Das Fernsehen und die Künste, München, 303–348 (= Band 2: Geschichte des Fernsehens in der Bundesrepublik Deutschland)
- Hickethier, Knut 1998: Geschichte des Deutschen Fernsehens, Stuttgart, Weimar
- Horch, Hans 1999: Die Ausstellung »Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944« in Saarbrücken. Ein Rückblick, in: Saarbrücker Hefte 81 (1999), 63–72
- Jäger, Siegfried 1995: Diskurstheorie und Diskursanalyse. Ein Überblick, in: DISS Forschungsbericht 1995, Studien zu rechtsextremen und (neo-)konservativen Diskursen, Duisburg, 3–16
- Jarren, Otfried / Heribert Schatz / Hartmut Weßler (Hg.) 1996: Medien und politischer Prozeß. Politische Öffentlichkeit und massenmediale Politikvermittlung im Wandel, Opladen
- Jogschies, Rainer 1998: Die rasche Ent-Politisierung der »Politik« im ARD-Fernsehen – «tagesthemen«, »Doku-Dramen« und »Talkshows« zwischen Rekonstruktion und Konstruktion der Realität. Ein Zappen entlang der Zeitströmungen, in: Calließ, Jörg (Hg.): Die Inszenierung von Politik in den Medien. Die Inszenierung von Politik für die Medien, Rehbun/Loccum, 196–264

- Kessler, Frank 1998: Fakt oder Fiktion. Zum pragmatischen Status dokumentarischer Bilder, in: *montage/av* 7/2 (1998), 63–78
- Klimmt, Reinhard 1999: »Saubere Wehrmacht gab es nicht.« Dokumentation zur Ausstellungseröffnung: Wie gehen wir mit unserer Vergangenheit um? in: *Saarbrücker Zeitung* v. 22.2.1999, 2
- Kluge, Alexander 1995: Kolonisatoren, die in die Schwäche eindringen. Ein Gespräch über Nachrichten und Erfahrung, in: *Neue Rundschau*, 106. Jg., 22–28
- Mikos, Lothar 1993: Liebe und Sexualität in PRETTY WOMAN. Intertextuelle Bezüge und alltägliche Erfahrungsmuster in einem Text der Populärkultur, in: *montage/av* 2/1 (1993), 67–86
- Mikos, Lothar 1994: Fernsehen im Erleben der Zuschauer. Vom lustvollen Umgang mit einem populären Medium, München
- Müller, Eggo / Hans J. Wulff 1997: Aktiv ist gut: Anmerkungen zu einigen empiristischen Verkürzungen der *British Cultural Studies*, in: Hepp, Andreas/ Rainer Winter (Hg.) 1997, 171–176
- Müller, Rolf-Dieter 1999: »Gegen Kritik immun.« In: *Der Spiegel* 23/1999: 60–62
- Naumann, Klaus 1998: Die »saubere« Wehrmacht. Gesellschaftsgeschichte einer Legende. In: *Mittelweg* 36 (August/September 1998), 8–18
- Naumann, Klaus 1998a: Der Krieg als Text. Das Jahr 1945 im kulturellen Gedächtnis der Presse, Hamburg (bes.: Welche Wehrmacht? – Eine Debatte kündigt sich an, 124–170)
- Odin, Roger 1990: Dokumentarischer Film – dokumentarisierende Lektüre, in: Blümlinger, (Hg.) 1990, 125–146
- Poeppl, Hans / Wilhelm Karl von Preußen / Karl-Günther von Hase (Hg.) 1998: Die Soldaten der Wehrmacht, München
- Prantl, Heribert (Hg.) 1997: Wehrmachtsverbrechen. Eine deutsche Kontroverse, Hamburg
- Programmdirektion ARD (Hg.) 1998: Zur 400. Folge der Krimireihe TATORT, München
- Prose, Rüdiger 1999: Wider den liederlichen Umgang mit der Wahrheit. Anmerkungen zu einer umstrittenen Ausstellung; dritte Streitschrift wider den Mißbrauch der Geschichte deutscher Soldaten zu politischen Zwecken, Mainz
- Sandig, Barbara 1996: Sprachliche Perspektivierung und perspektivierende Stile, in: *Lili* 102 (1996), 36–63
- Searle, John R. 1990: Der logische Status fiktionalen Diskurses, in: ders. *Ausdruck und Bedeutung. Untersuchungen zur Sprechakttheorie*, Frankfurt/M., 80–97
- Schmidt, Siegfried J. 1996: Die Welten der Medien. Grundlagen und Perspektiven der Medienbeobachtung, Braunschweig/Wiesbaden
- Schneider, Christian 1998: Schuld als Generationenproblem, in: *Mittelweg* 36, 28–40
- Schneider, Irmela/ Christian W. Thomsen (Hg.) 1997: *Hybridkultur. Medien, Netze, Künste*, Köln
- Schümer, Dirk 1999: Kampf der Mythen. Die Verbrechen der Wehrmacht: Die Hamburger Ausstellung zieht in die weite Welt, in: *FAZ.* v. 25.6.1999, 43

-
- Spangenberg, Peter M. 1997: ›...and my Eyes are only Holograms‹ Formen operierender Kontingenz in hybriden Medien, in: Schneider/Thomsen (Hg.) 1997, 141–157
- von Sternburg, Wilhelm (Hg.) 1995: Tagesthema ARD. Der Streit um das Erste Programm. Frankfurt/M.
- TATORT »Bildersturm« 1998: Dialogbuch, Colonia Medien, WDR Köln
- WDR Pressestelle (Hg.) 1998: Tatort »Bildersturm«. Redaktion: Nathalie Suthor, Köln
- Wernstedt, Rolf 1999, Eröffnungsrede zur Ausstellung »Vernichtungskrieg, Verbrechen der Wehrmacht 1941–1944« im Rathaus Hannover am 8. November 1998, in: Der Präsident des Niedersächsischen Landtages (Hg.), Heft 33, 4–7

* Da das Manuskript im Juli '99 abgeschlossen wurde, konnte auf die neuerliche Entwicklung der Diskussion über die Wehrmachtsausstellung vom Oktober/November '99 nicht mehr eingegangen werden. Ich verweise auf die klärende Stellungnahme von Norbert Frei in derFAZ vom 2.11.1999, S. 49: »Faktor 10 0 0 –Wehrmacht und Wahrheit in Zeiten der Krawallkommunikation«.

Gegenwartskonflikte

Michael Schwab-Trapp

Der deutsche Diskurs über den Jugoslawienkrieg

Skizzen zur Karriere eines moralischen Dilemmas¹

Einleitung

Der Diskurs über den Krieg in Jugoslawien hebt die für die deutsche politische Kultur charakteristische Ausgrenzung kriegerischer Aktionsmacht als Mittel zur Lösung politischer Konflikte auf. Diese vor nicht allzu langer Zeit noch als Hypothese formulierbare Feststellung ist durch die NATO-Intervention im Kosovo von der Wirklichkeit eingeholt worden – der Einsatz kriegerischer Aktionsmacht als Mittel der Politik ist politische Realität. In dieser Situation bleibt nur noch die Frage: Wie kam es zu diesem Wandel der politischen Kultur? Anders formuliert: Wie wurde das für die deutsche politische Kultur tragende Gebot »Nie wieder Krieg« in seinem Geltungsbereich eingeschränkt und die Legitimität militärischer Interventionen begründet? Meine These hierzu lautet: Im Diskurs über den Jugoslawienkrieg verbindet sich der Diskurs über den Krieg mit einem Diskurs über die nationalsozialistische Vergangenheit, in dem die Bedeutung dieser Vergangenheit für das politische Handeln verändert und das Gebot »Nie wieder Krieg« aufgehoben wird.

Meine Überprüfung dieser Hypothese untergliedert sich in drei Teile. Im ersten Teil meiner Überlegungen werde ich auf die Bedeutung der nationalsozialistischen Vergangenheit für die deutsche politische Kultur des Krieges eingehen. Der zweite Teil untersucht Diskursbeiträge, in denen die nationalsozialistische Vergangenheit als Argument benutzt und auf die Legitimität deutscher Militäreinsätze bezogen wird. Die Ergebnisse dieser Rekonstruktion werden im dritten Teil in ihrer Bedeutung für die deutsche politische Kultur des Krieges bestimmt.

1 Der Artikel entstand im Rahmen eines DFG-Projekts über Kriegsdiskurse und den Wandel der politischen Kultur des Krieges – Tr148/12-1. Dieses Projekt ist zur Zeit noch nicht abgeschlossen. Entsprechend sollten auch die folgenden Ausführungen als Hypothese bzw. als work in progress verstanden werden.

Die historische Referenz diskursiver Ordnungen

Im Kontext diskursanalytischer Fragestellungen ist die politische Kultur einer Gesellschaft ein System von Bedeutungen, das in Konflikten erzeugt und von politisch-kulturellen Eliten getragen wird. Sie bildet ein Ensemble institutionalisierter Deutungsmuster für politische Ereignisse und Handlungen, das in diskursiven Auseinandersetzungen um die kollektive Geltung dieser Deutungsmuster produziert wird. In diesen Auseinandersetzungen werden bereits bestehende Deutungsmuster aufgegriffen und fortgeführt, miteinander verbunden oder voneinander abgegrenzt und zu spezifischen »diskursiven Formationen« (Foucault 1990) verdichtet. Solche diskursiven Formationen bilden dann kulturell vertraute, institutionalisierte und legitimierungsfähige Formen des Sprechens über spezifische Themenfelder. Sie repräsentieren die dominanten und kollektiv mehr oder weniger anerkannten Sichtweisen politischer Ereignisse und Handlungszusammenhänge. Diesem konfliktuellen Entstehungsprozeß diskursiver Formationen gehorcht auch die diskursive Formation des Krieges. Aus den Auseinandersetzungen um eine angemessene Interpretation des Jugoslawienkrieges und die Bedeutung deutscher Militäreinsätze in diesem Krieg erwächst die diskursive Formation des Krieges.

Diskursive Formationen sind historische Ordnungen. Ihre Historizität untergliedert sich in drei Dimensionen. Sie drückt sich zum einen im Prozeßcharakter diskursiver Formationen aus. Als öffentlich umkämpftes Gut sind Diskursformationen einem beständigen Wandel unterworfen. Zum anderen produzieren Diskursteilnehmer ihre Deutungen politischer Ereignisse nicht in einem ahistorischen Raum. Diskurse greifen historisch gewachsene Deutungen auf, verbinden diese Deutungen miteinander und verdichten sie zu spezifischen Diskursformationen. Schließlich organisieren die Akteure diskursiver Auseinandersetzungen in ihren Auseinandersetzungen die Vergangenheit. Im Kampf um die legitime Sichtweise politischer Ereignisse werden Vergangenheitsdeutungen aktualisiert und zu legitimen Sichtweisen verdichtet – Sichtweisen, die die Vergangenheit benutzen, um die Gegenwart zu erklären und zu rechtfertigen. Dieser Gebrauch der Vergangenheit ist für die diskursive Formation des Krieges von besonderer Bedeutung. Kriege sind Kristallisationspunkte kollektiver Geschichte und Gegenstand einer kontinuierlichen Arbeit an dieser Geschichte (Reichel 1995).

Weil in diskursive Formationen historische Referenzen eingebaut sind, sind diskursive Formationen gesellschaftsspezifische Erscheinungen. Entsprechend liegt das Besondere der deutschen Diskussion über den Jugoslawienkrieg, das diese Diskussion von der amerikanischen oder der französischen Diskussion un-

terscheidet, u.a. in der deutschen Vergangenheit begründet. Der deutsche Diskurs über den Krieg ist in weiten Teilen auf die NS-Zeit bezogen und mit einer Diskussion um eine angemessene Interpretation dieser Zeit verbunden. Der Nationalsozialismus ist nicht nur der zentrale Bezugspunkt unserer politischen Kultur (Lepsius 1988). Er ist ebenso das zentrale Bezugsereignis des deutschen Diskurses über den Krieg. Um diese zentrale Bedeutung der deutschen Vergangenheit diskursanalytisch zu fassen, habe ich den Diskurs über die Vergangenheit in anderem Zusammenhang und in Anlehnung an Überlegungen Trutz von Trothas als Basiserzählung bestimmt (Schwab-Trapp 1996 / von Trotha 1993).

Jede Kultur besitzt ihre eigene Basiserzählung. Diese Erzählung enthält die beherrschende legitimatorische Konstruktion der Vergangenheit und ist deshalb in den Konflikten um die Konstruktion der Vergangenheit unausweichlicher Bezugspunkt (von Trotha 1993: 6/7). Das Paradigma einer solchen Erzählung ist der Mythos, von dem Malinowski behauptet hat, er bilde die ungeschriebene Verfassung sogenannter primitiver Kulturen. Die Basiserzählung einer Gesellschaft enthält die »fundierende Geschichte« (Assmann 1992) dieser Gesellschaft und als fundierende Geschichte ist sie – wie der Mythos – zugleich Erklärung und Rechtfertigung ihrer sozialen, politischen und kulturellen Ordnung. Ein Wandel der Basiserzählung verweist deshalb auch immer auf grundlegende Veränderungen der politischen Kultur.

Jede Basiserzählung untergliedert sich intern in bedeutsame und weniger bedeutsame, in zentrale und eher periphere Erzählungen über die Vergangenheit. Sie bezieht sich ebenso auf vergangene Ereignisse, deren interpretative Besetzung heiß umkämpft und Gegenstand kontinuierlicher Auseinandersetzungen ist, wie auf Ereignisse, deren Interpretationen weitestgehend standardisiert und kollektiv anerkannt sind. Basiserzählungen strukturieren die Vergangenheit. Sie fokussieren unsere Wahrnehmung der Vergangenheit und schreiben fest, welche vergangenen Ereignisse für das politische Leben der Gegenwart eine zentrale oder periphere Bedeutung besitzen. Im Mittelpunkt der deutschen Basiserzählung steht die nationalsozialistische Vergangenheit und die Geschichte ihrer Aufarbeitung (Herz 1995; Lepsius 1989; Schwab-Trapp 1996). Die deutsche Basiserzählung ist »eine Erzählung darüber, wie die Deutschen an die Nazis gerieten, was sie während des Krieges taten, was dann nach Ende des Krieges geschah und welche Konsequenzen sie daraus zogen« (Herz 1995). Von zentraler Bedeutung an dieser Erzählung ist ihr negativer Charakter. Der Nationalsozialismus als Zentrum unserer Basiserzählung ist anders als z.B. die Französische Revolution ein negatives Bezugsereignis. Er begründet eine Erzählung, die erst in der beständigen Abgrenzung zur Vergangenheit die Legitimität politischer Ereignisse und

Handlungen in der Gegenwart erzeugt. Diese Erzählung ist deshalb auch eine Erzählung, die in der Erinnerung an die nationalsozialistischen Verbrechen und die Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges den Einsatz kriegigerischer Aktionsmacht zur Lösung politischer Konflikte delegitimiert.

Als normative Konstruktion enthält die deutsche Basiserzählung ein Repertoire »wertvoller« und zugleich kulturell vertrauter Argumente – Argumente, die sich in den zahllosen Auseinandersetzungen über die Vergangenheit seit 1945 mit normativen Bedeutungen aufgeladen haben. Die Diskursteilnehmer greifen diese bedeutungshaltigen Argumente auf. Sie benutzen die mehr oder weniger verbindlichen Interpretationen der Vergangenheit als Argumente für oder gegen militärische Interventionen. In diesem Gebrauch der Vergangenheit produzieren sie einen normativen Rahmen zur Beurteilung des Krieges. Diese Rahmung ist jedoch ebenso ambivalent wie der Diskurs über die NS-Zeit, der seit Entstehung der Bundesrepublik zwischen den Polen der Dramatisierung und Neutralisierung oszilliert. Die normative Erinnerung an die Vergangenheit reglementiert die Handlungsmöglichkeiten politischer Akteure und kann zugleich von diesen Akteuren als Ressource zur Durchsetzung ihrer politischen Interessen benutzt werden. Sie bildet ein Instrument der Kontrolle, das zugleich die eigenen Handlungen normiert und zur Stigmatisierung des politischen Gegners eingesetzt werden kann. Welchen Gebrauch machen die Diskursteilnehmer im Diskurs über den Jugoslawienkrieg von der Basiserzählung und welche Wandlungsprozesse werden dadurch angestoßen?

Stationen auf dem Weg zur Legitimität militärischer Interventionen

Kulturelle Wandlungsprozesse besitzen Entwicklungstendenzen. Auch wenn ihr Beginn und ihre Ziele nicht eindeutig identifizierbar sind, weil kulturelle Ordnungen sich beständig verändern und offen für nicht vorhersehbare Entwicklungsmöglichkeiten sind, besitzen sie doch Stationen, in denen die allgemeine Richtung kulturellen Wandels zum Ausdruck kommt und Veränderungen institutionalisiert werden. Welchen Richtungssinn besitzt der deutsche Diskurs über den Jugoslawienkrieg? Meine These hierzu lautet: Von der Diskussion über den Einsatz deutscher Tornados in Jugoslawien bis zum Ende der Diskussion über die Ereignisse von Srebrenica verändert sich die deutsche politische Kultur des Krieges. Die Diskussion über Srebrenica ist eine der Hauptstationen auf dem Weg zur zunehmenden Legitimität militärischer Interventionen. Sie hat die deutsche politische Kultur des Krieges und mit ihr unsere Vorstellungen über die Legitimität militärischer Interventionen nachhaltig geprägt und verändert, weil in ihr die Op-

position politischer und kultureller Eliten gegen militärische Interventionen sukzessive weggebrochen ist und sich mit einer Umschreibung der Geschichte verbunden hat, die deutsche Militäreinsätze legitimiert.

Ich werde versuchen, diese These in drei Schritten und an drei diskursiven Ereignissen exemplarisch zu begründen – anhand der Bundestagsdebatte über den Einsatz deutscher Tornados in Jugoslawien im Sommer 95, der Diskussion über Srebrenica und schließlich anhand der Bundestagsdebatte 1998 über eine deutsche Beteiligung am NATO-Einsatz im Kosovo und der ersten Reaktionen auf die NATO-Luftangriffe im Kosovo. Aus jeder dieser Diskussionen greife ich solche Diskursbeiträge auf, in denen die nationalsozialistische Vergangenheit als Argument benutzt und auf die Legitimität deutscher Militäreinsätze bezogen wird.

Deutsche Tornados in Jugoslawien

Ich habe oben bereits ausgeführt, daß die nationalsozialistische Vergangenheit im Zentrum des deutschen Diskurses über militärische Interventionen steht und die Illegitimität des Zweiten Weltkrieges eine delegitimierende Deutung von Krieg und militärischer Gewalt begründet. Diese normative Bedeutung des Nationalsozialismus wurde in vergangenen Konflikten vornehmlich von oppositionellen Kräften ins Spiel gebracht. Sie findet sich auch noch in der Diskussion über deutsche Tornado-Einsätze in Jugoslawien im Sommer 1995. Der heutige Verteidigungsminister Rudolf Scharping (SPD) charakterisiert in dieser Debatte den geplanten Einsatz deutscher Soldaten in Jugoslawien als historischen Einschnitt, mit dem die deutsche Außenpolitik grundlegend verändert und ein bislang bestehender Konsens aufgekündigt wird. Er erinnert an die deutschen Verbrechen während des Zweiten Weltkrieges in Jugoslawien und betont die Gefahren, die von einem deutschen Einsatz ausgehen können.

»Die Bundesregierung überschreitet auf einem besonders heiklen Terrain eine Grenze, über deren Einhaltung wir uns bis heute einig waren ... daß deutsche Soldaten im ehemaligen Jugoslawien nicht eingesetzt werden sollten, da die Erinnerung an die Greuel im Zweiten Weltkrieg nur zu einer Eskalation der Konflikte und zu einer unverantwortlichen Gefährdung deutscher Soldaten führen könne ...
« (Scharping, Plenarprotokoll v. 30.6.1995).

In vergleichbarer Weise argumentiert Joschka Fischer (Bündnis90/Die Grünen) in der Tornadodiskussion. Auch Fischer benutzt die nationalsozialistische Vergangenheit als Argument gegen deutsche Militäreinsätze und erklärt die geplante Entsendung deutscher Tornados zu einer historischen Zäsur, die mit der politischen Praxis der Vergangenheit bricht. Fischer stellt den Regierungsparteien die

Frage »Wenn Ihr Argument der Bündnissolidarität so überragend ist, warum dann keine Bodentruppen?« und antwortet darauf:

» ... Ich stelle diese Frage ... weil ich weiß, daß dahinter ein Argument steht, das bisher für die Haltung der Bundesregierung entscheidend war. Das ist das historische Argument, meine Damen und Herren, und ich befürchte, ... daß im Falle eines eskalierenden Einsatzes mit deutschen Kampfverbänden dieses historische Argument ... noch auf fatale Art und Weise zugespitzt wird ... Wir werden doch nach wie vor Verständnis dafür finden, daß unsere Hauptaufgabe ... gerade jetzt, 50 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, die ist, zu begreifen, daß gebranntes Kind Feuer zu scheuen hat ... wir sagen klar nein zu dieser Zäsur ... Wir wollen keine neue deutsche Außenpolitik, die die Selbstbeschränkung aufgibt ... Schon gar nicht wollen wir das dort, wo die Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg auf grausamste Art und Weise gewütet hat.« (Fischer, Plenarprotokoll v. 30.6.1995)

Ich habe oben ausgeführt, daß die nationalsozialistische Vergangenheit eine ambivalente Bedeutung besitzt. Diese Dimension unserer Geschichte bringt Günter Verheugen (SPD) in seinem Debattenbeitrag zum Ausdruck. Er stellt zwei mögliche Antworten auf unsere Geschichte einander gegenüber – die moralische Aufgabe zur Intervention und das Gebot der militärischen Selbstbeschränkung. In dieser Gegenüberstellung verweist er auf die Unvereinbarkeit beider Positionen und beharrt auf dem Gebot der militärischen Selbstbeschränkung.

»Ich habe volles Verständnis für diejenigen, die der Auffassung sind ... : Es kann nicht sein, daß deutsche Uniformen dort auftauchen, wo im Zweiten Weltkrieg die Wehrmacht und die Waffen-SS gewesen sind ... Es gibt aber auch eine andere: Gerade weil das in den größten Teilen Europas geschehen ist, dürfen wir uns nicht versagen, wenn wir um Hilfe gerufen werden ... Diese beiden moralischen Positionen sind nicht miteinander zu vereinbaren, sind nicht zu versöhnen. Der Außenpolitiker ... kann ... nichts anderes tun, als in jedem Einzelfall zu prüfen: Ergibt sich in der gegebenen Situation und in der gegebenen Region aus der deutschen Geschichte eine Belastung, die dazu führt, daß man mit militärischen Beiträgen der Deutschen besonders zurückhaltend sein muß, oder nicht?« (Verheugen, Plenarprotokoll v. 30.6.1995)

Wie die skizzierten Diskursbeiträge zeigen, wird im Diskurs über den Einsatz deutscher Tornados in Jugoslawien die deutsche Vergangenheit von der Opposition eingesetzt, um die politische Praxis der militärischen Selbstbeschränkung in ihrer Geltung zu bestätigen. Die Einsätze deutscher Tornados werden als Bruch mit Normen der politischen Praxis interpretiert, die aus den Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges hervorgegangen sind.

Srebrenica

Die Ereignisse von Srebrenica und der Diskurs über die Bedeutung dieser Ereignisse folgen unmittelbar auf die Diskussion über den Einsatz deutscher Tornados. Die Diskussion über Srebrenica ist mit einer breiten Diskussion innerhalb der Bündnisgrünen verknüpft. Im Verlauf dieses grünen Diskurses bricht die mehr oder weniger geschlossene Opposition der Bündnisgrünen gegen militärische Interventionen auseinander. Die Diskursgemeinschaft der Bündnisgrünen spaltet sich in Gegner und Befürworter militärischer Interventionen. Im Zentrum des grünen Diskurses über den Jugoslawienkrieg steht Joschka Fischers Plädoyer für militärische Interventionen. Fischer parallelisiert in diesem Plädoyer den Zweiten Weltkrieg und den Krieg in Jugoslawien. Er spricht von einer Wiederkehr des Faschismus und benutzt den Zweiten Weltkrieg zur Beschreibung des Jugoslawienkrieges.

»Europa ist fünf Jahre nach dem Ende des kalten Krieges und fünfzig Jahre nach dem Ende des zweiten Weltkriegs nicht wiederzuerkennen. Der Krieg ist mit all seiner Grausamkeit zurückgekehrt ... Mit Krieg ... scheinen im Europa des Sommers 1995 erfolgreich wieder Grenzen gezogen und mit völkischer Politik erneut politische Fakten geschaffen werden zu können ... Und so stellt sich heute erneut, nach 60 Jahren, für Europa die Frage: Wo hört die Nachgiebigkeit gegenüber einer Politik der Gewalt auf? Läuft die deutsche Linke jetzt nicht massiv Gefahr, ihre moralische Seele zu verlieren, wenn sie sich ... vor diesem neuen Faschismus und seiner Politik der Gewalt wegduckt?« (taz v. 2.8.1995)

Fischers Diskursbeitrag löst zahlreiche Reaktionen aus. Sein historisches Argument wird in einem Beitrag seines Parteikollegen Hubert Kleinert aufgegriffen. In ihm wird der Jugoslawienkrieg mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges assoziiert. Das von Kleinert inszenierte Szenario erzeugt im Vergleich beider Kriege die moralische Pflicht zu deutschen Militäreinsätzen. Deutsche Zurückhaltung unter Verweis auf die Geschichte wird zu einer gesinnungsethischen Ablehnung deutscher Verantwortung.

»Wären Engländer und Franzosen beim widerrechtlichen Einmarsch Hitlers in die entmilitarisierte Zone im Rheinland 1936 ein bißchen mutiger und wenigstens zu einem schnellen und dann polizeilich begrenzbaeren Militäreinsatz ... bereit gewesen – womöglich wäre der Welt schreckliches Leid erspart geblieben ... Natürlich bedeutet es auf dem Hintergrund der deutschen Geschichte eine Errungenschaft, wenn deutsche Politik sich zu besonderer Zurückhaltung verpflichtet fühlt, wo es um Militär und den Einsatz von militärischen Gewaltmitteln geht. Aber es wäre grotesk, wenn diese besondere Verantwortung der Deutschen zum wohlfeilen Entlastungsargument ... würde ... Die deutsche Geschichte verpflichtet uns zur defini-

tiven Absage an Großmannssucht, hegemoniale Außenpolitik und vor allen an nationale Alleingänge ... Es entspricht dieser Verpflichtung aber gerade nicht, wenn wir verbal den moralischen Obertugendbold spielen ... uns aber zugleich selbst weigern, die riskanten und unangenehmen Konsequenzen praktisch auf uns zu nehmen, die sich daraus ergeben können.« (FR v. 9.9.1995)

In der Tornadodiskussion brachte Verheugen die ambivalente Bedeutung der NS-Zeit zum Ausdruck – das Gebot der militärischen Selbstbeschränkung und die moralische Pflicht zur Intervention. Er erklärte beide Gebote für nicht miteinander vereinbar. Im grünen Diskurs streift Krista Sager diese beiden Dimensionen unserer Geschichte. Sie entwickelt im Vergleich der deutschen und westeuropäischen Linken ein Plädoyer für eine neue Perspektive auf unsere Vergangenheit – der ausschließliche Blick aus der Perspektive des Täters, den Sager der deutschen Linken zuschreibt, muß um den Blick aus der Perspektive des Opfers ergänzt werden.

»Dabei werden aus der Erfahrung des Zweiten Weltkrieges zwei völlig unterschiedliche Lehren gezogen. Während man in den anderen westeuropäischen Ländern ... viel eher aus dem Blickwinkel des Opfers denkt, das sich gegen die nationalistische Aggression behaupten muß ..., sehen Teile der bundesdeutschen Linken das Aufflammen ethnischer Kriege ausschließlich mit der innenpolitischen Brille des geläuterten Nachgeborenen, der dem militaristischen und nationalistischen Vater bzw. Großvater in den Arm fallen muß, bevor dieser die Welt erneut in Schutt und Asche legt. Um die Frage zu beantworten, was die Empathie mit den Opfern den deutschen Nachgeborenen abverlangt und was sich für sie verbietet, scheint es unzureichend, die Welt vorrangig aus der Sicht des potentiellen Täters zu sehen ... Notwendig ist wohl auch das Erlernen des Blicks durch die Augen der Opfer, denen man Verteidigung wie Selbstverteidigung in gleichem Maße verwehrt.« (taz v. 14.89.95)

Die Argumente, die Fischer und andere Bündnisgrüne als Befürworter militärischer Interventionen in der Diskussion über Srebrenica ins Feld führen, benutzen sämtlich die nationalsozialistische Vergangenheit als Argument für militärische Interventionen. Dieses Deutungsmuster ist auch außerhalb des grünen Diskurses weit verbreitet. Dies zeigt ein Blick auf eine interfraktionelle Erklärung der vier Bundestagsabgeordneten Freimut Duve (SPD), Christian Schwarz-Schilling (CDU), Marieluise Beck (Bündnis90/Die Grünen) und Hildebrecht Braun (FDP). In dieser Erklärung treten die Autoren dafür ein, daß die NATO ihr »militärisches Potential« ausschöpft. Auch in ihr wird die negative Bedeutung des Nationalsozialismus auf den Jugoslawienkrieg übertragen.

»Wir sind aufgewachsen in einem Land, das unendliche Schuld auf sich geladen

hat. Viele von uns haben erst im Erwachsenwerden begriffen, daß Deutschland verantwortlich ist für den unmenschlichsten Völkermord der Geschichte. Wir sind aufgewachsen in der Überzeugung, nie wieder zulassen zu dürfen, daß sich Ähnliches wiederholt ... Die Gedenkfeiern zum 50. Jahrestag der Niederlage des Faschismus sind erst wenige Monate vorbei. Wir haben es für unmöglich gehalten, daß sich schon »50 Jahre danach« in Europa ein neuer Faschismus ohne europäische Gegenwehr ausbreiten kann. Mit Verbitterung stellen wir fest, daß wir nicht die Kraft haben, die Regierungen der großen Demokratien zu bewegen, dem Völkermord Einhalt zu gebieten. »Aus der Geschichte gelernt zu haben«, das kann Europa kaum mehr für sich in Anspruch nehmen.« (taz v. 15.7.1995)

Der argumentative Status der deutschen Vergangenheit hat sich damit innerhalb weniger Wochen grundlegend verändert – aus einem Argument gegen Militäreinsätze wurde ein Argument für solche Einsätze. Welchen Gebrauch machen die politischen Akteure in der Diskussion über die NATO-Intervention im Kosovo von der Vergangenheit?

Kosovo

Die Grundlage für die deutsche Beteiligung an der NATO-Intervention im Kosovo bildet ein Beschluß des Bundestages vom Oktober 98. Im Monat zuvor wurden die ehemaligen Oppositionsparteien SPD und Bündnisgrüne in die Regierung gewählt. Der neugewählte Bundestag hat sich zum Zeitpunkt der Debatte jedoch noch nicht konstituiert. Der Antrag auf eine deutsche Beteiligung an einer möglichen NATO-Intervention im Kosovo wird noch von der alten Regierung eingebracht. Die Entscheidung findet in einer Situation des Übergangs statt. Der von der alten Regierung eingebrachte Antrag wird zur Handlungsgrundlage für die neue Regierung. Obgleich formell noch Opposition stimmen SPD und Bündnisgrüne bereits über außenpolitische Grundlagen ihrer zukünftigen Regierungspolitik ab.

In vergleichender Perspektive ist der Umgang mit der deutschen Vergangenheit ein auffälliges Merkmal der Debatte. Die deutsche Vergangenheit in ihrer Bedeutung als Mahnung zur militärischen Selbstbeschränkung spielt allenfalls eine untergeordnete Rolle. Scharping und Verheugen, die in der Tornadodiskussion vehement auf die Bedeutung der deutschen Geschichte verwiesen und diese Geschichte als Argument gegen deutsche Militäreinsätze benutzt haben, schweigen sich zu diesem Thema aus. Aus der Führungsriege der zukünftigen Regierung äußern sich lediglich Joschka Fischer und Gerhard Schröder. Jedoch auch dies nur am Rande. Fischer stellt in seinem Redebeitrag fest:

»Für meine Fraktion ist dieses eine sehr schwere Entscheidung. Vor allen Dingen,

als es darum ging, diese Entscheidung vorzubereiten, stand noch im Raum, daß die Holbrooke-Mission scheitern könnte und daß wir deswegen hier über nichts Geringeres zu entscheiden hätten als über einen Krieg gegen Serbien. Daß dieses von besonderer Beschwer ist, dafür gibt es nicht nur ethische, sondern auch historische Gründe. ... Es geht hier nicht darum ..., Angriffskriege und ähnliches im Stil nationalstaatlicher Hybris und nationalstaatlicher Hegemonialpolitik vorzubereiten. Vielmehr geht es darum, ebensolches zu verhindern... « (Fischer, Plenarprotokoll v. 16.10.1998).

Der Verweis auf die historischen Gründe, die Fischer die Entscheidung für eine deutsche Beteiligung erschweren, bleibt vage. Schröder konkretisiert diesen Verweis. Er benutzt die Deutungsmuster der Diskussion über Srebrenica und verweist auf die besondere deutsche Verantwortung, die aus unserer Geschichte erwächst.

»Dann wurde natürlich die Frage gestellt, was ausgerechnet deutsche Kampfflugzeuge und deutsche Soldaten in dieser Region bedeuten. Auch hier habe ich einen klaren Standpunkt. Ich denke, die Tatsache, daß Deutschland unter einer verbrecherischen Führung auf dem Balkan schuldig geworden ist, erlaubt es dem demokratischen Deutschland von heute nicht, in diesem Teil Europas Verbrechen geschehen zu lassen – eher umgekehrt.« (Schröder, Plenarprotokoll v. 16.10.1998)

Die skizzierte Debatte endet mit einer Entscheidung für eine deutsche Beteiligung an der möglichen NATO-Intervention im Kosovo – es votieren bei 18 Enthaltungen 500 Abgeordnete für und 62 Abgeordnete gegen eine deutsche Beteiligung. Die in den Redebeiträgen der Debatte ausgesprochenen Hoffnungen auf eine friedliche Lösung des Kosovo-Konflikts bewahrheiten sich nicht – am 24. März 1999 beginnt die NATO mit den Luftangriffen auf Jugoslawien. In der unmittelbar auf diesen Angriff folgenden Erklärung Schröders wird die deutsche Vergangenheit nur gestreift. Schröder stellt lediglich fest:

»Die Bundesregierung hat sich ihre Entscheidung nicht leichtgemacht, schließlich stehen zum ersten Mal nach Ende des Zweiten Weltkrieges deutsche Soldaten im Kampfeinsatz« (Die Welt v. 26.3.1999).

In diversen Interviews mit Scharping unmittelbar nach Beginn der NATO-Intervention im Kosovo wird die deutsche Vergangenheit nur dort thematisiert, wo sie vom Interviewer ins Spiel gebracht wird. Scharpings Reaktion auf solche Fragen ist zumeist kurz angebunden. Auf die Frage des Spiegel »Zum Konsens der Deutschen nach Hitler gehörte auch das Credo "Nie wieder Krieg!" Ist es damit nun vorbei?« antwortet Scharping:

»Nein, aber wir haben im Kalten Krieg fast 40 Jahre lang unter der ständigen

Drohung eines atomaren Schlagabtausches gelebt. Bei aller Angst vor der Ost-West-Konfrontation hatten wir dabei im Innern unserer Seele doch immer einen Winkel, der den Ausbruch eines solchen Kriegs für völlig unrealistisch hielt – und folglich den Krieg an sich. Spätestens seit dem Massaker von Srebrenica 1995 ist das anders: Wir haben Krieg in diesem Teil Europas. Unsere Verantwortung ist, das zu beenden.« (Der Spiegel Heft 13: 1999)

In der Tornadodiskussion und danach wurde von den Gegnern und zum Teil auch den Befürwortern militärischer Interventionen immer auch auf die Gefahr hingewiesen, die von einer deutschen Beteiligung ausgehen könnte. Das Argument lautete sinngemäß: Die Erinnerungen an die deutschen Kriegsverbrechen während des Zweiten Weltkrieges können im Falle einer deutschen Beteiligung propagandistisch ausgeschlachtet werden und den Konflikt verschärfen. Diese Befürchtung scheint sich in der dritten oder vierten Kriegswoche zu bewahrheiten. Die deutschen Nachrichtensendungen berichten über die Bombardierung Belgrads und lassen Belgrader Bürger zu Wort kommen, die das NATO-Bombardement mit der Bombardierung während des Zweiten Weltkriegs vergleichen. In nahezu jeder dieser Stellungnahmen wird die deutsche Beteiligung an den NATO-Angriffen explizit angesprochen und zur Begründung dieses Vergleichs benutzt. Selbst diese Vergleiche bleiben jedoch – soweit ich dies bisher sehen kann – ohne einen nennenswerten Widerhall in der öffentlichen Diskussion.

Skizzen zur Karriere eines moralischen Dilemmas

Der Gebrauch, den die zitierten Diskursbeiträge von der deutschen Vergangenheit machen, ist eine kulturell vertraute Form des Umgangs mit der NS-Zeit. Neu ist hingegen die Verwendung des Nationalsozialismus als Argument für militärische Interventionen durch politische Akteure, die bislang die deutsche Vergangenheit eher zur Reglementierung militärischer Ambitionen benutzt haben. Hierbei kommen zwei diskursive Strategien zum Einsatz. Die deutsche Vergangenheit wird zum einen als Instrument der Dramatisierung des Jugoslawienkrieges benutzt – der Faschismus in Jugoslawien begründet die Legitimität militärischer Interventionen. Zum anderen werden die Möglichkeiten und Grenzen des eigenen Handelns in Konfrontation mit der nationalsozialistischen Vergangenheit bestimmt. Diese Bestimmung gehorcht einer Logik der Normativierung – die nationalsozialistische Vergangenheit begründet die moralische Pflicht, in Jugoslawien auch militärisch zu intervenieren. Der Faschismus der Serben, die Appeasement-Politik des Völkerbundes zu Beginn des Zweiten Weltkriegs, die Wiederkehr des Krieges nach 50 Jahren – all diese Verweise auf den Nationalsozialismus amal-

gamieren eine Dramatisierung des Jugoslawienkonflikts mit einer Normativierung des eigenen Handelns. Im Gebrauch dieser Strategien wird eine Lesart der Vergangenheit erzeugt, die das negative Bezugsereignis Nationalsozialismus in einen positiven Bestimmungsgrund politischen Handelns transformiert. Welche Stationen durchläuft dieser Wandel der Basiserzählung? Eine mögliche Antwort auf diese Frage möchte ich abschließend in Anlehnung an Norman Faircloughs Unterscheidung zwischen diskursiver und sozialer Praxis skizzieren (Fairclough 1995).

Die politische Kultur einer Gesellschaft ist umfassender als die Diskurse, aus denen sie besteht. Politische Kultur ist zugleich ein System von Bedeutungen, das diskursiv hergestellt, reproduziert und verändert wird, und ein System von Handlungsweisen und Institutionen. Um zu einem Bestandteil der politischen Kultur zu werden und diese Kultur zu verändern, müssen sich die Deutungsangebote der diskursiven Praxis mit den Handlungen der politischen Praxis verbinden. Entsprechend entfaltet sich kultureller Wandel in einer sukzessiven Abfolge von Schritten, in denen sich die diskursive und die politische Praxis verschränken und als Legitimationsinstanz füreinander eintreten – die politische Praxis legitimiert und ratifiziert im politischen Handeln ebenso die Deutungsangebote der diskursiven Praxis wie umgekehrt die diskursive Praxis die politische Praxis legitimiert.

In einem solchen Prozeß der Verschränkung von diskursiver und politischer Praxis hat sich auch die Bedeutung der deutschen Basiserzählung für die politische Kultur verändert. Die beiden im Diskurs über den Jugoslawienkrieg häufig zitierten Lehren aus den Erfahrungen des Nationalsozialismus – »Nie wieder Krieg« und »Nie wieder Auschwitz« – können nämlich mit verschiedenen Handlungsanforderungen verknüpft werden. Die Lehre »Nie wieder Krieg« begründet ein Gebot der militärischen Selbstbeschränkung, die Lehre »Nie wieder Auschwitz« eine moralische Verantwortung der Gegenwart gegenüber ihrer Geschichte. Die Beziehung, in der diese beiden Lehren zueinander stehen, ist deshalb für die politische Praxis und mit ihr für die politische Kultur des Krieges von entscheidender Bedeutung. Ich glaube, vier Stationen identifizieren zu können, die die Basiserzählung seit 1945 durchlaufen hat. Diese Stationen charakterisieren die Karriere eines moralischen Dilemmas – eine Karriere, in deren Verlauf sich die Beziehung verändert hat, in der die beiden Lehren »Nie wieder Krieg« und »Nie wieder Auschwitz« zueinander stehen.

– Die politische Kultur Deutschlands zeichnete sich seit 1945 und bis Ende der 80er Jahre durch einen normativen Konsens gegenüber Krieg und militärischer Gewalt aus. Dieser Konsens delegitimierte deutsche Militäreinsätze. Das Gebot der militärischen Selbstbeschränkung und die moralische Verantwortung gegen-

über der eigenen Geschichte befinden sich bis in die 80er Jahre in einem Gleichgewicht. Der politischen Praxis militärischer Selbstbeschränkung korrespondiert eine diskursive Praxis, die in der Erinnerung an die Vergangenheit das Gebot der militärischen Selbstbeschränkung begründet und die politische Praxis legitimiert. Für die deutsche Basiserzählung bedeutet dies: Das Gebot der militärischen Selbstbeschränkung deckt sich mit der moralischen Aufgabe, ein neues Auschwitz zu verhindern oder ist selbst Ausdruck dieser Aufgabe.

– Die skizzierte Übereinstimmung zwischen politischer und diskursiver Praxis bricht mit der Diskussion um eine deutsche Beteiligung in Jugoslawien auseinander. Der geplante Einsatz deutscher Tornados tritt in Widerspruch zur geltenden diskursiven Praxis der militärischen Selbstbeschränkung. Dieser Bruch mit der politischen Praxis der Vergangenheit erzeugt ein Legitimationsdefizit – die politische Praxis verliert ihre normative Begründung in der diskursiven Praxis. Der Bruch wird aber noch als Bruch wahrgenommen und angemahnt. Der Zweite Weltkrieg und die Verbrechen des Nationalsozialismus bilden eines der stärksten Argumente der Oppositionsparteien gegen militärische Einsätze – die geplanten Einsätze werden als eine historische Zäsur interpretiert. Der mehrheitlich gefaßte Beschluß und die Entsendung deutscher Tornados setzen jedoch Fakten – die politische Praxis wertet die Deutungsangebote der Befürworter deutscher Militäreinsätze auf.

– Im Diskurs über Srebrenica treten die beiden Lehren »Nie wieder Krieg« und »Nie wieder Auschwitz« vollends auseinander. Der Bruch zwischen politischer und diskursiver Praxis, der mit dem Beschluß zur Entsendung deutscher Tornados vollzogen wird, reproduziert sich in der diskursiven Praxis. Das Gebot der militärischen Selbstbeschränkung tritt in Widerspruch zur moralischen Verantwortung gegenüber der Geschichte. Dieser Bruch innerhalb der diskursiven Praxis wird jedoch diskursiv abgearbeitet. Die Lehre »Nie wieder Auschwitz« schiebt sich im Diskurs über Srebrenica sukzessive vor das Gebot der militärischen Selbstbeschränkung – die diskursive Praxis legitimiert den Bruch mit der politischen Praxis der Vergangenheit und modifiziert damit den Geltungsbereich des Gebots der militärischen Selbstbeschränkung. Im unmittelbaren Anschluß an die Diskussion über Srebrenica werden im Dezember 95 die Deutungsangebote der diskursiven Praxis durch die politische Praxis ratifiziert – der Bundestag beschließt mit breiter Mehrheit die deutsche Beteiligung an IFOR.

– Im Diskurs über den Krieg im Kosovo gelangt dieser Prozeß an sein vorläufiges Ende. Die deutsche Basiserzählung ist nun nicht mehr nur positiver Bestimmungsground politischen Handelns. Sie verliert darüber hinaus auch an Bedeutung für dieses Handeln. Die Vergangenheit, die im Kosovo-Konflikt themati-

siert wird, hat ihre Dominanz eingebüßt und ist stärker in den Hintergrund der Auseinandersetzungen getreten. Wo sie dennoch ins Spiel gebracht wird, wird sie überwiegend als moralische Aufgabe thematisiert und als Instrument der Dramatisierung eingesetzt. Sie wird jedoch – wie die skizzierten Diskursbeiträge zeigen – häufig erst gar nicht zur Beurteilung der Legitimität kriegerischer Aktionsmacht herangezogen. Die Basiserzählung hat mit der Umstrukturierung ihres normativen Kerns auch an normativer Bedeutung für die politische Praxis verloren – der negative Bezugspunkt Nationalsozialismus ist in seiner Bedeutung als handlungsbegrenzende Mahnung neutralisiert.

Literatur

- Assmann, Jan 1992: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München
- Fairclough, Norman 1995: Critical Discourse Analysis. The critical study of language, New York
- Foucault, Michel 1990: Archäologie des Wissens (4. Aufl.), Frankfurt/M.
- Herz, Thomas 1995: Die "Basiserzählung" und die NS-Vergangenheit. Zur Veränderung der politischen Kultur in Deutschland, in: Clausen, Lars (Hrsg.): Gesellschaften im Umbruch. Verhandlungen des 27. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Halle an der Saale, Frankfurt/New York, 91–110
- Lepsius, Rainer M. 1988: Das Erbe des Nationalsozialismus und die politische Kultur der Nachfolgestaaten des »Großdeutschen Reiches«, in: Haller, Max et al (Hrsg.): Kultur und Gesellschaft. Verhandlungen des 24. Deutschen Soziologentages, Frankfurt/New York, 247–254
- Schwab-Trapp, Michael 1996: Narration und politischer Diskurs. Überlegungen zur Transformation politischer Kultur im vereinigten Deutschland, in: Berliner Journal für Soziologie, Heft 1, Bd. 6, Opladen, 91–113
- Scott, Marvin B. / Lyman, Stanford M. 1977: Praktische Erklärungen, in: Auwärter, Manfred / Kirsch, Edit / Schröter, Klaus (Hrsg.): Seminar: Kommunikation, Interaktion, Identität, Frankfurt/M., 73–115
- Sykes, Gresham M. / Matza, David 1968: Techniken der Neutralisierung: Eine Theorie der Delinquenz (zuerst 1957), in: Sack, Fritz / König, René (Hrsg.): Kriminalsoziologie, Frankfurt/M., 360–371
- Trotha, Trutz von 1993: Politische Kultur, Fremdenfeindlichkeit und rechtsradikale Gewalt. Notizen über die politische Erzeugung von Fremdenfeindlichkeit und die Entstehung von rechtsradikaler Gewalt in der Bundesrepublik Deutschland, Vortragsmanuskript, Siegen

Siegfried Jäger

»Im grellen Feuerschein von Explosionen«

Diskursanalytische Annäherung an einen Kommentar zum Kosovo-Krieg nach den ersten drei »Bombennächten« (vom 27.3.99)

Bereits nach den ersten drei »Bombennächten« im Kosovo forderten deutsche Journalisten den Übergang zum Bodenkrieg. Richtig erkannt war, daß die »Luftschläge« im Sinne der Beendigung der »humanitären Katastrophe« – wie es hieß – keinen Erfolg versprachen. Die Vorstellung, daß es zur sofortigen Eskalation des »Angriffskrieges« eine wie auch immer geartete politisch-diplomatische Alternative geben könnte (oder gegeben hätte), kam zu diesem Zeitpunkt kaum jemandem in den Sinn.¹

Dazu haben in nicht unerheblichem Maße auch die Medien beigetragen.² Daher finde ich es außerordentlich spannend und vielleicht auch lehrreich, zu untersuchen, wie, mit welchen Mitteln, mit welchen rhetorischen Tricks und mit welchen Argumenten eine solche Position aufgebaut und verteidigt wurde, und ich möchte dies im folgenden anhand eines Kommentars aus einer großen deutschen Zeitung, der FRANKFURTER RUNDSCHAU (FR), zeigen, der – so meinte das Projektteam des von uns aufgelegten Projekts »Kosovo und die Medien« – für die betreffende Zeitung in dieser ersten Phase des Krieges ziemlich typisch war.³

Im klassisch diskursanalytischen Sinn handelt es sich bei diesem Versuch um eine *Feinanalyse*, bei der ein Text nicht in erster Linie als Produkt eines einzelnen Autors, sondern als Fragment(e) eines Diskurses betrachtet wird, der als ganzer durch die Rekursivität der Vermittlung mehr oder minder homogener Wissensbestandteile (relative Homogenität der Diskurse) zur allmählichen Herausbildung von Subjektpositionen führt. Dabei wirken nicht die einzelnen Diskursfragmente als solche, sondern alle, mit denen die Subjekte konfrontiert sind, in ihrer Rekursivität.

Wir haben es bei dem analysierten Artikel mit Fragmenten des militärisch-kriegerischen Diskurses zu tun, die auf der Diskursebene Print-Medien angesiedelt sind und von dieser aus Wirkungen auf das Massenbewußtsein ausüben.

Damit ist nicht gemeint, daß er als dieses einzelne Exemplar Wirkung ausübt. Ich betrachte ihn als Exemplar seiner Gattung bzw. als Element eines breiten Diskursstrangs, der (oft verschränkt mit anderen Diskurssträngen) als ganzer Wirkung ausübt. Da er ein typischer Text für einen Sektor der Ebene Print-Medien (die FR) sein soll, da er exemplarisch, als Vertreter einer Gattung für den Kriegsdiskurs in der betreffenden einflußreichen Tageszeitung steht bzw. stehen soll, da der Artikel nicht als Text, sondern als (exemplarisches bzw. typisches) Diskursfragment analysiert wird, kann seine Analyse tendenziell zeigen, wie dieser Diskurs insgesamt beschaffen ist.

1 Es kann hier nicht der Ort sein, die Hintergründe des Kosovo-Krieges und die Rolle Deutschlands in diesem Konflikt genauer zu beleuchten. Das folgende Zitat aus Domaschke/Schliwenz 1994 möge andeuten, daß wir es dabei mit einem hoch komplexen Zusammenhang zu tun haben, der nicht einmal annähernd genau im öffentlichen Bewußtsein vorzufinden ist: »Nicht gegen Serbien, sondern nur mit ihm kommt die Region (der gesamte Balkan, S.J.) zur Ruhe. Daß neuerliche deutsche Großmachtambitionen sich dieser Erkenntnis widersetzen, ist nicht verwunderlich. Doch daß das übrige Westeuropa und die USA einmal gezogene Lehren aus dem Umgang mit Großmachtgelüsten ad acta gelegt haben, irritiert schon. Statt bei den Vermittlungsbemühungen nach Wegen der Verständigung zwischen den Konfliktparteien, nach Möglichkeiten der Reintegration Serbiens in die Region zu suchen, waren sie weitgehend auf die Isolationspolitik gegenüber Serbien eingeschwenkt. Was den Deutschen als Verantwortliche für den Zweiten Weltkrieg verziehen wurde, wird den Serben verwehrt, ungeachtet dessen, daß sie keineswegs die allein Schuldigen am Krieg im ehemaligen Jugoslawien sind. Die vom offiziellen Deutschland übernommene und lange vertretene These, ›Serbien‹ und ›die Serben‹ sind allein schuldig am blutigen Konflikt im einstigen Jugoslawien, hat indes zu einer höchst kontraproduktiven Politik geführt. Das Ergebnis war und ist ein zusätzlicher Eskalationsfaktor, geschürt von außen.« (222) Interessante Hintergrundanalysen enthält auch Bittermann/Deichmann (Hg.) 1999. Hinweisen möchte ich auch auf die »Internationale Fachzeitschrift für Journalismus« ›message‹, die ihre erste Ausgabe weitgehend der Analyse der Medienberichterstattung zum Kosovo-Krieg widmet.

2 Vgl. dazu auch Margret Jäger/Siegfried Jäger: Die Medien und der Krieg, in: Jäger/Jäger/Link/Schulte-Holtey 1999, 11, sowie den Beitrag von Ernst Schulte-Holtey in diesem Band.

3 Das Kosovo-Projekt des DISS befindet sich zur Zeit (September 1999) noch in einer Vorbereitungsphase. Erfasst sind bisher mehrere tausend Artikel aus acht großen deutschen Zeitungen und Zeitschriften. Erste Strukturanalysen (=Verdatung und Grobinterpretation von Artikelabfolgen, s. dazu Jäger 1999, 191) liegen bereits vor.

Um diesen Anspruch zumindest ein Stück weit einzulösen, muß dieser Kommentar akribisch aufbereitet und analysiert werden.⁴ Dies kann letztlich erst in Verbindung mit der Struktur-Analyse aller Kosovo-Kriegs-Artikel der FR und der anderen Print-Medien geschehen, die den hegemonialen Printmedien-Diskurs in der BRD ausmachen. Eine solche *synoptische* Analyse aller ausgewählten Zeitungen bildet den zusammenfassenden Schlußpunkt der Gesamtanalyse. Feinanalysen sind also nur *ein*, wenn auch ein wichtiger Baustein für die Gesamtanalyse. Insofern hat die folgende Analyse durchaus vorläufigen Charakter.⁵

Ein typischer Artikel

Der Artikel ist für die erste Phase der Berichterstattung über den Kosovo-Krieg als für die FR typisch anzusehen.⁶ Dafür spricht auch, daß er der politische Leitkommentar eines leitenden Redakteurs dieser Zeitung ist und somit der generellen Diskursposition der FR entsprechen dürfte, die man für den Kosovo-Krieg cum grano salis als Schröder-Fischer-Regierungsposition bezeichnen kann. Es handelt sich um den an erster Stelle der Kommentare stehenden Leitkommentar zu einem zu diesem Zeitpunkt zentralen politischen Thema, dessen politischer Stellenwert in einer Selbstcharakterisierung der FR wie folgt beschrieben wird: »Der Leitartikel ... ist in der Regel das wichtigste Meinungsstück zum Tage.« (Karl Grobe: Die sechs von der Drei, FR-online, 19.8.99) Zu beachten ist auch die Aussage: »ausnahmsweise schaffen es auch einmal zwei gegensätzliche Positionen, gleichgewichtet ins Blatt zu kommen. Bei der Frage, ob Verbrechen der Nazis verjähren sollen oder nicht, war dies ebenso der Fall wie bei der deutschen Einheit oder der Frage des Einsatzes deutscher Soldaten außerhalb des Nato-Gebietes. Das alles muß sein, damit die Zeitung nicht in Routine erstickt und langweilig wird. Es muß aber auch so sein, weil kein Mitglied unserer Redaktion

4 Das ersetzt selbstverständlich eine Gesamtanalyse des Print-Mediendiskurses zu diesem Thema nicht, kann aber erste Hinweise geben, wie dieser beschaffen ist. Zur Methode der Diskursanalyse vgl. Jäger 1999, 158 ff. Zum Problem der Medienwirkung aus diskursanalytischer Sicht vgl. ebd. 1999, 169 ff.

5 Die folgende Analyse eines Kommentars aus der FR orientiert sich, wie bereits angedeutet, an der »Kritischen Diskursanalyse« (Jäger 1999), wobei einige Modifikationen erfolgen, die sich aus der Wahl des Gegenstandes ergeben.

6 Diese Einschätzung ist allerdings noch eher intuitiv; sie beruht auf einem Zwischenstand der Verdattung und Indizierung von etwa 60 Artikeln aus der ersten Phase des Krieges. Vgl. auch die Zusammenfassung am Ende dieses Beitrags.

den Anspruch darauf erhebt, allein und ausschließlich die richtige Meinung zu vertreten oder einfach alles zu wissen.« Dissenz ist also die Ausnahme!⁷

Der Autor und seine Grundthese

Die Bedeutung und das Gewicht des Artikels in der aktuellen Auseinandersetzung werden auch durch die Autorschaft unterstrichen. Obwohl jeder Autor als Person unter diskursanalytischen Gesichtspunkten eigentlich unwichtig ist, da vor allem das Diskursfragment und seine potentielle Wirkung interessiert, gibt eine Betrachtung des Autors Aufschluß über den Stellenwert eines solchen Diskursfragments in einer bestimmten Zeitung zu einem bestimmten Zeitpunkt.

Dr. Jochen Siemens, der Verfasser des Kommentars, ist Mitglied der Redaktionsleitung der FR und verantwortlicher politischer Redakteur. Er dürfte der zweite Mann hinter Chefredakteur Roderich Reifenrath sein. Seine spezielle Verantwortung bezieht sich insbesondere auf »Die Seite 3«, die die zentralen politischen Kommentare und Berichte der FR enthält. Der Artikel macht ohne Wenn und Aber klar, daß dieser Krieg geführt werden muß. Sein Autor fragt nur noch nach der wirksamsten Strategie der Kriegsführung. Auf seine Frage: »Was folgt den Luftangriffen?«, die schon suggestiv genug gestellt ist, erfolgt die Antwort: Einsatz von Bodentruppen. Somit beteiligt er sich diskursiv an der Kriegseskalation bzw. ihrer Akzeptanz in der Bevölkerung. Er produziert eine gedankliche Applikationsvorgabe, die durch das Medium Zeitung in den gesellschaftlichen Gesamtdiskurs eingespeist wird.

Das Ambiente des Artikels

Es ist der vierte Tag des Kosovo-Krieges, an dem der Artikel erscheint. Die Luftangriffe auf Serbien haben Milosevic nicht beeindrucken können. Genau dies ist der Anlaß dieses Leitkommentars. Er ist herkömmlich aufgemacht, mit der üblichen großen Überschrift und eindringlich als Hauptkommentar gekennzeichnet; darunter fett und gerade, aber in der Schriftgröße des Artikels der Autorname. Die Seriosität des Layouts wird nicht durch Kästen oder Zwischenüberschriften gestört.

7 Es wäre durch Vergleich mit anderen Kommentaren, der Strukturanalyse und etwaig kritischen Artikeln zu überprüfen, innerhalb welcher Bandbreite sich der Konsens in der Kosovo-Frage bewegt und ob, wann und durch wen Abweichungen vom Regierungskurs vorkommen. Dies ist vor allem bei Gastbeiträgen zu vermuten, s. etwa den Artikel von Jürgen Link in der FR vom 18.6.99, wobei zu beachten ist, daß zu diesem Zeitpunkt die Front der Kriegsbefürworter schon erheblich abgebröckelt war.

Kommentar

Was folgt den Luftangriffen?

Von Jochen Siemens

5	Die Frage, welchen Sinn der Luftkrieg gegen Serbien hat, wurde von den Regierungen der Nato-Staaten vor den ersten Bomben eindeutig beantwortet: Es gelte die andauernde humanitäre Katastrophe in Kosovo zu beenden und den serbischen Diktator zur Unterzeichnung des Rambouillet-Vertrags zu zwingen, der ein autonomes Kosovo im Staat Jugoslawien garantieren soll. Nach drei Bombennächten ist von der Sinnfrage lediglich übriggeblieben, daß der Status quo ante nicht hinnehmbar war.	65
10	Die humanitäre Katastrophe in Kosovo ist unterdes vollends zum menschlichen Chaos und Gemetzel der Volksgruppen auf dem Ansefeld eskaliert. Die Nato-Jets und Marschflugkörper werden von der UCK als ihre Luftwaffe begriffen, unter deren Deckung der Krieg gegen die Serben leichter zu führen ist. Die Aussichten, militärisch Autonomie für Kosovo im jugoslawischen Staatsverband herbeizuführen zu können, zerfielen im grellen Feuerschein von Explosionen. Die politisch befürchtete Destabilisierung der Region schreitet in Mazedonien nicht trotz, sondern wegen der Nato-Angriffe fort. Das Verhältnis des Westens zu Rußland ist so miserabel wie seit den achtziger Jahren nicht mehr, und die Vereinten Nationen standen beim Abschluß des ersten Marschflugkörpers als Opfer fest.	70
15	Eine wahrhaft erschütternde erste Bilanz des Angriffskorps, der in allen westlichen Hauptstädten angesichts des haltstarrigen Diktators in Belgrad und seiner mordenden Truppen in Kosovo als alternativlos angesehen wurde. Es gehört wenig Phantasie dazu, sich auszumalen, daß sich die Lage weiter verschlechtern wird. Um Milosevic zum Einlenken zu bewegen, müssen die Luftschläge hart treffen, große Schäden und hohe Verluste verursachen. Nur dann, so die grausame Logik, bestünde die vage Hoffnung, das serbische Militär könnte sich von seinem Feldherrn lossagen. Doch die Beispiele dafür sind in der Geschichte dünn gesät, vielmehr muß man befürchten, daß die serbischen Soldaten für die Nato-Angriffe grausame Rache an den Albanern nehmen. Außerdem sind besonders in Kosovo paramilitärische serbische Verbände ein aus der Luft kaum zu treffender Aggressor.	75
20	Während des Golfkriegs bombte und schuß die alliierte Luftwaffe fünf Wochen lang, bevor die Bodentruppen des Generals Schwarzkopf Kuwait entsetzten und	80
25	auf Bagdad marschierten. So mancher Politiker hat später laut oder heimlich gewünscht, man hätte Saddam Hussein damals endgültig besiegt. So aber flackert seit fast einem Jahrzehnt ein Konflikt immer wieder auf, der mit dem militärischen Sieg einer unter UN-Mandat kämpfenden Armee beendet sein sollte. Vor diesem Hintergrund müssen einen die Optionen in Jugoslawien erschrecken lassen: Milosevic gibt nach, oder die Nato bombt.	85
30	Aber auch im Krieg muß es so etwas wie Verhältnismäßigkeit der Mittel geben. Wenn unabwiesbar wird — und dies wird sehr rasch zu erkennen sein —, daß die Luftangriffe die humanitäre Katastrophe, die so beenden sollten, nur vergrößern und die politischen Optionen von Rambouillet zerstören, dann wird man, so bitter es ist, einräumen müssen, den Kosovo-Konflikt so nicht lösen zu können. Die Logik, die Nato dürfe sich keine Niederlage leisten, kann nicht zum Maßstab des politischen Handelns werden.	90
35	Hört man den Argumenten unserer Pazifiker zu, so gäube es daran und hoffe sie darauf, daß die Nato-Angriffe neue politische Optionen eröffnen. Darin kommt ein gutes Stück der Beschränkung zum Ausdruck, mit der die westliche Politik den Kosovo-Konflikt seit Jahren behandelt. Ja, hieß es da auf der einen Seite, im ausgehenden 20. Jahrhundert sind ethnische Konflikte und nationalistisch-charvinistische Exzesse wie in Kosovo nicht hinnehmbar. Auf der anderen Seite aber wurde lange weggesehen, wurden Hoffnungen genährt und die militärische Option mit nachvollziehbaren Gründen auf Luftschläge begrenzt.	95
40	Jetzt gibt es in der Tat insofern kein Zurück mehr, als der Status quo ante keine Option mehr ist. Die vorbereitete und angelaufene arabishe Offensive in Kosovo wird durch die Luftangriffe beschleunigt, die gewünschte Autonomie im jugoslawischen Staat ist erledigt. Die Nato hat sich auf die Seite der Kosovaren geschlagen und wird sehr schnell entscheiden müssen, ob sie die UCK bewaffnet oder welche anderen Bodenstrategien Kosovo retten können. Die Vermittlerrolle von Rambouillet ist gegenstandslos. Nur eine realistische politische Zukunftsperspektive eröffnet dem Westen und damit der Nato die Möglichkeit, von Luftangriffen abzusaugen, die sich als Rückgraten der Zerstörung erweisen können und dem Diktator in Belgrad die Zeit lassen, die erwünschte „ethnisch gestäuberte“ Kosovo zu erreichen.	100
45		105
50		110
55		115
60		120

Abb. 1: Jochen Siemens: Was folgt den Luftangriffen? FR vom 27.03.1999, 3

Flankiert wird dieser Kommentar auf der linken Zeitungsseite durch eine Reportage aus dem Kriegsgebiet: »Alarmstufe ›Bravo‹ und ein Land in der Zerreißprobe«. Untertitel: »Krieg gegen Zivilisten, Krieg gegen Journalisten, Gewaltausbrüche vor den Botschaften von Nato-Staaten«. Ein großes Foto zeigt einen steinwerfenden, gegen die Nato-Angriffe demonstrierenden jungen Mann in – wie die Bildunterschrift ausweist – Mazedoniens Hauptstadt Skopje. Die Reportage schildert das Chaos in Serbien und unterstreicht die Erfolglosigkeit der Luftangriffe, auf die sich auch der Kommentar auf dieser Seite bezieht. Die Leitfrage »Was folgt den Luftangriffen?« ist insofern eine Suggestivfrage, die den Kommentar strukturiert, als sie bereits impliziert, daß andere Angriffsformen erforderlich sind.⁸ Dies wird nun durch eine sehr eindringlich und stringent wirkende Argumentation im einzelnen begründet.

Stringente Argumentation

Zunächst wird eine bittere erste Bilanz gezogen: Die Kriegsziele sind nicht erreicht. (Z. 3–15) Im Gegenteil, alles ist nur schlimmer geworden. Die Luftangriffe haben zur Eskalation von menschlichem Chaos und Gemetzel der Volksgruppen geführt, zu großen Spannungen mit Rußland, zur Destabilisierung Mazedoniens und zur Blamage der NATO. (Z. 16–35). Die Vereinten Nationen sind desavouiert.

Auf diesem Hintergrund erfolgt die Prognose: die Lage wird sich weiter verschlechtern. Die Verschärfung der Luftangriffe wird nicht zum Zurückweichen und nicht zur Abspaltung der Militärs von Milosevic führen, im Gegenteil: diese »vage Hoffnung«, die sich mit dieser »grausamen Logik« verbinde, täusche. (Z. 36–57)

In dem folgenden Vergleich mit dem Golfkrieg, bei dem selbst ein langwieriger Luftkrieg (5 Wochen) Saddam Hussein nicht bezwingen konnte und erst Bodeneinsätze zum Ziel führten, wird die analoge Schlußfolgerung »Bodenkrieg« vorbereitet. Die zu dieser Zeit bestehende Alternative: entweder Milosevic gibt nach, oder die Nato bombt, wird als aberwitzig dargestellt. (Z. 58–72)

Die Schlußfolgerung lautet: Es muß zugegeben werden, daß der Konflikt *so* (also durch den Luftkrieg) nicht zu lösen ist. Die folgende Aussage: »Die Logik, die Nato dürfe sich keine Niederlage leisten, kann nicht zum Maßstab des politischen Handelns werden« (Z. 83–85), dient dabei keineswegs einer Distanzierung vom Krieg, wie auf den ersten Blick vielleicht angenommen werden könnte. Es handelt sich lediglich um eine Distanzierung von der bisherigen *Art und Weise der*

8 Diplomatische Alternativen sind zu diesem Zeitpunkt im hegemonialen Diskurs nicht mehr vertreten.

Kriegsführung: der Konflikt ist so nicht zu lösen. Das Argument, die NATO dürfe sich keine Niederlage leisten und sich deshalb nicht auf einen Bodenkrieg à la Vietnam einlassen, worauf hier angespielt wird, wird entkräftet: *Dieses* Argument darf nicht zum Maßstab des politischen Handelns werden.

Ehe sich die daraus ergebende Konsequenz offen ausgesprochen wird, werden Gegenargumente westlicher Politiker entwertet: Diese *glauben an und hoffen* (vergebens) auf neue politische Optionen, die sich als Folge des Luftkriegs einstellen; sie haben lange die Tatsachen geleugnet, sie haben lange weggesehen und falsche Hoffnungen geweckt. Ihre Position wird als Heuchelei gebrandmarkt. (Z. 86–101)

Erst danach schlußfolgert der Autor endgültig: Jetzt gibt es kein Zurück mehr angesichts des bedrohlichen Zustands. Entweder sei die UCK zu bewaffnen oder andere »Bodenstrategien« (Z 112) seien zu beschließen. Gefordert wird eine realistische politische Zukunftsperspektive, denn Luftangriffe erweisen sich als »Sackgassen der Zerstörung« (sic! Z. 118f.) und ermöglichen »dem Diktator in Belgrad«, »das erwünschte ›ethnisch gesäuberte‹ Kosovo zu erreichen.« (Z. 121f.) Die Konsequenz dieser »realistischen politischen Zukunftsperspektive« kann also nur der Einsatz von Bodentruppen sein.

Die Argumentationsformel dieses Diskursfragments ist die folgende:

1. Darstellung einer problemgeladenen Situation (Luftkrieg und die verheerenden Folgen)
2. Prognose der Entwicklung des Problems bei Festhalten am bisherigen Problemlösungskonzept (Luftkrieg)
3. Vergleich mit einer anderen Situation mit entsprechendem Problem und anderem Konzept der Problemlösung (Bodenkrieg)
4. Entwertung des bisherigen Konzepts zur Lösung des Problems (Luftkrieg) und seiner Anhänger
5. Konsequente Problemlösung: Bodenkrieg

Hier wird eine Logik sichtbar, der sich der Leser/die Leserin nur schlecht entziehen kann, zumal diese durch geschickte rhetorische Mittel (Prognose, Vergleich, Entwertung, logische Schlußfolgerung) untermauert wird.

Thematische Verschränkungen des Kriegsdiskurses mit anderen Diskursen und Anspielungen

Diese stringente Komposition wird durch Verknotungen mit anderen Diskursen und einer Fülle von Anspielungen im Wissen der Leser erst eigentlich wirkmächtig

tig. Die Nennung des Amselfeldes (Z. 19) verknüpft das Geschehen lose mit der serbischen Geschichte, also mit der Frage nationaler serbischer Identität. Die Nennung von Volksgruppen (Z. 18) sowie der Begriff ethnisch (Z. 121) verbinden das Diskursfragment mit einem nationalistisch-völkischen Wirklichkeitsverständnis.

Ethnische Konflikte (Z. 94f.), nationalistisch-chauvinistische Exzesse (Z. 95f.) spielen auf eine globale politische Diskussion à la Huntington und Brzezinski an.⁹ Das Zusammentreffen unterschiedlicher Kulturen führt danach zwangsläufig zu Konflikten und Exzessen, wenn sie nicht – unter der Führung der USA – mit Gewalt unter Kontrolle gebracht werden. Daneben werden das im Alltag multikultureller Gesellschaften vorhandene ›rassistische Wissen‹ und damit verbundene Ängste mobilisiert.

Die vielen Anspielungen, die dieser Kommentar enthält, lassen sich im folgenden nur exemplarisch aufschlüsseln. Mit diesem rhetorischen Mittel werden bewußt oder nicht Konnotationen geliefert bzw. provoziert, die einen wichtigen Teil der Wirkung des Diskursfragments ausmachen. Die Phrasen werden vom Leser nicht einfach denotiert und auf eine einzige Bedeutung zurückgeführt, sondern sie produzieren Felder semantischer Assoziationen. Auch hier gilt: Das geschieht nicht durch die einzelne Anspielung, sondern durch die Anspielung als Teil des Diskurses. Dafür einige Beispiele:

– Der erste Satz »Die Frage, welchen Sinn der *Luftkrieg* gegen Serbien hat« (Z. 3f. Hervorhebung SJ) legt die Antwort bereits nahe, daß er keinen Sinn hat, und deutet bereits das Argument für die Fortsetzung des Krieges als Bodenkrieg an. Verstärkt wird dies durch die Überschrift »Was folgt den Luftangriffen?« Damit werden die Luftangriffe als etwas Vergangenes charakterisiert, dem etwas anderes folgen muß: Bodenkämpfe. Dies ist bereits die Kernthese dieses Kommentars.

– Schon die Überschrift enthält das Implikat, daß – selbstverständlich – den Luftangriffen etwas folgen wird. Da ein Rückzug der Nato zum damaligen Zeitpunkt nicht zu erwarten war, impliziert die Frage, daß weitere militärische Handlungen folgen werden. Diplomatische Perspektiven sind zu diesem Zeitpunkt nicht im Gespräch. Damit wird auch die Option der Fortsetzung des Krieges bereits angespielt.

– In Abschnitt 1 (bis Z. 15) wird akzeptiert, daß der Krieg grundsätzlich sinnvoll ist. Milosevic kann nur mit kriegerischen Mitteln »zur Vernunft« gebracht werden. Aber Vorsicht: Es ist hier die Rede vom »Sinn des Luftkrieges« (Z. 3),

9 S. Huntington 1996, Brzezinski 1999.

womit hier bereits das Hauptthema angeschlagen ist bzw. das Hauptargument schon eingespielt wird, nämlich daß der Luftkrieg nicht ausreiche. Die Option *Krieg* als solche wird mit keinem Wort in Frage gestellt.

– Besonders interessant ist die Betrachtung der Phrase von der *humanitären Katastrophe* (Z. 7, Z. 16, Z. 77f.), die nicht nur in der FR zur Begründung des Nato-Krieges immer wieder bemüht wurde. Abgesehen davon, daß diese Phrase semantisch unsinnig ist – wie kann eine Katastrophe humanitär (= menschenfreundlich, wohlätig) sein? – wird mit dem Terminus Katastrophe eine Natur-symbolik bemüht, die den Verursacher Milosevic als blinde Natur, als Naturgewalt imaginiert. Im gesellschaftlichen Gesamt-Diskurs dieser Zeit kommt der Ausdruck *humanitäre Katastrophe* ständig vor. Der Verfasser bedient sich ihrer als griffiger Kurzformel für die Begründung des Eingreifens der Nato. Er ist ein so gewiefter Schreiber, daß er nicht selbst Erfinder dieses schweren semantischen Fehlers sein kann. Er nimmt ihn in Kauf, um auf den Diskurs, in dem die ›humanitäre Katastrophe‹ eine feste Größe ist, optimal einwirken zu können. Der Begriff ist in diesem Kontext so etabliert, daß er ein Szenario aufruft, das völlig eindeutig ist. Man könnte hier von diskursivem Opportunismus sprechen. Die Phrase wird in diesem Diskursfragment zudem dreimal verwendet; sie färbt den gesamten Text ein. Sie wird Z. 95f. einmal als »ethnische Konflikte« und »nationalistisch-chauvinistische Exzesse« umschrieben bzw. näher und genauer bestimmt. Diese Erklärung stimmt genau mit der Analyse der Militärs und der Führer der Nato überein, deren Interpretation der Ereignisse auf dem Balkan sich der Autor also umstandslos zu eigen macht. Dazu paßt eine weitere Charakterisierung der Situation als »menschliche(s) Chaos und Gemetzel der Volksgruppen auf dem Amselfeld«. (Z. 17ff.)

– Der Anspielung auf das Amselfeld muß eine genauere Betrachtung dienen (Z. 19): In der Schlacht auf dem Amselfeld am 28.6.1389 haben die Osmanen unter Sultan Murad I. die Serben schwer geschlagen; Serbien wurde zum osmanischen Vasallenstaat. Die gefangenen Serben wurden allesamt hingerichtet. 1448 erfolgte eine weitere Schlacht, bei der die Türken ein christliches Heer erneut entscheidend besiegt haben. Trotzdem ist das Amselfeld zum Symbol für die Identität der Serben geworden. Diese Schlacht wurde von den Serben zwar verloren, aber zum Mythos serbischer Widerstandsfähigkeit und Opferbereitschaft stilisiert. Der Autor weiß das, und er weiß, daß seine Leser zumindest eine Ahnung davon haben; insofern dient ihm diese Anspielung dazu, auf den starren Nationalismus, die Opferbereitschaft und Kampfeslust der Serben zu verweisen, die durch ein paar Luftangriffe nicht zu brechen sind. Insofern dient diese Anspielung dazu, das Plädoyer für eine Verschärfung des Krieges zu stützen und das

Argument Bodenkrieg zu flankieren.¹⁰ Hier wird zudem ganz Serbien mit dem Mythos Amselfeld gleichgesetzt, ein schiefes rhetorisches Kunststück, denn gemeint ist ja hier der Kosovo, in dem serbische Soldaten agieren und die Kosovaren gemetzelt werden.

– Auch die Formulierung vom »menschlichen Chaos und Gemetzel der Volksgruppen« (Z. 17f.) bezieht sich auf das Amselfeld, setzt aber noch einen anderen Akzent: Mit *Volksgruppe* wird auf einen sogenannten ethnischen Konflikt angepielt. Zugleich bedeutet Volksgruppe eine laut Duden »durch rassische, ethnische o. ä. Eigentümlichkeiten gekennzeichnete Gruppe innerhalb eines Volkes«. Es geht also die Unterstellung ein, daß es solche Eigentümlichkeiten gibt. Damit wird ein Mythos verfestigt und ein bestimmter Denkhorizont offenbart: Der Konflikt hat, so die offizielle Lesart, im Kern ethnische (= »rassische«) Ursachen.¹¹ Wenn ethnische Gruppen aufeinanderstoßen, gibt es zudem Chaos und Gemetzel: Das ist Huntington pur. Hier deutet sich eine extrem konservative Position an, die sich auch sonst unter dem Mantel von Realpolitik geltend macht.

– Ironisch wird Milosevic als *Feldherr* (Z. 50), bezeichnet, auch als *Diktator* (mehrfach). Dies spielt auf andere Diktatoren wie Hitler, Saddam Hussein, eventuell auch auf Stalin an. Dazu läßt auch der Verweis auf »die Geschichte« ein. (Z. 51)

– Mit *Saddam Hussein* (Z. 64) wird dessen Verwandtschaft zu Milosevic angepielt.

– Mit der lateinischen Phrase *Status quo ante* (Z. 14, Z. 103) gibt sich der Verfasser als Lateiner zu erkennen; er spielt damit auf seinen (hohen) Bildungsstand an. Mit einer solchen Anspielung verleiht er sich die Autorität eines Gelehrten, einer Autorität, deren Urteil etwas gilt.

10 Dabei ist es unerheblich, ob auch nur einem Leser diese Tatsachen genau vor Augen stehen. Es gibt dieses Wissen im Diskurs, so daß alle am Diskurs Beteiligten damit in Berührung kommen (können). Vgl. z.B. dpa Hintergrund: Pulverfaß Kosovo vom 29.6.1998, S. 4. Milosevic hatte bereits 1987 in einer Rede im Kosovo gesagt: »Ihr sollt hierbleiben. Das ist euer Land. Das sind eure Häuser. Eure Wiesen und eure Gärten. Eure Erinnerungen. Ihr sollt euer Land nicht verlassen, nur weil es schwierig ist, hier zu leben, weil ihr von Ungerechtigkeiten und Demütigungen unter Druck gesetzt werdet. Es war niemals Teil des serbischen und montenegrinischen Charakters, im Angesicht von Hindernissen aufzugeben, sich zurückzuziehen, wenn es Zeit zu kämpfen ist.« (8)

11 Dies ist eine problematische Bezeichnung, da hier mit »Ethnie« auf den obsoleten Rasse-Begriff rekurriert wird, und zudem eine grobe Vereinfachung, wie ein Blick in die einschlägige Literatur zur Geschichte und zur aktuellen Situation des Balkans zeigt. Vgl. etwa Domaschke/Schliewenz 1994 oder auch Deschner/Petrovic 1999.

– Termini wie *Sinn* (Z. 3), *Sinnfrage* (Z. 13) sind zentrale philosophische Begriffe mit metaphysischem Unterton. Der Autor fragt nach dem Sinn des Luftkrieges, von dem nur übriggeblieben sei, daß der Status quo ante nicht hinnehmbar war. Damit bestärkt er die Auffassung, daß der Angriff auf Serbien insgesamt sinnvoll ist, denn es galt, die »humanitäre Katastrophe« zu verhindern. Nur die strategischen Mittel werden in Frage gestellt. Insofern liegt hier eine Anspielung auf die herrschende politische Philosophie vor, die Militäreinsätze zur Verhinderung »humanitärer Katastrophen« vorsieht.

– Und es ist vom Luftkrieg *gegen Serbien* die Rede (Z. 3f.): Der Autor läßt keinen Zweifel daran aufkommen, gegen wen sich der Angriff richtet: gegen Serbien. Die Mär vom Krieg gegen Milosevic läßt er so gar nicht erst zu. Serbien ist der Gegner. In dem Wort Serbien sind alle Bewohner Serbiens enthalten, auch die Opposition, die Demokraten. Der Autor differenziert nicht. Er verallgemeinert hemdsärmelig realistisch. Wie er sich überhaupt gern als Realo gibt; man vergleiche dazu auch die Formulierung *realistische politische Zukunftsperspektive* (Z. 114f.), die nur gegeben sei, wenn vom Luft- zum Bodenkrieg übergegangen wird (UCK-Bewaffung oder andere Bodenstrategien).

– Kursiv gesetzt kommen die Verben *glauben* und *hoffen* einher (Z. 87): Diese hervorgehobenen Verben machen die westlichen Politiker lächerlich, die für eine Weiterführung des Luftkriegs sind. In Opposition dazu stilisiert Jochen Siemens sich als Realist, dem Traumtänzer gegenüberstehen.

– Mit dem Verweis auf das *Verhältnis des Westens zu Rußland*, das so miserabel ist wie seit den achtziger Jahren nicht mehr (Z. 30f.), wird auf den Kalten Krieg angespielt. Diese Anspielung enthält zugleich eine Warnung bzw. Drohung. Denn der sogenannte Kalte Krieg drohte ständig in einen heißen Krieg umzuschlagen.

– Das »*ethnisch gesäuberte*« Kosovo (Z. 121): »ethnisch gesäubert« steht in Anführungsstrichen und ist dadurch sogar grafisch als Anspielung/Zitat gekennzeichnet.

– *Kosovaren, Albaner* (Z. 109, Z. 54): Es gibt ein diskursives Wissen, das Kosovo-Albaner mit Verbrechen und »Ausländerkriminalität« sowie mit der Furcht vor weiterer Zuwanderung nach Deutschland assoziiert. Dieses Wissen wurde auch während des Kosovo-Krieges und unmittelbar nach seinem Ende weiter genährt.¹²

Diese knappe Darstellung zeigt, wie reich der Text an Anspielungen ist, die die Wirkung haben, die Leser auf die Notwendigkeit des Bodenkrieges einzustimmen. Sie erzeugen einen konnotativen gedanklichen Rahmen, der die Oberflächenargumentation des Autors auch emotional flankiert.

Kollektivsymbole, die jeder sofort versteht

Die Kollektivsymbolik dient insbesondere in den Medien dazu, die politische Landschaft bzw. Ausschnitte daraus bildhaft und Widersprüche überbrückend allgemeinverständlich zu symbolisieren, also eingängige Bilder davon zu zeichnen. Sie kann dies, weil das jeweilige Sysyoll (= System kollektiver Symbole) weitgehend Allgemeingut der Mitglieder einer Gesellschaft ist.¹³ Sie ist deshalb als suggestives Mittel der diskursiven Wirkung besonders wichtig.¹⁴ Ich werde im folgenden einige dieser wirkungsvollen Darstellungsmittel etwas genauer beleuchten:

»*Nach drei Bombennächten*« (Z. 12): Der Luftangriff auf Serbien wird hier kollektivsymbolisch aufgeladen. Die eigentliche Bedeutung von *Bombennächten* ist: Nächte, in denen Nato-Flugzeuge Bomben auf Belgrad und Umgebung abgeworfen haben bzw. angeblich nur auf militärische Ziele. Die zumindest konnotierte sekundäre Bedeutung ist: der totale militärische Druck, der auf Milosevic ausgeübt wird und der die Bevölkerung in Angst und Schrecken versetzen sollte. Dieses Bild ist durchaus grafisch darstellbar bzw. vorstellbar. Diese Kollektivsymbolik operiert eng an der primären Bedeutung, da tatsächlich Bomben abgeworfen wurden. Durch die Verbindung mit *Nächte* geschieht aber mehr, als daß nur auf die Zeit verwiesen würde. Das an sich schon bedrohliche Dunkel der Nacht, das von Feuer und Explosionen erhellt und von Krachen und Qualm begleitet wird, verdichtet sich in *Bombennächte* zu einem apokalyptischen Szenario, das in den Köpfen der Leser aufgerufen wird, nicht nur bei denjenigen, die selbst Kriege erlebt haben, sondern auch bei jenen, die in Tagesschau und Brennpunkten »diese Bilder« gesehen und ihre Begleitmusik gehört haben.

Unmittelbar nach diesem Szenario wird das Hauptargument für die Kriegsführung, das im ersten Satz dieses Kommentars benannt worden war, noch ein-

12 So wird in der FR am 23.4.99 der nordrheinwestfälische Fraktionsvorsitzende der CDU Laurenz Meyer mit der Aussage zitiert, eine überzogene Aufnahme würde dazu führen, daß die gegenwärtig spürbare große Hilfsbereitschaft gegenüber den Vertriebenen sehr

schnell umschlagen werde. Kriminelle Kosovo-Albaner zählten nach Polizeierfahrung zu den besonders aggressiven Tätern in Deutschland. Vgl. dazu auch den Beitrag von Link-Heer in Jäger/Jäger/Link/Schulte-Holtey 1999, 15–16

13 Vgl. dazu die Arbeiten von Jürgen Link, insbesondere auch die Artikel in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie »kultuRRévolution«.

14 Zur genaueren Bestimmung von Kollektivsymbolen vgl. Link/Link-Heer 1994, sowie Jäger 1999, 140f.

mal angeführt und kollektivsymbolisch ausgemalt:

»Die humanitäre *Katastrophe* in Kosovo ist unterdes vollends zum menschlichen *Chaos* und Gemetzel der Volksgruppen auf dem *Amselfeld eskaliert.*« (Z. 16–19 Hervorhebung SJ)

Die eigentliche Bedeutung von Katastrophe ist ein dramatisches Ereignis, eine Natur- oder auch technische Katastrophe mit schrecklichen Folgen. Diese ist bildlich darstellbar (und wurde in Form von tausenden von Fotos in der Kosovo-Berichterstattung auch bildlich-kollektivsymbolisch immer wieder beschworen). Die Motiviertheit dieser Bilder besteht darin, daß Menschen tatsächlich von serbischen Soldaten und von Nato-Bomben bedroht und vernichtet wurden. Kollektivsymbolisch ist die Katastrophe der Ernstfall schlechthin. Die Normalität wird zerstört, und es bricht das *menschliche Chaos* aus (Z. 18), hier als *Gemetzel der (fremden) Volksgruppen*. Milosevic und seine marodierenden Soldaten kommen über die Kosovaren wie ein Naturereignis, ja, sie sind eine (böse) Naturkraft, keine Menschen, wohl ohne Menschlichkeit (ohne Subjektstatus), diejenigen, die ein Innen von außen her bedrohen, ein Blutbad anrichten und wehrlose Menschen ermorden. (Z. 19) Aber es ist nicht allein Milosevic, der im Blut badet; es ist ein Gemetzel der Volksgruppen. Das legt nahe, daß auch die Kosovaren metzeln, was sie – jedenfalls zu diesem Zeitpunkt – nicht taten. Doch diese krasse Ungenauigkeit evoziert das diskursive Wissen, daß es sich hier um einen »ethnischen Konflikt« handelt, was im weiteren Verlauf des Kommentars auch genau so genannt wird (Z. 95f.)

Dieses Gemetzel findet auf dem *Amselfeld* (Z. 19) statt, das ebenfalls kollektivsymbolisch fungiert, nämlich als ein Schlachtfeld weit weg von »uns«, auf dem sich das Morden abspielt, das Gemetzel der (fremden) Volksgruppen. Die Bedrohung ist zwar einerseits weit weg, aber doch nicht so ganz, denn jeder weiß ja, daß diesmal »unsere Jungs« mit dabei sind. Von uns aus gesehen, ist das Amselfeld eine Exklave, in der »unsere« Truppen »unsere« Sicherheit verteidigen und »unsere« Interessen vertreten, indem sie »unsere deutsche Verantwortung« wahrnehmen. Und noch ein zweites kommt hinzu: Es wird die Gefahr beschworen, daß »balkanische Zustände« auch »bei uns« ausbrechen könnten, wenn zu viele Menschen aus dieser Gegend (oder anderen »fremden« Welten) zu »uns« eindringen, ein Topos, der im deutschen Einwandererdiskurs fest verankert ist.¹⁵

Die »humanitäre Katastrophe« *eskaliert* (Z. 19) zudem zum menschlichen Chaos und Gemetzel der Volksgruppen. Es handelt sich um eine dramatische

15 Vgl. dazu etwa Cleve 1995 oder schon Jäger 1992.

Zuspitzung der ohnedies schrecklichen Situation. Bildlich kann man sich eine Art Klimax vorstellen, einen Berg, eine Flut, die unaufhaltsam steigt.

Die Kollektivsymbolik, die sich auf den militärischen Bildspendebereich bezieht, ist in diesem Kommentar besonders reichhaltig vertreten:

»Die *Nato-Jets* und *Marschflugkörper* werden von der UCK als *ihre* Luftwaffe begriffen, unter deren *Deckung* der Krieg gegen die Serben leichter zu führen ist.« (Z. 19ff., Hervorhebung SJ)

Das sind die Tornados, die militärischen Vehikel, in denen ›unsere Jungs‹ sitzen, die den frechen Feind bestrafen und unsere Interessen vertreten. Die Jets sind auch als ›unser Haus‹ zu lesen, in dem wir wohnen, das uns schützt etc. Unter der *Deckung* der Nato-Luftwaffe operiert die UCK. Das Bild: Die Nato-Flugzeuge breiten am Himmel eine Art Decke aus, die die UCK-Truppen schützt, indem sie sowohl gegnerische Bodentruppen wie Luftangriffe auf deren Stellungen verhindern. Zudem ergibt sich eine militärische Konnotation: in Deckung gehen, jemandem Deckung geben (Feuerschutz). Die erste Bedeutung ist: deckende Schicht als Erde, Holz, Pappe.

»Die Aussichten, militärisch Autonomie für Kosovo im jugoslawischen Staatsverband *herbeibomben* zu können, *zerstieben* / *im grellen Feuerschein von Explosionen*.« (Z. 23–27, Hervorhebung SJ)

In diesem Satz tauchen drei Kollektivsymbole auf: militärisch Autonomie *herbeibomben* meint wörtlich, durch Luftangriffe Milosevic dazu zu bringen bzw. zu zwingen, dem Kosovo Autonomie zuzuerkennen. Das seltsame Kompositum *herbeibomben* hat erstens einen gewissen ironisch-abwertenden Sinn, richtet sich also dadurch schon allein gegen den Luftkrieg. Zweitens steht das Bild für ein bestimmtes militärisches Konzept als solches: den Luftkrieg. Diese Aussichten *zerstieben*. Das Bild ist das Zerstieben, Sich-Verflüchtigen von Wasser oder anderen Substanzen zu Staub und Nebel; die sekundäre Bedeutung der Phrase ist Auflösung (von Hoffungen). Die Wendung *im grellen Feuerschein von Explosionen* beschwört ein Feuerszenario, in dem Hoffnungen sich auflösen, verbrennen, nämlich die Hoffnung, Milosevic zur Vernunft zu bringen. Dieses starke Symbol macht die Strategie der Nato geradezu lächerlich, stellt sie als schwachsinnig und lebensgefährlich hin, bereitet somit sehr deutlich das Gegenargument des Autors vor: Einsatz von Bodentruppen. Zum Feuerszenario paßt auch die folgende Phrase: Ein Konflikt *flackert immer wieder auf* (Z. 65f). Gemeint ist hier der Konflikt mit Saddam Hussein, der nicht endgültig besiegt wurde, obwohl dies durch den Einsatz von Bodentruppen möglich gewesen wäre. Hier wird das Bild des Feuers bemüht, um einen kriegerischen Konflikt zu symbolisieren. Das gesamte *Golf-*

kriegsszenario (Z. 58–72) stellt im übrigen ein komplexes Kollektivsymbol für alle Leser dar: Der Krieg, in dem unsere Interessen am Golf vertreten worden sind – eben durch den Einsatz von Bodentruppen.

Interessant sind auch die Kollektivsymbole, die die Nicht-Normalität der Situation charakterisieren und sich dabei auf die Grundtopik der Kollektivsymbolik (Vorwärts-Rückwärts, Innen-Außen, Gerade-Schief etc.) beziehen lassen. So heißt es: Die *Lage* wird sich verschlechtern, es wird zu einer Schiefelage kommen (Z. 43, Hervorhebung SJ). Das Bild »*die Lage*« steht für die konkrete Konstellation im Krieg. Es gibt *kein Zurück* (Z. 102f.) meint, daß es keine Beendigung des Krieges geben darf, keine Bewegung zurück auf der Fortschritt-Rückschritt-Achse. Ich erinnere das Soldatenlied: »An die Gewehre, an die Gewehre, Soldat, da gibt es kein Zurück«. Ferner ist die Rede von der *Destabilisierung* der Region (Z. 28). Gemeint ist die politische Destabilisierung der angrenzenden Balkanländer, deren Fundament durch die Luftangriffe Risse bekommt, wie ein Haus durch Erdbeben, und daher einstürzen kann. Auch die Phrase vom *Maßstab* des politischen Handelns (Z. 84f.) enthält eine Normalitätsvorstellung, die an das politische Handeln angelegt wird. Abwägend gemeint ist auch die *Bilanz* des Angriffskriegs (Z. 36f.). Das Bild ist dem Bereich der Ökonomie entnommen. Die Rechnung stimmt nicht. Juridisch kommt die *Verhältnismäßigkeit der Mittel* einher (Z. 74). Hier wird ein Bild der Ausgewogenheit und Gerechtigkeit verwendet. Gegen Milosevic stehen die angewandten Mittel nicht im richtigen Verhältnis. Um den Halsstarrigen zur Raison zu bringen, sind Bodentruppen wie im Golfkrieg erforderlich. Erst dann ist die Schiefelage bereinigt. Entworfen wird die *Zukunftsperspektive* (Z. 115), und es erfolgt eine Einordnung auf der Vorwärts-Rückwärts-Achse. Gemeint ist der Fortschritt als Sieg der NATO durch den Einsatz von Bodentruppen. Die schlechte Alternative wären *Sackgassen der Zerstörung*. (Z. 118f.) Nicht Zerstörung wird als Sackgasse gesehen, sondern das Bild besagt: Luftangriffe zerstören nur, ohne zum Sieg zu führen, sie sind deshalb Sackgassen, kein Weg, der zum Ziel führt, der den Fortschritt bringt.

Das Diskursfragment enthält also eine Kette starker Bilder, die aus dem Bereich der Natur und des Kampfes stammen; sie unterstreichen die negativen Folgen des Nato-Luftangriffs und bereiten damit den Boden dafür vor, daß andere, stärkere und wirksamere Mittel der Bekämpfung des Gegners gefordert werden können: Bodenkrieg.

Gestanzte journalistische Sprache

Es sind die gestanzten Fertigprodukte journalistisch-professioneller Sprache, über

die der Text ausgiebig verfügt, sozusagen das Rüstzeug für schnelle Schreibe.¹⁶

Auch hier sei noch einmal auf die »humanitäre Katastrophe« verwiesen. Der Autor opfert sein Sprachgefühl auf dem Altar eines geläufigen politisch diskursiv verankerten Stereotyps, auch wenn dies semantisch unsinnig ist. Man könnte dies als linguistisch-journalistischen Opportunismus bezeichnen.

Es handelt sich beim Sprachduktus um die Hochsprache eines Journalisten mit Einsprengseln von gelehrter Sprache, die an die Sprache der Diplomatie erinnert und damit besondere Kompetenz in Sachen Politik suggerieren möchte. Zweimal *Status quo ante!* (Z. 14, Z. 103) Gelegentlich findet sich auch ein altmodischer, literarisch überhöhter Stil, wie etwa Z. 61: Kuweit entsetzen (= zur Hilfe eilen).

Auffällig ist auch die durchweg militaristische Sprache (Lage Z. 43, Offensive Z. 105 etc.). Dies wundert angesichts des Themas zwar nicht; auffällig ist jedoch die Drastik der Ausdrucksweise. Der Autor argumentiert durchweg bellizistisch und eskalationsfreudig. Dazu tragen die überzogenen Bilder bei, die Übertreibungen und starken Worte wie etwa: nationalistisch-chauvinistische Exzesse Z. 95f., Chaos und Gemetzel Z. 18, Katastrophe Z. 19, eskalieren Z. 19, im grellen Feuerschein von Explosionen Z. 26f., halsstarrer Diktator Z. 38f., grausame Logik Z. 47, grausame Rache Z. 54, Aggressor Z. 57, ein Konflikt flackert auf Z. 65, es gibt kein Zurück Z. 102, Sackgassen der Zerstörung Z. 118f. u. a.

Bilder von Feind und Freund

Milosovic und die Serben werden extrem negativ dargestellt¹⁷, während die Akteure aus dem Westen (einschließlich Rußland) eher positiv, wenn auch etwas heterogen gezeichnet werden.¹⁸ Insbesondere das Verhältnis der Nato-Alliierten zu Rußland ist gespannt (»miserabel«), zwar nicht grundsätzlich, da auch die Russen dem Treiben von Milosevic Einhalt gebieten wollen, aber nicht durch

16 Herbeibomben Z. 25, eine erste Bilanz Z. 36f., es gehört wenig Phantasie dazu Z. 41f., jemanden zum Einlenken bewegen Z. 44, die grausame Logik Z. 47, die vage Hoffnung Z. 48, die Beispiele sind dünn gesät Z. 50f., grausame Rache Z. 54, ein Konflikt flackert auf Z. 65f., Verhältnismäßigkeit der Mittel Z. 74, so bitter es ist Z. 81, zum Maßstab politischen Handelns werden Z. 84f., Hoffnungen werden genährt Z. 98f., in der Tat Z. 102, kein Zurück mehr Z. 102f., sich auf die Seite von jemandem schlagen Z. 109, eine realistische Perspektive Z. 115, Möglichkeiten eröffnen sich Z. 16f. u.ä.

17 Milosevic: serbischer Diktator Z. 9), halsstarrer Diktator in Belgrad Z. 39 (halsstarrig sind z.B. Ochsen, die sich weigern, einen Karren zu ziehen, zu folgen. Sie halten ihren Hals starr. Milosevic wird ins Reich der Tiere verbannt, es wird auch hier an seinem Sub-

Krieg. Hier klingt die historische Affinität zwischen Russen und Serben an. Es gibt also einen gewissen Pluralismus (s. die eine Seite, die andere Seite), der aber durch die letztendlich gemeinsame Gegenerschaft zu den Serben wieder homogenisiert wird.

Die Serben und der Westen sind die Hauptakteure, die sich in schlichter Binarität wie Gut und Böse, Freund und Feind gegenüberstehen.¹⁹ Sie werden auch am häufigsten erwähnt. Die Serben morden und sind Aggressoren, die aus dem Westen sind human, morden nicht, greifen nur Mörder an, um eine »humanitäre Katastrophe« zu beseitigen. – Die Akteure im Golfkrieg werden ähnlich binär gezeichnet:²⁰ Milosevic = Saddam. Den Luftkriegern im Kosovo werden die Bodentruppen im Golf gegenübergestellt. Serben und Kosovaren metzeln einander und verursachen ein Chaos. Diese »Volksgruppen«, die einander »metzeln«, sind wild und unkultiviert: eben der Balkan.

Genannt werden auch die Kosovaren und die UCK einerseits²¹ und ganz Jugoslawien andererseits:²² Autor und Leser werden nur selten und dann nur pronominal ins Spiel gebracht.²³

jektstatus gekratzt), Milosevic zum Einlenken bewegen Z.44, Feldherr Z.49f., Milosevic gibt nach oder die NATO bombt Z. 71f., der Diktator in Belgrad Z. 120, seine mordenden Truppen Z. 39f., die serbischen Soldaten Z. 52f., paramilitärische serbische Verbände Z. 56, Aggressor (serbische Verbände) Z. 57, Serbien Z. 4, das serbische Militär Z. 49, die serbische Offensive Z. 105, die Serben Z. 23.

18 Der Luftkrieg gegen Serbien Z. 3f., der Westen Z. 31, Z. 116, Rußland Z. 31, die vereinten Nationen Z. 33, Opfer Z. 35, die Luftschläge Z. 45, Regierungen der Nato-Staaten Z. 5, Nato-Jets Z. 20, Nato-Angriffe Z. 30, Z. 53, die Nato bombt Z. 72, die Nato Z. 83, Z. 108, Z. 116, so mancher (westliche) Politiker Z. 62f., unsere Politiker Z. 86f., sie Z. 88, die westliche Politik Z. 91, die eine Seite Z. 93, (= westliche Politiker), die andere Seite Z. 97, (westliche Politiker), die Vermittlerrolle von Rambouillet Z. 113f.

19 Zum Aufbau von Feindbildern im Kosovo-Krieg und bei der Kriegsberichterstattung generell vgl. Kunzik 1999. Rekuriert wird hier auf den Philosophen David Hume, der bereits 1749 schrieb: »Wenn sich England im Krieg befindet, werde dem Gegner Grausamkeit, Heimtücke und Angriffslust unterstellt. Die eigene Sache und die der Verbündeten aber würden als moderat und gerechtfertigt angesehen. Der Anführer des Gegners sei blutrünstig und habe Freude an Tod und Zerstörung. Die Gewalt, die von der eigenen Seite ausgeübt werde, aber sei ein unvermeidbares Übel des Krieges.«

20 Bodentruppen (im Golfkrieg) Z. 60, General Schwarzkopf Z. 60f., eine unter UN-Mandat kämpfende Armee 68f., die alliierte Luftwaffe (im Golfkrieg) Z. 59, Kuwait Z. 61, Saddam Hussein Z. 64).

21 Kosovo Z. 8, Z. 11, Z. 16, Z. 24, Z. 112, Z. 121, die Kosovaren Z. 109, UCK Z. 21, Z. 111, die Albaner Z. 54.

Referenzbezüge (auf Wissenschaften, Quellen etc.)

Die Bezüge auf Quellen der Information bleiben allzumal sehr allgemein bis vage. Der Autor bezieht sich kommentierend auf ein allgemeines Wissen über den Kosovo-Konflikt, stellt sich selbst als gut informiert und eindeutig durchblickend dar. Er ist bzw. baut sich als Autorität und Kenner der Situation auf. Das ist umso erstaunlicher, als die FR ein paar Tage später zugibt, daß die Quellenlage ziemlich unsicher ist und beide Seiten den Krieg durch eine Desinformationspolitik zu flankieren suchen.²⁴

Inhaltlich-ideologische Aussagen, Gesellschaftsverständnis und Zukunftsperspektive

In diesem Diskursfragment wird klar Partei ergriffen und damit eine Applikationsvorlage lanciert, die Zustimmung zu einer Eskalation des Krieges einfordert. So wird Milosevic unzweideutig als Diktator markiert (Z. 9, Z. 120), den man zwingen muß (Z. 10), da ist von der humanitären Katastrophe die Rede (Z. 16). Serbische Truppen sind ohne Wenn und Aber der Aggressor (Z. 57), doch auch die westliche Politik ist heuchlerisch (Z. 90). Die Auseinandersetzungen auf dem Balkan sind eindeutig nur nationalistisch-chauvinistische Exzesse (Z. 95f.) und der Bodenkrieg ist die einzige realistische politische Zukunftsperspektive (Z. 115).

Dazu paßt auch das Gesellschaftsverständnis des Artikels: Es wird eine pro-westliche Position eingenommen, gespickt mit bekannten konservativen Vorstellungen von der natürlichen Vorherrschaft des Westens und einer »ethnischen« Aufteilung der Welt.

Daher ist auch die Zukunftsperspektive nach Ansicht des Autors der Bodenkrieg, er postuliert den Sieg der Nato unter Einsatz militärischer Mittel und sieht

22 Jugoslawischer Staatsverband Z. 25, Staat Jugoslawien Z. 71, Volksgruppen (im Kosovo) Z. 18, der jugoslawische Staat Z. 107f.

23 »Einen« im Sinne von einem verallgemeinerndem »uns«, »mich« (= rückbezügliches Fürwort) ähnlich wie sich Z. 70, »man« Z. 52, Z. 80, Z. 86, »sich« (der Autor und die Leser, alle vernünftigen, mit Phantasie begabten) Z. 42.

24 Folgende Bezüge auf Quellen sind angeführt: Regierungen der Nato-Staaten Z. 5, in allen westlichen Hauptstädten Z. 38, die politischen Optionen von Rambouillet Z. 79f., Argumente unserer Politiker Z. 86f., die westliche Politik Z. 91, (westliche Politiker) auf der einen Seite Z. 93, (westliche Politiker) auf der anderen Seite Z. 97, so mancher (westliche) Politiker 62f.

keine politischen Alternativen für eine Lösung des Konflikts. Der Krieg und seine Eskalation sind dem Autor selbstverständliches Mittel der Politik.²⁵

Zusammenfassung

Nach drei Bombennächten ist dem Autor bereits klar, daß einzig der Bodenkrieg zur Lösung des Konfliktes im Kosovo führe. Wer das nicht einsieht – so möchte er nahelegen –, ist ein Narr. Der Kommentar sieht keinerlei politisch-diplomatische Alternativen. Eine solche Position ist als Leitidee einer sich als links-liberal verstehenden Zeitung umso erstaunlicher, als noch wenige Monate zuvor die Beteiligung Deutschlands an Kriegen nach den Verbrechen des Dritten Reiches völlig undenkbar schien. Die Zeitung ist offensichtlich sehr schnell auf den neuen politischen Diskurs eingeschwenkt, der gerade mit Blick auf das Dritte Reich und seine Verbrechen die Beteiligung Deutschlands an Kriegen fordert, um einen neuen Faschismus oder gar ein neues Auschwitz – egal wo auf der Welt – zu bekämpfen.²⁶ Die Gründe dafür sind m. E. jedoch primär darin zu sehen, daß die deutsche mediopolitische Elite einen Schlußstrich unter die deutsche Geschichte gezogen und sich vehement für eine neue deutsche Normalität stark gemacht hat. Dazu gehört auch das Führen von Kriegen.

Nicht zu übersehen ist dabei, daß von außen auf die deutsche Politik Druck ausgeübt wird. Dies zeigt sich z.B. auch in der folgenden Einschätzung des ehemaligen Sicherheitsberaters des früheren amerikanischen Präsidenten Jimmy Carter, Zbigniew Brzezinski. Dieser meint:

»Dank seines aktiven Einsatzes in der europäischen Union und der NATO wird Deutschland ... von jenen Nachbarn, die in der Vergangenheit Opfer seiner Aggression wurden, nicht mehr als Bedrohung empfunden, sondern gilt heute als attraktiver Partner auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet. Einige würden es sogar begrüßen, wenn ein von Deutschland angeführtes Mitteleuropa entstünde, da Deutschland als eine positive regionale Macht betrachtet wird.« (Brzezinski 1999, 253)

25 Wie eine De-Eskalationsstrategie auszusehen hätte, zeigt eine »Initiative Intelligente De-Eskalationsstrategie« in Jäger/Jäger/Link/Schulte-Holtey (Hg.) 1999. Hier sind zudem weitere Kommentare, Vorschläge zur De-Eskalation und Analysen der Medien abgedruckt, insbesondere auch zur Rolle und Funktion von Bildern in der Medienberichterstattung zum Kosovo-Krieg.

26 Vgl. dazu auch den Artikel von Michael Schwab-Trapp in diesem Band, der von einem Wandel der politischen Kultur des Krieges spricht.

Solche Positivität schließt auch die Beteiligung an kriegerischen Auseinandersetzungen wie im Kosovo ein, auch wenn dies der eigenen Verfassung (und dem Völkerrecht) zuwiderläuft.

Die Option Bodenkrieg, die im Kommentar uneingeschränkt gefordert wird, ist allerdings – aus unterschiedlichen Gründen – zum Zeitpunkt seines Erscheinens noch heftig umstritten und bleibt dies auch bis zu dessen Ende,²⁷ das dann doch noch auf politisch-diplomatischem Wege herbeigeführt wird, ohne daß die Forderungen von Rambouillet seitens Milosevic eingelöst worden wären, denn die Souveränität der Republik Jugoslawien ist erhalten geblieben.²⁸

Bezüglich der Fortführung des Angriffskrieges in Form eines Einsatzes von Bodentruppen herrschte während der gesamten Dauer des Kosovo-Krieges bei Politikern und Militärs durchweg eher Hilflosigkeit, Zerstrittenheit, Zögern und auch die Hoffnung, doch noch durch Verhandlungen zu einem vernünftigen Ergebnis zu kommen. Der leitende politische Redakteur der FR erweist sich damit auch innerhalb des hegemonialen Diskurses als Hardliner, als harter Realo, dem der Verlust von Menschenleben einerlei zu sein scheint.²⁹ Seine Botschaft wird autoritär und aus einer Position der Allwissenheit vorgetragen. Sie ist mit einer reichhaltigen Kollektivsymbolik gespickt, die oft pragmasymbolisch wirkt oder sogar als denotativ erscheint, sich in Wirklichkeit aber nur eines »wirklichkeitsnahen« Bildmaterials bedient, mit dem die Wirklichkeit auf bellizistische Weise gedeutet wird. Der Kommentar zeichnet sich durch eine stringent wirkende Ar-

27 Vgl. z.B. den Bericht »Nato kalkuliert mit Bodentruppen« in der FR vom 23.4.99, aus dem deutlich wird, daß Nato-Generalsekretär Solana den Bodenkrieg nicht restlos ausschließen will, daß er aber immer noch an den Erfolg des Luftkriegs glaubt. Ferner heißt es hier: »Die Bundesregierung distanzierte sich ausdrücklich von der Diskussion um einen Einsatz von Bodenkampftruppen.«

28 Dies verweist noch einmal auf die absolute Sinnlosigkeit dieses Krieges. Milosevic hätte dem Vertrag von Rambouillet ohne die Forderung nach Freizügigkeit der Nato in ganz Jugoslawien wohl zugestimmt.

29 In einem weiteren Kommentar vom 17.4.1999 schreibt er: »Dieser Krieg wird humanitärer Ziele wegen geführt und die Zweifel wachsen jeden Tag, ob er mit den eingesetzten Mitteln zu gewinnen ist oder nur das Leiden der Menschen, die er schützen will, verlängert. Dieser Krieg fordert wie jeder Krieg Opfer und zwar insbesondere unter Zivilisten. Weil das so ist und weil das serbische Militär skrupellos Zivilisten mißbraucht, um seine Waffen zu schützen, wird die Zielauswahl und Wirkungsmöglichkeit der alliierten Luftwaffe immer geringer.« Die Forderung nach Einsatz von Bodenkampftruppen ist hier indirekt noch immer enthalten, auch wenn dieser Kommentar insgesamt etwas moderater ist als der vom 27.3.99.

gumentationsfolge (Komposition) aus. Sein Verfasser erweist sich als Journalist, der sein Handwerk versteht, der ziemlich elitär durch seine Lateinkenntnisse auf sein Bildungsniveau anspielt und eine Art Diplomatensprache zu sprechen versucht. Insgesamt ist zu sagen, daß es sich bei diesem Kommentar um ein Stück konservativen Elitediskurses handelt. Die relative Aggressivität seiner Argumentation mag sich daraus erklären, daß die Option Bodenkrieg zu diesem frühen Zeitpunkt des Krieges diskursiv noch kaum verankert ist, was in einer späteren Phase des Krieges, als der Luftkrieg immer grausamer wird und immer mehr Menschenleben fordert, zeitweilig anders aussah.

Abschließend läßt sich sagen, daß der untersuchte Kommentar für die erste Phase des Kosovo-Krieges für den hegemonialen Diskurs und als Beispiel für eine harte Position typisch sein mag.³⁰ Dies gilt besonders für die Selbstverständlichkeit, eine kriegerische Lösung als alternativlos anzusehen. Für die umstandslose Forderung der Fortsetzung des Krieges durch den Einsatz von Bodentruppen gilt dies jedoch nicht. Insbesondere im Vergleich zu Politikern und auch zu Militärs, die eine eher zögerliche Haltung einnahmen, drängte die FR – aber auch andere Medien – schon sehr früh zu dieser Option. Es scheint deshalb dringend erforderlich, zumal die nächsten kriegerischen Konflikte ins Haus stehen, daß sie sich mit *Konzepten Intelligenter De-Eskalation* befassen und sich ihrer Verantwortung für Krieg und Frieden bewußter werden. Denn solche Konflikte und die Art und Weise ihrer Bearbeitung ergeben sich nie ›aus der Natur der Sache‹, wie Analysen und Konzepte Huntingtonscher Provenienz suggerieren möchten. Sie sind in aller Regel Resultat menschlich-interessierten Fehlverhaltens.³¹

30 Für das Kosovo-Projekt des DISS verweist dies erstens darauf, daß die Analysen die unterschiedlichen Ablaufphasen des Krieges beachten müssen, zweitens, daß eine Streuung der Analysen über unterschiedliche Textsorten zu erfolgen hat, weil möglicherweise die Textsorte des Kommentars zu einer besonders autoritären Sprechweise verleitet, und drittens (wie es selbstverständlich auch vorgesehen ist), daß eine größere Anzahl von Zeitungen des hegemonialen Diskurses in die Untersuchung einbezogen werden muß.

31 Vgl. zur Frage der (nicht gegebenen) Zwangsläufigkeit solcher Konflikte Jäger 1997. Die Art und Weise, wie die Kosovo-Krise politisch zugespitzt worden ist, ist eindrucksvoll dargestellt in Oberg 1999. Oberg ist Direktor der Transnational Foundation for Peace and Future Research (TFF) in Lund, Schweden.

Literatur

- Bittermann, Klaus / Thomas Deichmann (Hg.) 1999: Wie Dr. Joseph Fischer lernte, die Bombe zu lieben. Die Grünen, die SPD, die Nato und der Krieg auf dem Balkan, Berlin
- Brzezinski, Zbigniew 1999: Die einzige Weltmacht. Amerikas Strategie der Vorherrschaft, Frankfurt
- Cleve, Gabriele 1995: Rassismus und völkisches Denken im Alltag, in: Jäger, Margret/ Siegfried Jäger (Hg.), 138–145
- Deschner, Karlheinz / Milan Petrovic 1999: Krieg der Religionen. Der ewige Kreuzzug auf dem Balkan, München
- Domaschke, Cornelia / Birgit Schliwenz 1994: Spaltet der Balkan Europa? Berlin
- Huntington, Samuel P. 1996. Kampf der Kulturen. Die Neugestaltung der Weltpolitik im 21. Jahrhundert, München/Wien
- Jäger, Margret / Siegfried Jäger (Hg.) 1995: Studien zu rechtsextremen und (neo-)konservativen Diskursen. DISS-Forschungsbericht 1995, Duisburg
- Jäger, Margret/ Siegfried Jäger / Jürgen Link / Ernst Schulte-Holtey (Hg.) 1999: Im Auge des Tornados, Gemeinsames Sonderheft des DISS-Journals und der Zeitschrift für angewandte Diskurstheorie kultuRRvolution
- Jäger, Siegfried 1992: BrandSätze. Rassismus im Alltag, Duisburg (4. Aufl. Duisburg 1996)
- Jäger, Siegfried 1997: Kulturkontakt-Kulturkonflikt. Ein diskursanalytisch begründeter Problemaufriß, in: Jung/Wengeler/Böke (Hg.) 1997, S. 71–88
- Jäger, Siegfried 1999: Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung, 2., überarbeitete und erweiterte Auflage, Duisburg
- Jung, Matthias / Martin Wengeler / Karin Böke (Hg.) 1997: Die Sprache des Migrationsdiskurses. Das Reden über »Ausländer« in Medien, Politik und Alltag, Opladen
- Kunzik, Michael 1999: Wie man Feindbilder aufbaut. Verharmlosen, übertreiben, entstellen: In Kriegszeiten hat die Staats-PR dafür zu sorgen, daß die Bevölkerung die Kriegsziele mitträgt. Die Journalisten sollen dabei als willige Helfer dienen, message 1, 12–18
- Link, Jürgen 1999: Der diskrete Krieg der Profis, der die Normalität nicht berührt. Der Konflikt auf dem Balkan braucht »das Volk« nicht, sondern stellt seine Bestandteile selbst her, FR-Dokumentation vom 18.6.1999
- Link, Jürgen / Ursula Link-Heer 1994: Kollektivsymbolik und Orientierungswissen. Das Beispiel des »Technisch-medizinischen Vehikelkörpers«, Der Deutschunterricht 4, 44–55
- Oberg, Jan 1999: Kanonenboot-Diplomatie in Rambouillet, in: Bittermann/Deichmann (Hg.), 69–76

Ernst Schulte-Holtey

Das Ereignis dieses Krieges

Orientierungsversuche im Frühjahr 1999

Nach dem Krieg

Am Sonntag [20.6.1999] erklärte die Nato den nicht erklärten Angriffskrieg gegen Jugoslawien für offiziell beendet. Nato-Bodentruppen haben gemeinsam mit einem kleinen, unabhängig operierenden Kontingent russischer Truppen das Kosovo besetzt, die jugoslawische Armee hat sich zusammen mit Sonderpolizeieinheiten und wahrscheinlich einem Großteil der paramilitärischen Milizen aus dem Bundesland zurückgezogen. Die sog. ›unverhandelbaren‹ Nato-Forderungen von Rambouillet, die im Herbst vergangenen Jahres den Automatismus der Eskalation des Konfliktes von einem regionalen ›low intensity anti-subversive warfare‹ zum weltpolitisch dimensionierten exterministischen High-tech-Krieg auslösten, wurden nicht durchgesetzt: D.h. vor allem, die Souveränität der Republik Jugoslawiens im restlichen Bundesgebiet ist erhalten geblieben, es gibt offensichtlich keine Freizügigkeit für die Nato in ganz Jugoslawien. Eine Einigung auf dieser Basis wäre bereits in Rambouillet möglich gewesen – die jugoslawische Regierung hatte einer solchen ›Lösung‹ zuletzt noch zugestimmt –, der exterministische Nato-Luftkrieg und die durch ihn ausgelöste Eskalation der jugoslawischen Vertreibungspolitik wäre also zu vermeiden, wäre überflüssig gewesen.

Der handgreiflichen friedenspolitischen Sinnlosigkeit des Nato-Balkankrieges stehen jedoch Fakten gegenüber, die von weiten Teilen der bundesdeutschen Hegemonie als Fortschritt bejubelt werden: Die Bundesrepublik ist wahrscheinlich unwiderruflich aufgestiegen in die – wie Scharping sich ausdrückt – »Champions-League« der Welt-Großmächte, es lassen sich neben USA, Großbritannien und Frankreich sogar gute Chancen auf Platz 2 ausrechnen: Es konnte – pünktlich zur Verabschiedung der neuen Nato-Doktrin – erstmals ein G7-Krieg mit offensiver Beteiligung der Bundesrepublik geführt werden, dem, nach Ratschluß der G7 bzw. Nato mit schrecklicher Sicherheit weitere folgen werden. Und dafür

schien offensichtlich eine, wie die ZEIT titelte (24/10.06.1999), »Schocktherapie« durch die rot-grüne Bundesregierung notwendig, die selbst die Vorstellungen derjenigen, die noch vor einigen Jahren als Vorreiter einer neuen militärischen Großmachtrolle der BRD galten, in den Schatten stellte – hatten doch die früheren Hardliner zwar deutsche Kriegseinsätze in aller Welt befürwortet, aber – mit Rücksicht auf die deutsche Geschichte – gerade die Golan-Höhen und Jugoslawien ausdrücklich von den erlaubten Zielen deutscher Bomben ausgenommen. D.h. im Klartext: seit dem 2. Weltkrieg – also seit dem Hitlerregime – bombardierten deutsche Militärs wieder – noch dazu ›wieder‹ – Jugoslawien, ›wieder‹ Belgrad. Und deutsche Truppen sind zum zweiten Mal in diesem Jahrhundert in – diesmal hoffentlich unbeabsichtigter und unfreiwilliger – Komplizenschaft mit den von sich selbst und der internationalen Medienöffentlichkeit als ›albanisch‹ bezeichneten Milizen beteiligt an der Vertreibung der als ›serbisch‹ identifizierten Bevölkerungsgruppen aus dem Kosovo. Gunter Hofmann konstatiert in der Endphase des Luftkrieges in der ZEIT: »Der Kosovo-Krieg wirkt als Schock und setzt die Gedanken frei« (24/10.06.1999, 3). Und im Titelaufmacher der selben ZEIT-Ausgabe formuliert Matthias Nass: »Politisch war dies der Krieg der Europäer. [...] Da wird der Krieg im Kosovo plötzlich zum Projekt europäischer Sinnstiftung« (ebd., Titel). Bereits bei den deutsch-französischen Gipfelkonsultationen am 30. Mai in Toulouse erklärten Bundeskanzler Schröder und der französische Staatspräsident Chirac die Notwendigkeit, die EU mit »eigenständigen Instrumenten der Krisenbewältigung« auszustatten, berichtet die FAZ: »Ziel der Anstrengungen zu einer gemeinsamen Verteidigungspolitik sei es [laut Chirac], Einsätze wie in Bosnien und Kosovo auch ohne amerikanische Beteiligung führen zu können« (FAZ 123/31.05.1999, Titel). Den ›Sieg‹ erringen die europäischen Warlords der G7/Nato nicht durch Erreichen ihrer vorgeblichen Kriegsziele auf dem Balkan, sondern gegenüber den Bevölkerungen ihrer eigenen Länder, insbesondere auch in der Bundesrepublik: Zehn Jahre nach dem symbolischen Ende des kalten Krieges stehen Europa und die Welt vor der (Re-)Militarisierung deutscher Politik und Gesellschaft und am Anfang einer neuen, ungeheuren Rüstungsspirale, deren Plausibilität Scharping in der ihm eigenen gedanklichen Gradlinigkeit auf den Punkt bringt: »Wenn man außenpolitisch äh gewissermaßen äh Bayern München oder Hertha BSC Berlin, also Champions-League sein will, dann kann man nicht sicherheitspolitisch Mönchengladbach oder so sein« (ARD-Tagesthemen 15.06.1999).

Angesichts dieses verstörenden Gegensatzes zwischen dem friedenspolitisch und humanitär katastrophalen Ergebnis der exterministischen Militärintervention und dem zweifelhaften, aber offenkundigen Erfolg der Hardliner bei der Remili-

tarisierung deutscher Politik und Gesellschaft will ich im folgenden danach fragen, wie dieser Krieg gegenüber der deutschen Bevölkerung führbar war bzw., wie ich befürchte, wie solche Kriege zukünftig führbar sein könnten. Die Frage nach der Funktion des mediopolitischen Diskurses stelle ich in den Vordergrund.

Ich gehe dabei von folgender Hypothese aus: Die sog. ›Krisen-Interventionskriege‹ der weltweit führenden Industriestaaten – kurz der G7 – sind trotz ihrer exterministischen ›flexible response‹ Eskalationslogik keine ›totalen Kriege‹ im Sinne Clausewitz' mehr: sie kommen ohne Massenmobilisierung in den ›eigenen‹ Gesellschaften aus und lassen diese auch weitgehend unberührt – es gibt keinen Ausnahmezustand, die Normalität muß auf jeden Fall gewahrt bleiben. Kurz: es soll sich um Kriege handeln, die außerhalb der alltäglichen Lebenswirklichkeit der westlichen Gesellschaften in aller Welt geräuschlos und effizient von Spezialisten geführt werden. Es handelt sich um Kriege, die deshalb nach dem Selbstverständnis ihrer Herren diese Bezeichnung nicht mehr verdienen: Wenn überhaupt, handele es sich um weltweite Feuerwehr- oder Polizeieinsätze, die aktiv regulierend in lokal begrenzte Krisentendenzen und Denormalisierungsrisiken intervenieren. Dieses Selbstverständnis formuliert zugleich ihren postulierten ›gesellschaftlichen Auftrag‹ und die Grenzen ihrer Legitimität und Glaubwürdigkeit unter den Bedingungen der sog. ›westlichen, liberalen Demokratien‹: die Einsätze müssen den Charakter effektiver normalisierender Interventionen haben, keinesfalls darf ihre exterministische Dimension sichtbar werden.

Die Normalität dieses Krieges

So auch der Nato-Krieg auf dem Balkan. Bundeskanzler Schröder erklärt nach Beginn der Luftangriffe in seiner Fernsehansprache an das ›deutsche Volk‹: »Wir führen keinen Krieg, aber wir sind aufgerufen, eine friedliche Lösung im Kosovo auch mit militärischen Mitteln durchzusetzen. Die Militäraktion richtet sich nicht gegen das serbische Volk« (zit. WAZ 71/25.03.1999). Eine Schlagzeile in der WOCHE lautet nach zwei Monaten pausenlos gesteigerten Bombenangriffen Ende Mai (22/28.05.1999, 23): »Irgendwie fallen täglich Bomben«. Die Nato-Kriegsmaschine arbeitet auf dem Balkan als eine vollständig ausdifferenzierte arbeitsteilig professionalisierte Praxis, die nach ihrer eigenen Logik funktioniert und von Spezialisten – den Nato-Militärs – ›gemacht‹ wird. Wie alle Profis haben diese ihre eigene Fachsprache, für alles ihre Spezialausdrücke, die anfangs verwirren, aber immer auch signalisieren, daß hier ein Krieg professionell geführt wird. »Eine merkwürdige Atmosphäre des Geschehenlassens« in der Bundesrepublik und: »Das unheimlichste am Krieg ist seine Eigendynamik«, bemerkt Jan

Ross in der ZEIT (14/31.03.1999, Titel). Jürgen Link nennt es mit dem Begriff der Luhmannschen Systemtheorie die »Autopoiesis dieses Krieges«: »Wir haben mit diesem Krieg buchstäblich nichts zu tun, weil er ohne uns auskommt: Er braucht uns nicht, er ›macht sich selber‹ – mit dem griechischen Fachwort: er folgt dem Gesetz seiner ›Autopoiesis‹.« (FR 138/18.6.99, 12)

Daneben läuft bis heute hier in der Bundesrepublik der normale Alltag – dieser Krieg findet außerhalb der Lebenswirklichkeit des allergrößten Teils der Bevölkerungen in den kriegführenden Nato-Ländern statt – wenn man von den wenigen Minuten absieht, in denen die Menschen morgens durch die Zeitung, abends durch die Fernsehnachrichten oder durch das Autoradio mit der Medienrealität dieses Krieges in Berührung kommen. Nur für wenige ergeben sich andere Berührungen: z.B. für die Nato-Soldaten und deren Angehörigen – darum braucht die Bundeswehr zukünftig Berufssoldaten –, den Helfern der NGOs, den Nachbarn der unter massivem Polizeischutz stehenden Konsulate und Botschaften kriegführender Staaten: »Das ist, als ob wir Krieg in der Stadt hätten« wird ein Passant zitiert (FR 119/26.05.1999, 25); den Anwohnern der Militärbasen, die seit Kriegsbeginn unter dem gesteigerten Fluglärm der Maschinen leiden mußten (FR 99/29.04.1999, 21), für Urlauber, deren Flugzeiten sich verlängern und deren Abfertigung und Anschlüsse an den Flughäfen sich verzögerten. Für alle anderen läuft alles wie gewohnt, »normal«. Denn anders als in früheren deutschen Kriegen gab es keine Feiern für Etappensiege mehr, sondern nur Rekordmeldungen wie in den Sportnachrichten. Es gibt bis heute keine Beflaggung und kein Fähnchenschwenken – sieht man vom Besuch des obersten Kriegsherrn Bill Clinton einmal ab –, keine Ordensverleihungen – die WAZ weist General Naumanns Anregung, das Eiserne Kreuz wieder zu verleihen, entsetzt zurück: »Bloß keine Orden!« (Alfons Pieper. Kommentar WAZ 103/04.05.1999) – und patriotische Ansprachen in Schulen, Universitäten und Betrieben finden nicht statt. Politik und Medien bemühten sich, wie es beschwörend immer wieder hieß, um »Nüchternheit« ohne »schrille Töne«: Alle Festlichkeiten beim Berliner EU-Gipfel zu Beginn des Krieges und später beim 50jährigen Nato-Jubiläum werden eingeschränkt, der »vorgesehene Überflug von Kampfflugzeugen während der Geburtstagszeremonie [in Washington wird] als nicht mehr angemessen gestrichen.« (FR 94/23.04.1999, 3). In der ZEIT, deren erste »Kriegsnummern«, jegliche Konnotation von »Infotainment« vermeidend, mit rein typographischen Titelseiten erscheinen, postuliert Gunter Hofmann – nicht ganz zutreffend, wie ich meine:

»Der Kanzler, sein Außenminister und der Chef der Hardthöhe vermeiden zum Glück die pathetischen wie die patriotischen Worte. Das tun übrigens auch BILD

und die anderen Medien, nur wenige auf dem Boulevard verwechseln das Amselfeld mit dem Fußballfeld. Und nur hie und da geht ARD-Journalisten mit ihrem Unsere-Jungs-Patriotismus der Gaul durch. (ZEIT 14/31.03.1999, 6)

Dieser Krieg ist – mit allen schrecklichen Konsequenzen – ›nur noch‹ für die Bevölkerungen und das Territorium Jugoslawiens und teilweise der Nachbarstaaten der ›totale Krieg‹, den Clausewitz entworfen hat; die Gesellschaften der kriegführenden Nato-Staaten bleiben in weiten Teilen unberührt. Anders als noch im Golfkrieg – an dem die Bundesrepublik sich nicht offensiv militärisch beteiligte – fehlen heute die Stimmen derjenigen deutschen Kriegspartei in den hegemonialen Medien, die Deutschland damals wie Eckard Fuhr in der FAZ wieder »vor härteren Zeiten« (Kommentar FAZ 16.02.1991) sahen, in denen es nur noch heißen kann – ich zitiere Herbert Kremp aus der WELT AM SONNTAG vom 10. Februar 1991 – »Wer fliehen möchte, der fliehe, wer kämpfen möchte, der kämpfe«. An die Stelle der soldatischen Formierung des gesamten Sozios und der von Schillers Reiterlied bis Ernst Jünger altbekannten literarischen Imagination des Krieges als die – angesichts sozial-kultureller Differenzierung – letzte noch verbleibende Möglichkeit einer totalisierenden Erfahrung der eigentlich ›menschlichen Realität‹ ist ein ›normaler Friedenseinsatz‹ von Spezialisten getreten: »Wir löschen den Brand« zitiert die FAZ Minister Scharping (FAZ 83/10.04.1999, 3) und ein Kommentar in der FR erklärt: »Es geht darum [...] Brände zu löschen, die Milosevic gelegt hat« (FR 78/Ostern 1999, 3).

Dieser Krieg existiert im Alltag der kriegführenden Nato-Staaten nur in den Medien. Das macht deren Bedeutung aus. Ihre einzige Funktion für die Führbarkeit des Krieges ist die Artikulation eines möglichst pauschalen ›sozialen Auftrags‹ und die Erhaltung der Glaubwürdigkeit der Kriegsprofis. Allerdings ist es meines Erachtens nicht allein das ›Medienbild‹ dieses Krieges, daß dabei über die Beurteilung, die Zustimmung oder Ablehnung, die Akzeptanz dieses Krieges, über Resistenz oder sogar Widerstand und Protest gegen den Krieg entscheidet. Bei vollständiger Anerkennung der Bedeutung rigoroser militärischer Zensur und Desinformation läßt sich die Problematik einer massenmedial vermittelten gesellschaftlichen Erfahrung des Interventionskrieges nicht in Hinblick auf eine ›korrekte‹ mediale Repräsentation, mimetische oder diegetische ›Abbildung‹ des Krieges diskutieren – High-Tech-Kriegsführung, hier stimme ich dem Medientheoretiker Friedrich Kittler zu, »spottet‹ totalisierender Erfahrbarkeit (ZEIT 16/15.04.99, 51). Für wichtiger halte ich die möglichen Anschlüsse – Clausewitz hätte von ›Friktionen‹ gesprochen –, die sich durch die Medien zwischen der selbstgenügsam funktionierenden Kriegsmaschinerie und anderen Erfahrungs-

und Wissensbereichen hier in den Nato-Ländern ergeben: Erst diese Kurzschlüsse und Kopplungen transformieren die Repräsentation eines fernen Geschehens in die Lebenswirklichkeit des Alltags. Und sie sind einerseits denkbar als notwendige oder zumindest unterstützende Antriebsriemen der Kriegsmaschine oder als mehr oder weniger empfindliche Störungen ihres weiteren Ablaufs.

Funktionen und Strategien des Mediendiskurses

Welche solcher Friktionen stellen aber die westlichen Medien her? Die allererste ergibt wohl das Alltagsritual der politisch-dokumentarischen Massenmedien selber, dessen vertraute und vorhersehbare Strukturen bereits als solche Produktionsinstanzen und Garanten von Normalität darstellen. Darüber hinaus eröffnet das Ritual der Medien durch die enge Kopplung an den politischen Diskurs bereits das Feld politischen Handelns: Vera Gaserow kann deshalb in einem FR-Kommentar die »merkwürdige Atmosphäre des Geschehenlassens«, die Jan Ross zu Kriegsbeginn in der ZEIT beobachtete, ganz im Sinne der bereits dargestellten ›Nüchternheits‹-Beschwörungen als verantwortungsbewußte staatsbürgerliche Akzeptanzbekundung darstellen:

»Zum ersten Mal seit über 50 Jahren ist Deutschland direkt in einen Krieg verwickelt, und das Land reagiert vor allem mit Erschrecken. Kein Hurra-Patriotismus, keine Militärverherrlichung, keine innere Aufrüstung. Für eine Weile sind selbst die nackbusigen Pin-up-Girls zugunsten von Spendenaufrufen von den Titelseiten der Boulevardblätter verschwunden. Sonder- und Blickpunktendungen über Kosovo verzeichnen unverändert hohe Einschaltquoten, die Hilfsbereitschaft der Deutschen erreicht Rekordniveau. Der Krieg ist, zum Glück, noch nicht Gewohnheit geworden.« (FR 99/29.4.99, 3)

Einen ›sozialen Auftrag‹ an die militärischen Regulationsspezialisten kann im mediopolitischen Diskurs westlicher Demokratien offensichtlich nur als ein Ergebnis funktionierender gesellschaftlicher Deliberation erteilt werden. Dazu müssen Medien und Politik zum einen beweisen, daß entgegengesetzte Positionen – Kriegsbefürworter und Kriegsgegner – sich im gleichen Diskurs artikulieren: ›Repräsentativ‹ besetzte Talkrunden und Expertenhearings in Radio und Fernsehen, die breite Dokumentation externer, auch friedenspolitischer Beiträge in den überregionalen Zeitungen oder der kriegsbegleitende Briefwechsel von Egon Bahr und Erhard Eppler in der ZEIT sollen dies leisten. Zum anderen muß aber auch die staatsbürgerliche Partizipation an dieser Debatte zur medienöffentlichen Sichtbarkeit gebracht werden – dafür steht z.B. der zitierte Kommentar Vera Gaserows ebenso sowie die laufende statistische Selbstbeobachtung der

Massenmedien. Und schließlich müssen – um glaubwürdiges Funktionieren der Medien selbst zu belegen – innerhalb des mediopolitischen Diskurses die zensurbedingten Grenzen der Recherche und Informationsübermittlung reflektiert werden – die gebetsmühlenartig wiederholte Formel von der ›Wahrheit als erstem Opfer des Krieges‹, wiederum Experteninterviews bis hin zu Scharpings und Fischers Klagen über die restriktive US-Informationspolitik gegenüber den Verbündeten übermittelten diese Dimension medialer Selbstreferenz.

Ein Denormalisierung des funktionierenden Medienrituals hätte demgegenüber z.B. der Hinweis an das Publikum bedeutet, daß man sich schon viel Zeit nehmen müsse, wenn man tatsächlich angesichts des für den bundesrepublikanischen Staat und seine Gesellschaft entscheidenden Einschnitts dem demokratischen Ideal verantwortungsbewußter Teilnahme an deliberierender Öffentlichkeit in angemessenem Umfang folgen wolle – daß mindestens in der Freizeit eigentlich nicht viel anderes mehr zu tun möglich gewesen wäre, man vielleicht überlegen solle, dafür Urlaub zu nehmen. Und entsprechend der sonst in den Tagesthemen gerne erteilte volkspädagogische Rat Ulrich Wickerts in diesen Tagen gelaute hätte:

›Die Tagesthemen sind konzeptionell nicht in der Lage, Sie umfassend zu diesem Krieg zu unterrichten, geschweige denn Ihr Urteil angemessen zu orientieren oder sie an der gesellschaftlichen Debatte um den Bundeswehreininsatz zu beteiligen. Sie sollten deshalb weitere Beiträge zum Thema, möglichst auch auf anderen Kanälen verfolgen und darüber hinaus vor allem auch intensiv unterschiedliche Zeitungen lesen, wo auch Fachleute sich ausführlich und sorgfältig äußern können, wie wir es Ihnen hier im Fernsehen gar nicht bieten können. Insbesondere möchte ich sie auf das neue Medium des Internets verweisen, daß ihnen eine in den Massenmedien bisher unbekannte Bandbreite und Vielstimmigkeit an Informationen und Reflexionen bereitstellt und ihnen zugleich auch ein Forum für eine Beteiligung an der öffentlichen Debatte bietet. Und sammeln sie Materialien, damit sie etwas in der Hand haben, wenn sie sich einmischen, auch indem sie z.B. Briefe an Politiker und Redaktionen schreiben. Oder damit sie bei den weiteren Entwicklungen sich nochmals die früheren Auffassungen und Argumente vergegenwärtigen können.‹

In der Medienberichterstattung selber dominieren Kopplungen mit moralisch-ethischen Komplexen – eben den Fragen und Anforderungen, die sich für Subjekte in den existenziellen Situationen von Notwehr und Hilfeleistung ergeben. Es handelt sich um die für den Krieg offensichtlich entscheidende Akzeptanzstrategie ›moralischer‹ Legitimierung, in Habermas' Worten: »Befürworter wie Gegner des Einsatzes bedienen sich einer glasklaren normativen Sprache« (ZEIT 18/29.04.1999, Titel).

a) Komplexitätsreduktion auf existenzielle Subjektsituationen

Die Transparenz dieser Sprache darf man allerdings nicht, wie Habermas es nahelegt, auf argumentativem Niveau vermuten. Moralische Klarheit produziert der mediopolitische Diskurs vielmehr durch die Reduktion einer komplexen regional- und weltpolitischen, kulturellen, wirtschaftlichen, militärischen usw. Situation auf eine einfache, transparente Interaktionssituation, deren Handlungslogik den Schemata trivialer literarischer oder filmischer Erzählungen entspricht. Diese Komplexitätsreduktion aktualhistorischer Situationen auf existenzielle Subjektsituationen stellt eine der wichtigsten Funktionen von Politik und Massenmedien für militärische Eskalationen dar. Für diesen Balkankrieg läßt sich diese Situation wie folgt zusammenfassen – ich montiere verschiedene Zitate:

›ER, MILOSEVIC, beraubt, vergewaltigt, vertreibt und ermordet DIE ALBANER in seinem Land mit äußerster Brutalität. Da können WIR, die internationale Gemeinschaft uns nicht wegducken, sondern müssen bekennen, daß man Frieden sichern kann auch dadurch, daß man dem, der die Menschen drangsaliert und verdrängt, in den Arm fällt‹.

Voraussetzung für einen solchen Anfang des military-thrillers ist der Aufbau von auf Gegenidentifikation angelegten, extrem personalisierten Feindbildern (CHOMEINI, SADDAM, AIDID, MILOSEVIC – wer wird der nächste sein?), der häufig ganz plötzlich erfolgt (auch im Falle Milosevics dürfte sich nicht nur dieser selbst erstaunt die Augen gerieben haben). Einher geht damit dann auf der Ebene kollektiver Identitäten die suggestiv-pauschale Gleichsetzung ganzer Bevölkerungen (DIE SERBEN, DIE IRAKER) mit diesen Charakteren – inklusive ihrer Inhaftnahme in Kollektivschuld – und eine antagonistische Positionierung von WIR/SIE-Gruppen, die keine Alternativen zuläßt: ›Wer gegen Tornados ist, ist für MILOSEVIC‹. Nur dies macht den haltlos-unsinnigen Anwurf Joseph Fischers beim Grünen-Sonderparteitag in Bielefeld verständlich, daß, wer ihn ›Kriegshetzer‹ nenne, ›Milosevic‹ automatisch für den Friedensnobelpreis vorschlagen müsse.

Ein Netz von Bildern und Metaphern – diskursanalytisch sprechen wir von Kollektivsymbolen – unterstützt die Konstituierung dieser Charaktere ebenso wie die der mit ihnen verbundenen Subjektsituation. Die auf Identifikation angelegte Position der WIR-Gruppe erhält immer den Status eines quasi-juristisch zurechnungsfähigen Subjekts, während die Position des Bösen entweder als kalkulierende und gleichzeitig auch zu kalkulierende, häufig ›gerissene Person‹ mit Subjektstatus –›Milosevic ist der größte Spieler der neunziger Jahre‹ (Timothy Garton Ash. Interview FR 81/08.10.1999, 10) – oder sogar als gefährliches, sub-

jektloses Chaos dargestellt wird, das Bilder wie Fluten, Feuersbrünste oder Wahnsinn symbolisieren. Im Falle des ›Brandstifters Milosevic‹, der ›Feuer an den Balkan legt‹, gehen diese beiden Möglichkeiten ineinander über.

Ebenso wie die dichotomisch positionierten Charaktere sind auch die Handlungsoptionen der bedrohlichen Subjektsituation, in der die Aktanten aufeinandertreffen, alternativlos strukturiert: ›entweder man tut was, oder es siegt das Böse‹, ›entweder man löscht, oder man verbrennt‹. Gegen subjektlose Gegner hilft kein Verhandeln, sondern nur noch rein technisches Verhalten: Einen irrsinnigen Brandstifter und Vergewaltiger bringt die Polizei in die Anstalt, das Feuer löscht die Feuerwehr, Flüchtlingsströme muß man auffangen und eindeichen. Den ›guten‹ Charakteren eröffnet diese Alternativlosigkeit der Situation stellvertretend für die gesamte WIR-Gruppe die Möglichkeit pathetischer Bekenntnisse ihrer komplexen, oft tragischen Persönlichkeit, wie sie aus dem Hollywoodkino bekannt ist – so z.B. Angelika Beer: »Ich merke es ja an mir selber: Die Seele brennt. [...] Ich bin verzweifelt, aber ich habe keine Zweifel. Ich sehe keinen anderen Weg.« (Interview SZ 31.03.1999). »Wie zwischen vier Gäule gespannt« erlebt sich der Außenminister (FR 100/30.4.–1.5.99, 3). Die Journalistin Vera Gaserow erklärt mit diesem Pathos-Effekt die Akzeptanz für diesen Krieg:

»Eine Gesellschaft fühlt sich gerade wegen dieser Zerissenheit weitgehend im Einklang mit dieser Regierung. [...] Der Krieg um Kosovo ist das Schlimmste, was einer rot-grünen Koalition passieren konnte, aber er ist ihr bisher gelungenstes Kapitel Politik.« (Kommentar FR 99/29.4.99, 3)

Charakteristisch ist ebenfalls das eklatante Missverhältnis zwischen der Einfachheit und Klarheit dieser Subjektsituationen und ihrer impliziten Handlungsoptionen und der schwierigen Überschaubarkeit, Kompliziertheit und Widersprüchlichkeit der politischen und militärischen Situation, so daß das Handeln und die einfachen Lösungen in den Reden der Akteure teilweise den Anstrich von voluntaristischem Realitätsverlust und naiver Omnipotenzphantasie erhält: ›Milosevic das Licht ausknipsen‹, dem ›Mörder Milosevic in den Arm fallen‹, ›wir gehen da rein‹, ›wir hegen das ein, errichten gute Zäune‹, ›wir räumen auf, machen Schluß mit diesem Wahnsinn da unten‹. Konstituiert diese kindliche Reduktion der Welt auf eine simple gestrickte Interaktionssituation einerseits die Vorstellung, das ganze Glück oder der Untergang der Menschheit hänge nur von einem selbst, von UNS ab, so unterhält sie doch an einer Stelle sehr wohl eine eher erschreckende Anschlußstelle zur Wirklichkeit, die jedoch gerade ausgeblendet wird: Das ›Hineingehen‹, ›Aufräumen‹ usw. korrespondiert nämlich mit der »flexible response«-Eskalationsstrategie UNSERES Militärapparates, der Nato. Und die stellt,

wie wir alle wissen, nichts anderes dar als eine Stufenleiter von Waffensystemen und militärischen Optionen, die in jeder Situation bis hin zu ihren potentiell weltzerstörerischen größten Vernichtungskapazitäten grundsätzlich eine 'zigfache Überlegenheit über jeden möglichen Feind garantiert. Genau auf diese problematische Kopplung von exterministischer High-Tech-Kriegsführung und den kulturellen Schemata einfacher Subjektinteraktionen hat bereits Karl Kraus anlässlich des ersten Weltkriegs aufmerksam gemacht, indem er diesen Krieg als »technoromantisches Abenteuer« bezeichnet. Ein Krieg, so Karl Kraus, »zu dem man das Schwert zieht, um sich mit Gas bis auf's Messer zu bekämpfen«.

b) »Die Wollust der springenden Bilder«

Innerhalb dieses Verfahrens der Komplexitätsreduktion funktionieren auch die fotografischen und filmischen Bilder dieses Krieges. Es gab viele Bilder zu sehen seit dem Beginn des Nato-Krieges gegen die jugoslawische Republik. Bilder, die auf zweifache Weise wohl vielen die Sprache verschlugen. Zum einen ob des Leidens der Menschen, zum anderen ob des Einsatzes der Bilder im Rahmen einer Politik, die nur eine Betroffenheit zulässt und nach weiteren Treffern schreit. In den ersten Kriegstagen folgten in den Fernsehnachrichten in unvermeidlicher Wiederholung den Elendsbildern der Vertriebenen in kausalitätsverdrehender Antwort die Waffenshots startender Nato-Jets oder Cruise-Missiles und anschließend die Technobilder aus den Augen der Bomben. Eine vierte Sequenz bildeten in CNN-Ästhetik immer gleiche wacklig-unscharfe Nachtaufnahmen von den Hoteldächern im Zielgebiet: grünlich-gelbe Lichtblitze der Einschläge und Leuchtspuren der Luftabwehr. »Wir kennen diese Bilder aus Bagdad« bestätigt zu Beginn des Krieges noch der damalige ARD-Korrespondent in Pristina, Elias Bierdel, das Wissen der Fernsehzuschauer (ARD-Tagesthemen v. 24.03.1999). Darauf folgen schließlich die Aufnahmen des jugoslawischen Fernsehens: In der ersten Zeit noch von großen Protest- und Mobilisierungsdemonstrationen, tanzende, singende, Sprechchöre gegen die Nato skandierende Bürger in den Städten Jugoslawiens – fanatisierte, opferbereite Massen, DIE SERBEN!?! –; später dann die demgegenüber fast menschenleeren Bilder von den Zerstörungen am Boden. Nicht nur die Golfkriegs-Konnotation brachte diese Nachrichtenfilmgeschichten bald unter Propagandaverdacht. Es ist zum einen die Serialität der bei aller Unterschiedlichkeit immer gleich startenden Jets und grau-grießelig unscharfen Bombenblicke, die der Waffenshow ihre nachrichtentaugliche Authentizität nimmt. Dann kann die triumphierende Demonstration der punktgenau treffenden Technokamikaze die Ambivalenz des zu Sehenden nicht aufheben. Die weitgespannten, oft modernen Brücken über die Donau und erst recht der

über eine Brücke vorwärts rasende Reisezug sind Positivsymbole des westlichen Traums vom Projekt der Moderne und von hohem affektivem Wert – darum können sich die Redaktionen diesen Natovideoclips unter allem angebotenen Bildmaterial nicht entziehen und müssen sie immer wieder zeigen. Ihre sekundenschnelle Auflösung in schwarzgraues Bildschirmrauschen im Augenblick des Treffers hinterläßt eine entsetzende Leere des Sinns, die auch die ruhigen Totalen auf die im strömenden Wasser liegenden Brückenskelette nicht sentimentalisch auffangen können. Dies macht die militärischen Beweismittel effektiven Nato-Handelns untauglich: »diese Bombenflüge ändern nichts, sie machen alles nur noch schlimmer«.

Während die Technobilder aus den Augen der Bomben langsam von den Fernsehbildschirmen ins Internet verschwanden, bleiben die Elendsbilder der Flüchtlinge sowie die Bilder des jugoslawischen Fernsehens von Zerstörungen der Nato-Bombardements weiter auf den Bildschirmen präsent, obwohl die Nato mit der Zerstörung von Sendern, Abschaltung von Satelliten und militärischer Desinformation alles daransetzt, diese Bilder verschwinden zu lassen. Diese Bilder stören also. Sie stellen die Glaubwürdigkeit der Nato-Eskalationsstrategie in Frage. Sie stehen unter Propagandaverdacht. Sie bleiben jedoch in den Medien präsent, offensichtlich sogar so sehr präsent, daß z.B. Daniel Cohn-Bendit gar keine anderen mehr wahrnimmt:

»Milosevic zeigt die Bilder des Nato-Krieges. Bilder dessen, was mit der albanischen Bevölkerung im Kosovo geschieht, sehen wir nicht. Das hat die emotionale Situation in den Demokratien radikal verändert.« (ZEIT 21/20.05.1999, 6).

Tatsächlich kommt kaum eine Fernseh-Nachrichtensendung ohne die Elendsbilder der Flüchtlingstrecks oder der verschlammten, später sonnendurchglühten Zeltlager aus: Rote, altertümliche Traktoren mit altersschwachen, voll beladenen und eng besetzten Anhängern, oft mit Plastikfolie überdacht, stumm stapfende und humpelnde Menschen, manche auf improvisierten Tragen mühsam geschleppt, an der Nahrungsmittelausgabe sich reckende Arme, müde Gesichter, endlose Schlangen, Gedränge, durch das sich die subjektive Kamera schiebt, überall Schmutz, Menschen, Plastikplanen und Abfall. Die WAZ bringt vom dritten Kriegstag an als Aufmacher der Titelseite ein Foto von Flüchtlingen; erst mit dem Schwebbahnungsglück in Wuppertal reißt die Bilderstrecke ab: Es sind im Vergleich zu den Technobildern der Militärs scheinbar längst gesehene, uralte Bilder, teilweise mit Elementen christlicher Ikonographie, lesbar als entkontextualisierte Anthropologisierung menschlichen Elends und Leidens. Die Betroffenheit und das Mitleid, das diese Bilder sicherlich auslösen, führt zur größten

deutschen Spendenaktion überhaupt. Jedoch bleiben gerade diese Bilder aufgrund ihrer Funktionalität innerhalb der beschriebenen symbolischen Bedrohungssituation gefährlich ambivalent: Als Massenbilder können sie ruck zuck auf die Flüchtlinge zurückfallen, wenn nämlich aus der Menge der mitleidserregenden Einzelpersonen – die endlich wieder Flüchtling genannt werden – plötzlich wieder die bedrohliche Flut der gefährlichen Albaner wird, die wieder UNSER Land zu überschwemmen droht. Diese Rückverwandlung guter Flüchtlinge in strömende Fluten von Asylanten und Kriminellen kündigte sich bereits an, wenn der Heute-Journal-Anchorman Wolf von Lojewski von den Flutbildern der süddeutschen Überschwemmungskatastrophe zur Reportage über die Flüchtlingsituation in Mazedonien überleitete, indem er von »unheimlichen Schleusen« dort an den Grenzen sprach, durch die »ein gewaltiger Menschenstrom ins sichere, aber völlig überfüllte Nachbarland« fließe (22.5.99). Die BILD-Zeitung titelte bereits vor Ostern: »Die ersten sind da!« (zit. Vera Gaserow FR 78/Ostern 1999, 3).

Ein völlig anderes Muster an (vor)bildlicher Betroffenheit ist dagegen bis heute der betreffende Kriegsminister. Scharping machte wohl deshalb den ersten Versuch, den modernen Vortragsstil mit Einsatz visueller Medien endlich auch im Parlament einzuführen – was die Technik betrifft, müßte allerdings bei den Kollegen vom »Nato-Briefing« noch so einiges gelernt werden: Das hochgehaltene Bild ist selbst im Zoom der Tagesschaukamera nicht zu erkennen – im Bundestagssaal selbst dürfte nichts zu sehen sein. Aber dennoch hält unser Minister bei seiner Rede nicht nur – »eines« – hoch, nein aus einem Bild werden sofort »die Bilder«, die wir uns »anschauen« sollen. Tatsächlich läßt er uns noch viel mehr Bilder sehen, als er uns zeigt. Denn er – der »aus seinem Herzen nie eine Mördergrube gemacht« hat (ZDF, 22.04.1999) – »könnte« uns nämlich, das beschwört er seit Wochen – Biiiiiiilder zeigen! Und, wie gesagt, er zeigt bei seiner Rede im Bundestag »eines«, und anschauen sollen wir »die Bilder aus den Tälern und den Wäldern im Kosovo« und von den Menschen: »sie fressen Gras«. »Es gibt Dutzende solche Bilder« und er »führt sie (...) gerne alle vor«. – wir sehen sowieso schon mehr – nämlich über das Gras fressen – sehen wir auch »Kambodscha« – die Leichenberge des Pol-Pot-Regimes. Und er spricht von Baseballschlägern, mit denen Leichen zertrümmert würden – und wir sehen die Überfälle der Neonazis in Brandenburg und anderswo. Und von KZs ist schon die ganze Zeit die Rede, von Auschwitz – die Bilder aus dem Kosovo vervielfältigen sich also – ungesehen gesehen. Bundeskanzler Schröder stellt zu Scharpings Imaginärem fest: »Wer das Elend von Flucht und Vertreibung sieht und sehen will, muß nicht auf Belege der Luftaufklärung warten, um klar zu sehen.« (SPIEGEL 15/

12.4.99, 32–37, 36f.) Als reine Schockfotos verweigern Massakerbilder sich der Sprache und jedem Argument. Die ohnmächtige, rein emotionale Reaktion im Rahmen der Bedrohungssituation ist: ›das ist alles schrecklich‹, ›das war ER‹, ›das haben DIE SERBEN gemacht‹, ›das will ich nicht sehen‹, ›das muß weg‹. Und Scharpings paralogischer Schluß – an dem seine ganze Glaubwürdigkeit hängt – heißt auch heute bei der Entdeckung jeder neuen – nicht aus der Luft begangenen, sondern am Boden ›handgemachten‹ – Greultat: ›deshalb müssen WIR bomben‹.

c) Historische Analogien

Den allgemeinen Schrecken vergrößern auch die expressiven historischen Analogien, die der mediopolitische Diskurs sowohl auf der Ebene der personalisierten Feindbilder als auch auf der Ebene dieser springenden Vervielfältigung der Bilder produziert. ›Milosevic‹ = ›Hitler‹ (wie es zuvor schon ›Saddam‹ war ...), die Rede ist von »Milosevics Endlösung«, von »Konzentrationslagern« in Kosovo, von »Auschwitz«, das es diesmal zu verhindern gelte. Der Dortmunder Diskursanalytiker Jürgen Link unterscheidet zwei grundsätzlich verschiedene Verfahren historischer Analogiebildung:

»Entweder werden Strukturen und Prozesse verglichen, etwa der Industrialisierungsprozeß zweier Länder. Das ist schwierig, kann aber sinnvoll sein. Oder der Vergleich spielt sich völlig auf der Ebene sogenannter ›Charaktere‹-Bilder und der Kollektivsymbolik ab. Dann dürfte sein Erkenntniswert gleich null sein, um so größer aber sein Affektwert für die Beschaffung guter und schlechter Gewissen.«
(Link: Logiken, 43; vgl. Funktion, 30)

Die rein expressive, nur auf Parallelen der trivialliterarischen Interaktionssituationen, der ›Charaktere‹ und der Kollektivsymbole basierende Analogisierung enthistorisiert Gegenstände, Ereignisse und Individuen. Der Historiker Wolfgang Benz kritisiert in diesem Sinne die Vergleiche mit dem nationalsozialistischen Deutschland und dem Holocaust samt der sich daraus ›semio-logisch‹ ergebenden Handlungskonsequenz der Bombardierung Jugoslawiens:

»Es gibt jetzt schon eine inflationäre und ganz fatale Verwendung des Wortes ›Holocaust‹ [...]. Man muß dabei berücksichtigen, daß wir dann nur noch ein ganz allgemeines Schreckensszenario haben nach dem Motto – es ist alles irgendwie schlimm.« (FR 93/22.04.1999, 5).

Welche Funktion hatten diese Friktionen mit historischem und literarischem Wissen für die Führbarkeit dieses Krieges? Gefährden sie eher die Normalisierung dieses High-Tech-Krieges mit höchsten Eskalationsrisiken zu einem arbeitsteili-

gen Polizeieinsatz oder erweisen sie sich als – im schlechtesten Sinne – produktiv? Sicherlich holen die mediopolitisch induzierten Evokationen der Nothilfe- und Kampfszenen den Krieg ›hierher‹ zurück, in ›unserer Bewußtsein‹; die Elends- und Schockbilder, von denen ich gesprochen habe, erregen Mitleid und lösen Ängste aus, schockieren und verletzen. Damit schaffen sie ja zugleich Motiv und Legitimation des Nato-Angriffs: ›Das halte ich nicht aus!‹, ›Das muß weg!‹, ›Da muß man was machen!‹, ›Da kann man doch nicht tatenlos zuschauen!‹

Und die reibungslos funktionierende Arbeitsteilung der westlichen Gesellschaften gibt ihren Bevölkerungen den Schlaf und ihren Alltag zurück – seien es die sofort initiierten Spendenaktionen – aber »bitte keine Sachspenden« – oder eben die Nato-Krisen-Reaktionskräfte. Zugleich heißt dies dann aber auch, daß die Glaubwürdigkeit dieser professionellen Helfer in der Not strikt davon abhängt, ob ihre Aktionen im szenischen Rahmen der Interaktionssituationen bleiben. »Zum Kämpfen gehören zwei, die kämpfen können und kämpfen wollen«, umreißt der Frankfurter Konfliktforscher Karl Otto Hondrich diese Subjektsituation (ZEIT 22/27.05.1999, 4). Der Nato-Luftkrieg entsprach diesem Bild nicht – der Weltpolizeibefürworter Jürgen Habermas beobachtete in der ZEIT mit einiger Nervosität:

»Auch die beabsichtigten Zerstörungen – die brennende Tabakfabrik, das lodern- de Gaswerk, die zerbombten Hochhäuser, Straßen und Brücken, die Ruinierung der wirtschaftlichen Infrastruktur eines durchs UN-Embargo ohnehin geschädigten Landes – steigern die Unruhe. Jedes Kind, das auf der Flucht stirbt, zerrt an unseren Nerven. [...] In den Verlautbarungen unserer Regierung ist ein gewisser schriller Ton, ein Overkill an fragwürdigen geschichtlichen Parallelen – so als müßten Fischer und Scharping mit ihrer hämmernden Rhetorik eine andere Stimme in sich selbst übertönen. Ist es die Furcht, daß das politische Scheitern des militärischen Einsatzes [– also wohl der Verlust der Akzeptanz!?! –] die Intervention in ein ganz anderes Licht rücken [...] könnte? Würde dann nicht von dem ›Polizeieinsatz‹, den die Nato hochherzig für die Völkergemeinschaft unternimmt, ein ordinärer Krieg übrigbleiben, sogar ein schmutziger Krieg, der den Balkan nur noch in größere Katastrophen gestürzt hat?« (ZEIT 18/29.04.1999, 1, 6–7, 6)

Die existenzielle Subjektsituation kämpferischer Nothilfe als ›technoromantisches Abenteuer‹ für das Leben erfordert, wenn es glaubwürdig sein will, Bodentruppen, selbstlose Risikobereitschaft und Opferwillen. Es geht um Stolz und Würde, Demütigung und Gesichtsverlust. Stellt die Applikation kultureller Schemata einerseits bereits grundsätzlich eine Normalisierung von Ereignissen durch die Medien dar, so erweist sich die mediopolitische Kopplung des Krieges mit literarisch inszenierten moralisch-ethischen Komplexen andererseits als ambiva-

lent für die Logik der Nato-Eskalationsstrategie: sie verschafft ihr die notwendige Akzeptanz, kann andererseits jedoch durch die medienöffentliche Demonstration der exterministischen Konsequenzen des Krieges leicht konterkariert werden.

Wie steht es mit anderen Friktionen – Kopplungen und Kurzschlüssen mit weiteren Erfahrungs- und Wissensbereichen? Mit den kriegführenden Spezialisten selbst, den dauernden demoskopischen Rückkopplungen an das ›Volk‹, die sonst jeden politischen Prozess fast täglich, aber sonst doch zumindest wöchentlich begleiten, mit der ökologischen Dimensionierung des Kriegsgeschehens und schließlich insbesondere mit den Kopplungen zu ökonomischen Zyklen? – Sie ereigneten sich erst in den letzten Wochen des Krieges häufiger. – Ist deshalb zu vermuten, daß es sich um potentielle Störungen der Normalisierung des Krieges zu einem selbstgenügsamen Geschehen außerhalb ›unseres‹ Alltags handelte? Zumindest läßt sich sagen, daß die Chancen für störende Friktionen in dem Maße steigen, wie die Erklärungs- und Sinngebungskapazität des moralisch-literarischen Szenarios schwindet. So entstehen neue Fragen in den Medien. Neue Fragen können neue Zusammenhänge herstellen. Waren es diese lauter werdenden Fragen, die den Krieg zu einem möglicherweise unplanmäßig frühen Ende gebracht haben? Trotzdem – vor allem angesichts der zukünftig drohenden Nato-Kriege – sollte immer wieder über intelligente Deeskalationsstrategien in den Medien geredet werden: als störende Friktionen der vollständigen Normalisierung exterministischer Angriffskriege. Die bochumer diskurswerkstatt gemeinsam mit Jürgen Link hat seit langem Vorschläge dazu ausgearbeitet – wir haben sie angesichts dieses Krieges gemeinsam mit dem Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung (DISS) noch einmal veröffentlicht – sie können dort oder beim Verfasser angefordert werden.

Anmerkung

Der Beitrag dokumentiert die letzte Fassung (vom 23.6.1999) eines seit Ende Mai mehrfach gehaltenen Vortrags. Die Überlegungen zum Nato-Krieg gegen Jugoslawien entstanden im Diskussionszusammenhang der Diskurswerkstatt im Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung (DISS) und der KULTURREVOLUTION – ZEITSCHRIFT FÜR ANGEWANDTE DISKURSTHEORIE. Wichtige Hinweise und Anregungen gaben die Beiträge von Margret Jäger und Siegfried Jäger, Klaus Kreimeier, Jürgen Link und Ursula Link-Heer im gemeinsamen Sonderheft des DISS-JOURNALS und der KULTURREVOLUTION zum Nato-Krieg. »Im Auge des Tornados« (Hattingen/Duisburg, Mai 1999) sowie Jürgen Links später größtenteils in der FR abgedruckter Essay »Die Autopoiesis dieses Krieges« (Ms. Dortmund/Hattingen, Mai/August 1999; Teilabdruck in FR 138/18.6.99,12). Bei der

Bestimmung der Medienfunktionen und -verfahren beziehe ich mich besonders auf Jürgen Links Aufsätze »Über die strategische Funktion normalistischer Medien im exterministischen Krieg« und »Logiken der Männer, Logiken der Prozesse – über die Funktion von Feindbildmechanismen in exterministischen Kriegen«, beide abgedruckt in »Deutsche Wüstenstürmer«, KULTURREVOLUTION 25 (Juli 1991, 28–31, 41–44), seinen in diesem Band wiedergegebenen Vortrag beim DISS-Kolloquium im Dezember 1998 sowie auch auf George Lakoffs Analyse zum Golfkrieg, »Metaphern und Krieg« (deutsche Übersetzung in SPRACHE IM TECHNISCHEN ZEITALTER 119/1991, 221–239 [amerik. EA Dez. 1990]). Zu den diskursiven Effekten von Elends- und Schockfotos erwiesen sich Roland Barthes' Überlegungen in »Mythen des Alltags« (5. Aufl. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1980 [frz. EA 1957]) immer noch als zutreffend. Bei der Orientierung im Stimmengewirr des mediopolitischen Diskurses und der Bestimmung des historischen Abstands lieferte Ute Gerhards und mein Beitrag zur diskursiven Verarbeitung des Golfkriegs in der BRD (»Neue deutsche Kriegsparteien – Zwischen Katastrophismus und Normalität«, ebenfalls KULTURREVOLUTION 25/1991, 14–20) die notwendigen Koordinaten. Die am Schluß des Vortrags angesprochene »Initiative intelligente Deeskalations-Strategie« (IIDS) ist in dem bereits genannten Sonderheft »Im Auge des Tornados« abgedruckt (38–40), das beim DISS erhältlich ist.

Margret Jäger

Kopplungen

Zur Verknüpfung rechtsextremer Diskurse in den hegemonialen Mediendiskursen¹

Warum erregt sich in der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit angesichts ständiger Übergriffe auf Flüchtlinge, Einwanderer, Schwarzhäutige, Homosexuelle und andere Personen, die nicht in das Bild von ›Normalität‹ passen, eigentlich kein nennenswerter Protest, der solche Taten zukünftig unmöglich zu machen versucht? Warum wird wenige Tage, nachdem die DVU oder andere rechtsextreme Parteien siegreich in deutsche Landtage oder Kommunalparlamente einziehen konnten, in den Medien zur Tagesordnung übergegangen, so als ob die kurz zuvor beschriebene Gefahr einer rechtsextremen Entwicklung nicht mehr bestünde?

Die Tatsache, daß sich in Deutschland seit einer Reihe von Jahren im Osten wie im Westen rechtsextreme Vorstellungen auf verschiedenen gesellschaftlichen Handlungsebenen Geltung verschaffen, scheint offenbar nur eine Minderheit in der Bevölkerung zu beunruhigen. Ansonsten wird diese Entwicklung normalisiert, indem sie z.B. mit dem Verweis auf politische Konstellationen in anderen europäischen Ländern als für eine Demokratie geradezu notwendig dargestellt wird.

Der Sog der Beruhigung, der von dieser Versicherung von Normalität ausgeht, scheint es denn auch zu sein, der die Studien über die Aktivitäten und Ideologien rechtsextremer Gruppierungen und Parteien wie auch die Verfassungsschutzberichte des Bundes und der Länder immer wieder als bedeutungslos erscheinen läßt. Noch jüngst haben Innenminister Schily und Justizministerin Däubler-Gmelin im Zusammenhang mit dem jüngsten Verfassungsschutzbericht darauf hingewiesen, daß die Zahl der Mitglieder in rechtsextremen Organisatio-

1 Bei dem folgenden Text handelt es sich um eine überarbeitete Fassung des Kapitels »Die Sprache der extremen Rechten heute: Mediendarstellung und -rezeption«, erschienen in: M. Jäger/ S. Jäger 1999.

nen sich allein im letzten Jahr um 11% erhöht hat und mittlerweile bei 53.600 Personen liegt. (Deutsche Welle 25.3.99)

In der Tat: Seit Jahren gibt es in Deutschland – übrigens nicht erst seit der Vereinigung –im rechtsextremen Spektrum eine Sammlungsbewegung, in der verschiedene Zirkel, Parteien, Zeitschriftenredaktionen zusammenarbeiten, ohne daß sie ihre Konkurrenzen dadurch aufheben.²

Diese Sammlungsbewegung darf man sich jedoch nicht so vorstellen, daß sie sich – gleichsam wie ein Druck von rechts – von außerhalb auf die politische Kultur zu bewegt und über eine quantitative Ausdehnung immer mehr Einfluß gewinnt. Vielmehr müssen wir davon ausgehen, daß rechtsextreme Ideologiefragmente deshalb zunehmend akzeptiert werden, weil sie in diesem herrschenden politischen Diskurs der BRD, sozusagen in der ›Mitte‹ unserer Gesellschaft, passende Anknüpfungspunkte finden. In *diesem* öffentlichen und alltäglichen Diskurs hat in den letzten Jahren eine Verschiebung stattgefunden, die nicht nur von Claus Leggewie mit dem Terminus der ›Rechtswende‹ belegt wird. (Leggewie 1991)

Dabei ist es irrelevant, ob Parteien der Mitte mit einer solchen Rechtsverschiebung ihrer Politik (wieder) Wählerstimmen an sich binden woll(t)en oder ob sie darin eine Lösung der politischen Probleme in diesem Land vermuten. Entscheidend ist, daß sich so rechtsextreme Ideologiebestandteile in der sogenannten ›Mitte‹ etablieren können. Und natürlich versuchen rechtsextreme Ideologen aus dieser Situation Honig zu saugen und als Stichwortgeber für weitere autoritäre Entwicklungen zu fungieren. Dies geschieht beispielsweise dann, wenn das Problem der Massenarbeitslosigkeit von rechtsextremer Seite völkisch aufgeladen wird und gegen ausländische Mitbürger gewendet wird.

Die Brisanz für eine demokratische Entwicklung in Deutschland liegt dabei genau in dem Zusammenspiel zwischen ausgearbeiteten rechtsextremen Diskursen und völkischen Diskursen im Zentrum unserer Gesellschaft. Aufgrund solcher Anschlußstellen im herrschenden Diskurs können rechtsextreme Diskurse überhaupt nur demokratische Positionen untergraben. Sie koppeln sich an die in der Gesellschaft eben auch vorfindbaren undemokratischen Positionen und Traditionen an und entwickeln sie weiter.

Deshalb steigt die Gefahr einer undemokratischen und ausgrenzenden Entwicklung in dem Maße, wie sich der Diskurs der ›Mitte‹ für rechtsextreme Ideo-

2 Vgl. hierzu etwa schon Jäger (Hg.) 1988, 1989 sowie Fröchling 1996, Gessenharter/Fröchling 1996, sowie insgesamt Mecklenburg (Hg.) 1996, Kellershohn (Hg.) 1994 und immer noch zutreffend Dietzsch 1988.

logieelemente öffnet.³ Wollen wir ihr wirksam begegnen, ist es allerdings auch notwendig, sich intensiv mit den Entwicklungen im rechtsextremen Lager zu beschäftigen.⁴ Hier werden die Politikkonzepte geschmiedet oder konserviert, mit denen unsere Gesellschaft weiter nach rechts verschoben werden soll. Sie geben Aufschluß über Argumentations- und Deutungsmuster und auch über Diskursstrategien, mit denen wir konfrontiert werden und die es im Sinne einer demokratischen Entwicklung in Deutschland abzuwehren gilt.

Dabei stellt sich allerdings die Frage, ob sich heute überhaupt von einer einheitlichen rechtsextremen Ideologie sprechen läßt. Meine These dazu lautet: Bei allen Unterschieden, die innerhalb der rechtsextremen Szene zu Verfeindungen und Abgrenzungen führen, gibt es einen gemeinsamen Kern rechtsextremer Ideologie. Ihre Grundauffassung besteht darin, daß die Menschen von Natur aus ungleich sind und diese Ungleichheit ihnen die jeweilige Stellung in der Gesellschaft bzw. der Welt zuweist. Diese Grundauffassung artikuliert sich in verschiedenen Politikfeldern und tritt hervor als Nationalismus, Rassismus, Frauenfeindlichkeit, um nur einige Elemente zu nennen.⁵ Insofern setzt sich der rechtsextreme Diskurs in Deutschland aus verschiedenen Elementen zusammen, die erst in ihrer *Gesamtheit* als rechtsextreme Ideologie zu bezeichnen sind. Trotzdem können sie bereits als einzelne Elemente diskursive Wirkung entfalten.

Im folgenden werde ich einige dieser Elemente näher betrachten, und zwar anhand der Themen, die von rechtsextremer Seite derzeit aufgenommen und in den Mittelpunkt ihrer agitatorischen Bemühungen gestellt werden. Wichtig ist mir dabei, vorhandene Anknüpfungspunkte zu benennen und herauszuarbeiten, die rechtsextreme Vorstellungen im herrschenden Politikverständnis finden.

3 Vgl. hierzu auch die Ergebnisse eines vom DISS durchgeführten Projekts, in dem Vorhandensein und Formen »völkisch-nationalistischer Ideologie-Elemente« im derzeitigen Politik-, Medien- und Alltagsdiskurs untersucht wurden. (S. Jäger et al. 1998)

4 Diesen Kern bezeichne ich im folgenden als »rechtsextrem«, wohl wissend, daß in der gegenwärtigen Debatte einzelne Elemente dieser Ideologie mit anderen Begriffen belegt sind. Da ist von Neofaschismus, von Nationalismus und Rechtsradikalismus und nicht zuletzt häufig auch von der »Neuen Rechten« die Rede. Letztere betrachte ich als eine intellektuelle Variante des derzeitigen Rechtsextremismus, der es vor allem darum geht, die Rückwärtsgewandtheit ihrer Gedanken zu kaschieren und sich als »modern« zu präsentieren

5 Das Konzept des völkischen Nationalismus, aus dem heraus diese Vorstellungen resultieren, wird bei Kellershohn 1994 entwickelt. Er geht davon aus, daß alle Bestandteile des völkischen Nationalismus von der Idee einer nach völkisch / rassischen Kriterien homogenisierten Nation durchzogen sind.

Dabei ist insgesamt zu berücksichtigen, daß der rechtsextreme Diskurs derzeit ein Tabu-Diskurs ist. Das bedeutet, daß diejenigen, die rechtsextreme Gedanken äußern, sich in einer Weise ausdrücken müssen, die sie nicht sofort angreifbar macht. Insofern gibt die Analyse rechtsextremer Rede gleichzeitig Aufschluß darüber, an welchen Stellen die Grenzen des Sagbaren erreicht bzw. überschritten werden.⁶ Und das ist für das bereits angesprochene Zusammenwirken von demokratischen und undemokratischen Positionen wichtig: Schließlich geht es rechtsextrem agitierenden Personen und Institutionen darum, im Sagbarkeitsfeld Terrain zu gewinnen. Dazu verwenden sie bestimmte Argumentationsstrategien. Diese besonderen diskursiven Strategien will ich ebenfalls ansprechen.

Völkischer Nationalismus im Rechtsextremismus

Ein wichtiger Bestandteil des rechtsextremen Diskurses in der Bundesrepublik ist der *Nationalismus und zwar der völkisch begründete Nationalismus*, der die Nation bzw. das Volk zu einem besonderen Ideal hypostasiert. Oberstes Ziel aller Politik liegt in der Sicherung der Existenz des deutschen Volkes, das als gewachsenes homogenes Gebilde unterstellt wird. An diesem Ziel werden alle politischen Strategien gemessen.

Völkisch begründeter Nationalismus fordert die sogenannte ›Deutschstämmigkeit‹ seiner Staatsbürger und macht ihre biologische, blutmäßige Abkunft von deutschen Vorfahren zur Grundbedingung für die Staatsbürgerschaft. Sogenannte ›Andersartige‹ können nicht integriert werden. Der Zuzug von ›Fremden‹ wird abgelehnt, meist wird ihre Ausweisung bzw. eine Entmischung der Völker gefordert. Damit steht der völkische Nationalismus in einem fundamentalen Gegensatz zur westlichen politischen demokratischen Tradition, bei der die Erlangung der Staatsbürgerschaft für ausländische Menschen immer auch möglich ist, also auch für Deutsche im Ausland. Auf die rassistische Komponente des völkisch begründeten Nationalismus soll hier nur verwiesen werden.

Kardinalpunkt des völkisch begründeten Nationalismus ist die erwünschte Einheit von Volk und Staat. Die Einheit beider soll in der Nation oder der »Volksgemeinschaft« erreicht werden. Dabei wird anderen Völkern durchaus das Recht auf eine eigene staatliche Existenz zugesprochen, doch das Ziel deutscher Politik ist das ›rassisch‹ homogene deutsche Volk in *einem* Staat.

6 Diskurse fasse ich hier als Zusammenhang von Form und Inhalt von Äußerungen, als das, was von wem zu einem bestimmten Zeitpunkt wie sagbar ist.

In der rechtsextremen Zeitschrift *EUROPA VORN* (Ausgabe April 1997) wird dies etwa von Manfred Rouhs, einem Vertreter der von den Republikanern abgespaltenen Deutsche[n] Liga für Volk und Heimat (DLVH) folgendermaßen formuliert:

»Auch wir Deutschen haben ein Recht auf unsere Heimat, auf unser Vaterland! China den Chinesen, die Türkei den Türken und Deutschland den Deutschen – das ist unser Credo ...«

Im NPD-Programm von 1996 werden die gleichen Gedanken etwas schwülstiger vorgetragen:

»Die Völker sind die Träger der Kulturen, Völker unterscheiden sich durch Sprache, Herkunft, geschichtliche Erfahrung, Religion, Wertvorstellungen und ihr Bewußtsein. Ihrer kulturellen Eigenart werden sich die Völker besonders dann und dort bewußt, wo diese gefährdet ist. Die Erhaltung der Völker dient der Erhaltung der Kultur. Bloße Gesellschaften entwickeln keine Kultur, sondern bestenfalls eine Zivilisation, deren höchster Wert materiell ist. »Multikulturelle« Gesellschaften sind in Wirklichkeit kulturlose Gesellschaften. Die Vielfalt der Völker muß erhalten bleiben.«

Nun könnte man einwenden, die Vision von einem homogenen deutschen Volk sei illusionär. Wie soll das in einer Gesellschaft vonstatten gehen, in der seit Jahrhunderten Einwanderung stattgefunden hat und weiter stattfindet? Schließlich ist in Deutschland kaum noch jemand anzutreffen, den man für einen alten Germanen halten würde. Dennoch ist zu beachten, daß bis in die jüngste Vergangenheit das deutsche Staatsbürgerschaftsrecht ausschließlich die Abstammung als Kriterium für einen automatischen Erwerb der deutschen Staatsbürgerschaft ansah – im Unterschied etwa zu dem anderer Staaten. Und auch nach der Reform des Staatsbürgerschaftsrechts, die mit Beginn des Jahres 2000 in Kraft tritt, ist das Abstammungsprinzip nicht infragegestellt. Hier liegt also durchaus ein Anknüpfungspunkt für völkisches Denken vor, auf den rechtsextreme Ideologen verweisen können, um die Legitimität ihrer Forderung nach einem homogenen deutschen Volk herauszustellen. Und der Erfolg der von den Unionsparteien angezettelten Kampagne gegen die Reform dieses Staatsangehörigkeitsgesetzes zeigt, daß in großen Teilen der Bevölkerung solche völkischen Argumentationen greifen. Das gleiche gilt auch für die teilweise emotional geführte Debatte darüber, ob sich Deutschland als ein Einwanderungsland verstehen soll oder nicht. Sie zeigt, daß man sich in Deutschland in dieser Frage nicht einig ist.

Die Vision vom »aussterbendem Volk«

Die Forderung nach einem homogenen deutschen Volk wird von Rechtsextremen oftmals in Form einer angsttreibenden Vision vorgetragen, die die gegenwärtige Situation in Deutschland als Katastrophe schildert, in der die »Eingeborenen« als potentielle Opfer dargestellt werden, die von den Politikern verraten und verkauft werden.

Alfred Mechttersheimer, ein wichtiger Ideologe des Rechtsextremismus, weil er in der Lage ist, die unterschiedlichen politischen Lager innerhalb des Rechtsextremismus anzusprechen, betreibt dies z.B. in seiner Rede, die er vor dem baden-württembergischen Landtag in Stuttgart hielt und die *EUROPA VORN* in seiner April-Ausgabe 1997 in Auszügen veröffentlichte.⁷ Angesichts der stattfindenden Einwanderung glaubt er:

»Längst hat die dritte große Vertreibung von Deutschen in diesem Jahrhundert eingesetzt, nach dem Ersten und nach dem Zweiten Weltkrieg nun die dritte Vertreibung aus den Stadtteilen, wobei diesmal besonders die sozial Schwachen betroffen sind.«

Und Franz Schönhuber⁸ beschwört als eine Zukunftsperspektive Deutschlands:

»Deutschland gibt unter der Last der uns immer wieder vor Augen geführten schlimmen Vergangenheit dem Druck der sich sprunghaft vermehrenden und nach besseren Lebensverhältnissen strebenden Weltbevölkerung, besonders aus der Dritten Welt, nach und öffnet die Schleusen; dann wird am Ende ein Gebilde dastehen, das keinen Unterschied zwischen Wirten und Gästen mehr kennt. Ein deutsches Volk wird es dann nicht mehr geben.« (NATION UND EUROPA / DEUTSCHE MONATSCHEFTE, Januar 1997, 10)

7 Von Alfred Mechttersheimer und seiner Rede wird im weiteren deshalb noch häufiger die Rede sein, weil er im rechtsextremen Lager zur Zeit eine wichtige Funktion einnimmt. Er ist in der Lage, die verschiedenen politischen Lager anzusprechen und zu orientieren. Dies zeigt sich nicht nur daran, daß seine Rede nicht im *Republikaner* dokumentiert wurde, sondern im Konkurrenzblatt *Europa vorn*. Es zeigt sich auch daran, daß seine Thesen sich teilweise sogar wörtlich auch in anderen rechtsextremen Gazetten wiederfinden.

8 Auch Franz Schönhuber, der ehemalige Vorsitzende der *Republikaner*, wird im folgenden noch häufiger zitiert. Er ist im rechtsextremen Lager deshalb von Bedeutung, weil seine Mischung »aus Rechtspopulismus, rassistischen Ressentiments, antisemitischen Anspielungen und Nationalismus« (Mecklenburg (Hg.), 525) dieses Lager zusammenbindet und sich dabei gleichzeitig in Distanz zur bürgerlichen Politik hält, ohne den Bezug darauf zu verlieren.

Charakteristisch an dieser Argumentation ist, daß sowohl von Alfred Mechttersheimer wie auch von Franz Schönhuber die Einheimischen in eine bedrohte Situation hineingeschrieben werden, aus der heraus sie quasi aus Notwehr gegen



Abb. 1: DER SPIEGEL vom 06.04.1992, Titel

weitere Einwanderung vorgehen müssen. Dabei müssen sie ihr politisches Ziel: Erhalt eines homogenen *deutschen* Volkes nicht mehr eigens begründen, sondern können dies als Konsens voraussetzen – eine Voraussetzung, die bei der Leserschaft von NATION UND EUROPA sowie von EUROPA VORN wohl auch vorliegt. Solche Bedrohungsszenarien sind jedoch nicht allein in rechtsextremen Zeitschriften zu finden. Auch in den Printmedien der sogenannten Mitte lassen sich viele Artikel auffinden, die vor einer Einwanderung in der Weise warnen, daß Deutsche dadurch im eigenen Land zu Fremden würden. Auch finden sich Bilder zuhauf, die inszenieren, daß die Einheimischen von einer »Flut« von Einwanderern und Flüchtlingen geradezu überrannt werden. Als Beispiel soll hier nur ein SPIEGELtitel dienen (vgl. Abb.1).

Der SPIEGEL bringt den endlosen »Strom« von Flüchtlingen sogar in Verbin-

dung mit Polizeikräften und stellt deren Ohnmächtigkeit plakativ heraus. Durch diesen Zusammenhang wird nahegelegt, daß politische Maßnahmen nicht mehr greifen und deshalb quasi-militärisch eingegriffen werden müsse. Auch Politikverdrossenheit, an die Rechtsextreme gerne anknüpfen, wird durch den Hinweis auf *die* Politiker, die versagen, aufgerufen. Auf diese Weise werden Angstgefühle geschürt, ohne daß allerdings die Vision vom »aussterbenen Volk« explizit angesprochen wird.

Auch die Ausarbeitungen und Äußerungen einiger führender Unionspolitiker sind dazu angetan, die Nation zu einer »quasi-religiösen Instanz« (Kellershohn 1997, 346) zu erhöhen. In dem Buch »Und der Zukunft zugewandt« von Wolfgang Schäuble finden wir z.B. folgende Passage:

»Im Gegensatz zu unseren Verbündeten fehlt den Deutschen heute weitgehend das Verständnis dafür, daß Nation eben auch Schutzgemeinschaft nach außen bedeutet. Eine solche emotionale Bindung, das verinnerlichte Ethos einer stets zur Selbstbehauptung und Verteidigung der Freiheit bereiten Schicksalsgemeinschaft konnte nach dem Zweiten Weltkrieg natürlich nicht über Nacht heranreifen.« (Schäuble 1994, 217)

Wolfgang Schäuble schließt seine Ausführungen mit dem Hinweis:

»Viele fordern zwar heute immer mehr vom Staat, wollen aber von eigenen Zugeständnissen oder gar Opfern nichts wissen. ... Weil ohne Bürgersinn und Pflichtbewußtsein, ohne Hilfsbereitschaft und Solidarität ein Gemeinwesen auf Dauer nicht bestehen kann, muß sich diese Einstellung wieder ändern. Nur wenn jeder einzelne sich seiner Verantwortung für das Ganze bewußt ist, können wir die vor uns liegenden Herausforderungen meistern. Dienen ist nichts Altmodisches, schon gar nichts Antiquiertes, sondern etwas Notwendiges, wenn wir uns der Zukunft zuwenden wollen.« (Schäuble 1994, 253)

An solche Positionen können rechtsextreme Ideologen teilweise recht erfolgreich anschließen. Dies geschieht zur Zeit vor allem im Umfeld der Wochenzeitung JUNGE FREIHEIT. Ihre publizistische Strategie ist es, »strategische Ansatzpunkte und Sammlungsbewegungen des rechten Parteienspektrums zu unterstützen.« (Mecklenburg (Hg.) 1996, 415) Deshalb schreiben in JUNGE FREIHEIT sowohl konservative Autoren wie auch Personen aus dem rechtsextremen Umfeld.

Die Entsorgung der faschistischen Vergangenheit

Doch der völkische Nationalismus will nicht nur die Homogenität des deutschen Volkes bewahren oder herstellen. Er richtet sein Augenmerk auch auf außenpoli-

tische Sachverhalte. Ein Schlüsselbegriff dafür ist die »nationale Identität« oder die »völkische Identität«.

Diese wird mit der Zugehörigkeit zur deutschen Nation begründet, einer Nation, die an das Deutschland in den Grenzen von 1937 gebunden ist. Das bedeutet, daß die derzeitigen Staatsgrenzen von Deutschland auch nach der Vereinigung in Frage gestellt werden. Damit dies nicht in Vergessenheit gerät, wird in rechtsextremen Gazetten das Gebiet der ehemaligen DDR meist als »Mitteldeutschland« bezeichnet. Der Anspruch auf weitere Ostgebiete wird damit wachgehalten.

Auch hier ließe sich einwenden, daß eine politische Umsetzung solcher Vorstellungen heute wohl kaum auf der politischen Tagesordnung steht. Und das ist sicher richtig. Deshalb arbeiten rechtsextreme Ideologen auch daran, die Voraussetzungen für eine solche politische Option herzustellen. Eine wichtige Voraussetzung dazu ist, daß die deutsche Geschichte re-interpretiert, also vom Faschismus entsorgt wird. Erst mit einem unverkrampften nationalen Bewußtsein ist daran zu denken, daß öffentlich über Grenzverschiebungen nachgedacht wird.

Der Relativierung der faschistischen Vergangenheit kommt deshalb in rechtsextremen Zeitungen eine zentrale Bedeutung zu. Dabei geht es darum, die faschistischen Verbrechen durch Vergleiche mit Verbrechen anderer Völker zu relativieren:

»Die NS-Zeit ist inzwischen Geschichte. Eine verhängnisvolle gewiß, aber eben Geschichte. Die Untaten des NS-Staates gehören zu unserer Historie genauso wie die Ausrottungspolitik gegenüber den Indianern zur amerikanischen, die Greuel-taten der Kolonialzeit zur englischen und die blutigen, stalinistischen Säuberungen zur russischen. (Franz Schönhuber in: NATION UND EUROPA / DEUTSCHE MONATSHEFTE Januar 1997, 9)

Betrachten wir, auf welche Weise Franz Schönhuber hier die faschistische Vergangenheit charakterisiert und wie er die Verbrechen anderer Staaten bezeichnet, so stellen wir charakteristische Unterschiede fest: Die faschistischen Verbrechen werden euphemistisch als »Untaten« bezeichnet. Ihre konkrete Gestalt bleibt so im dunkeln. Demgegenüber haben wir es bei den Amerikanern jedoch mit einer »Ausrottungspolitik«, bei den Engländern mit »Greuel-taten« und bei den Russen mit »blutigen, stalinistischen Säuberungen« zu tun. Ihre Taten werden in drastischere Begriffe gefaßt.

Dennoch gilt festzuhalten, daß der rechtsextreme Diskurs meist nicht umhin- kommt, sich – wie auch immer – vom Hitler-Faschismus zu distanzieren. Die Distanzierung ist sogar rhetorisch notwendig, um den Faschismus glaubwürdig relativieren zu können.

Des weiteren soll deutsche Geschichte auch dadurch bereinigt werden, daß die Art und Weise deutscher Vergangenheitsbewältigung als für die Zukunft lähmend und letztlich die Gesellschaft zerstörend angeprangert wird.

In der DEUTSCHEN STIMME, dem NPD-Parteiorgan, beruft sich bei seiner Kritik an der sogenannten »Umerziehung« z.B. Hans Schirmer auf einen Professor aus den USA, der der Auffassung sei, daß die

»fortwährende ›Vergangenheitsbewältigung‹ zu einem ›Hitler-Komplex‹ der Deutschen geführt [habe], der das deutsche Volk an der Wahrung lebenswichtiger Interessen hindert. An die Stelle von Umerziehung und Fixierung auf die Zeit des Nationalsozialismus soll eine Nationalerziehung treten im Sinne von Fichtes ›Deutschland zuerst‹. Dieser Forderung kann man nur zustimmen.« (DEUTSCHE STIMME, Januar 1997, 10)

Hans Schirmer, vermutlich ein Pseudonym, geht hier argumentativ nicht ungeschickt vor: Er schickt einen vermeintlichen Gegner, einen Wissenschaftler aus den USA, ins Rennen, der ihm die Argumente liefert. Schließlich ist aus rechts-extremer Sicht die USA ein politischer Gegner. Als Siegermacht wird sie häufig dafür verantwortlich gemacht, daß die Deutschen ihre Vergangenheit nicht ›bewältigten‹. Die Berufung auf diesen Kronzeugen kann also seine Aussage als besonders glaubwürdig markieren.⁹ Mit dem Terminus »Hitler-Komplex«, der an z.B. Minderwertigkeitskomplex erinnert, pathologisiert er zudem das Problem und stellt es in den Bedeutungszusammenhang mit psychischen Krankheiten, die es zu heilen gilt.

Franz Schönhuber ist die rechte Sicht auf die deutsche Vergangenheit in fast jedem seiner Beiträge ein Anliegen. In der Juni-Ausgabe der bereits zitierten Zeitschrift NATION UND EUROPA versucht er, seine Klientel aufzurütteln:

»Ich schlage vor, den Begriff »rechts« zu Grabe zu tragen. ... Warum nicht die Devise des Front National übernehmen: »Ni droite – ni gauche: français!« – Nicht rechts, nicht links und in unserem Falle also deutsch. Es gilt dabei, den nationalen Gedanken auf eine gerechte soziale Grundlage zu stellen. Alles andere ist politischer Mumpitz. Ich kenne die Einwände ewig Ängstlicher ...: National-sozial? Wie schnell macht da die Presse ein ›national-sozialistisch‹ daraus. Na und? Auch dieser Begriff kann doch nichts dafür, daß er von den Machthabern mißbraucht

9 Der von Schirmer genannte Professor Gottfried Dietze ist dabei im rechtsextremen Spektrum kein unbeschriebenes Blatt. Vor allem in den Staatsbriefen von Hans-Dietrich Sander, einer seit 1990 erscheinenden Monatszeitschrift, die nationalkonservative und rechtsextreme Positionen eine Diskussionsplattform bieten will, sind seine Thesen vom »Hitler-Komplex« nachzulesen.

wurde. ... Müssen wir deutschen Patrioten uns ständig an den Vorgaben der Gegner orientieren?« (11f.)

Diese Polemik ist typisch für den rechtsextremen Diskurs. Mit dem Duktus des Unbeirrbaren und Nicht-Korruptibaren, der unermüdlich bereit ist, auch unbequeme Wahrheiten öffentlich zu machen, versucht Franz Schönhuber die Semantik der Begriffe zu verschieben und Tabuisierungen auch im rechtsextremen Lager aufzuheben. Diejenigen, die sich hier sträuben, werden als »ewig Ängstliche« bezeichnet. Schönhuber spielt mit diesem Begriff auf die »ewig Gestrigen« an, jene »verkappten Faschisten«, die immer noch an Hitler glauben. Als damaliger Chef der Republikaner führte er bereits 1990 aus:

»Wir wollen als Deutsche nicht überheblich sein. Wir glauben nicht daran, daß am deutschen Wesen die Welt genesen wird, wir wenden uns aber dagegen, daß unsere Geschichte ständig auf 12 unselige Jahre verkürzt wird. Ich lasse mich nicht von antiamerikanischen Gefühlen leiten. ... Aber ich bin und bleibe skeptisch gegen manche Meinungsmacher von der amerikanischen Ostküste, die uns ewig an den Marterpfahl der Vergangenheitsbewältigung binden wollen.« (DER REPUBLIKANER Nr. 2/1990, 6)

Auch hier gefällt sich Schönhuber wieder als unbequemer Kritiker, der seine Landsleute als Opfer stilisiert.¹⁰

Aus rechtsextremer Sicht gilt die Politik der Alliierten als Verrat am deutschen Volk. Die Begriffe »Umerziehung« oder »Vergangenheitsbewältigung« werden als perfide Methoden dargestellt, mit denen das Ausland – vor allem die USA – versucht habe, den deutschen Charakter zu zerstören. Als ein Beispiel von vielen kann die Aussage von Alfred Mechttersheimer in *EUROPA VORN* dienen:

»... wir sollten wissen, daß wir auf der Hut sein müssen, weil es ein übergeordnetes Interesse – keine Verschwörung, aber eine Parallelität, eine Zusammenballung von gleichgerichteten Interessen – gibt, die aus unterschiedlichen Motiven ein gemeinsames Ziel verfolgen, nämlich, Deutschland möglichst klein zu halten, wenn es als Nationalstaat nicht zu verhindern ist.« (EUROPA VORN, April 1997, 9)

Die Umerziehungs-Polemik sowie die Polemik gegen eine bestimmte Form der Vergangenheitsbewältigung sind wichtige rhetorische Mittel, mit denen sich völkischer Nationalismus in herrschendes Denken einzubringen versucht. Es wird

10 Diese »Ja, aber ...-Argumentation« ist ein ganz wichtiges rhetorisches Mittel, mit dem sich im Diskurs noch nicht akzeptierte Inhalte entfalten lassen. Davon machen natürlich nicht nur Rechtsextreme Gebrauch. Wir kennen alle zum Beispiel das Argument: »Deutschland ist nicht ausländerfeindlich, aber es sind einfach zu viele hier.«

unterstellt, diese gesellschaftlichen Vorgänge seien gegen das deutsche Volk gerichtet. Als »Nationalmasochisten« erscheinen dann all diejenigen, die sich kritisch mit dem Faschismus auseinandersetzen und daraus Konsequenzen ziehen wollen. Diese Argumentation versucht, zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: Sie relativiert deutsche Geschichte und kann sich gleichzeitig vom Nationalsozialismus distanzieren, den sie in die Zeit der »unseligen Jahre« verlegt.

Daß der rechtsextreme Diskurs hier im hegemonialen politischen Diskurs in der BRD mittlerweile angekommen ist, hat die Rede und die Debatte um die Friedenspreisrede von Martin Walser deutlich gemacht. Sie ist auch aus diesem Grunde in den rechtsextremen Gazetten so gefeiert worden. Dabei ist Walsers Übernahme von Schlagworten aus dem Anti-PC-Diskurs ebenfalls ein Erfolg rechtsextremer Bemühungen. Doch der Kern seiner Überlegungen, der von Ignatz Bubis kritisiert wurde, ist bei einem großen Teil der Bevölkerung sowie der politischen Klasse in Deutschland offenbar auf Zustimmung gestoßen.

Biologischer und kultureller Rassismus in der Gestalt von Ethnopluralismus

Ein weiteres Element rechtsextremer Ideologie ist der Rassismus. Ähnlich wie völkischer Nationalismus ist auch er im herrschenden Diskurs der Bundesrepublik virulent.

Rassismus ist ein Kernelement des Rechtsextremismus, mit dem dieser in besonderer Weise eine Brücke zum Alltagsbewußtsein der Bevölkerung schlagen kann. Denn mittlerweile ist es wohl unbestritten, daß Rassismus ein Bestandteil alltagsweltlicher Lebenspraxen ist. Dieser Umstand bedeutet nicht, daß alle Personen, die rassistisch denken, auch über ein geschlossenes rechtsextremes Weltbild verfügen.

Rassismus tritt in rechtsextremer Presse gegenwärtig vor allem in seiner »ethnopluralistischen« Variante auf. Propagiert wird eine ›Vielfalt der Völker‹. Die Parole: »Deutschland den Deutschen, die Türkei den Türken« ist bereits genannt worden.

Solchen Forderungen liegt die Vorstellung zugrunde, daß es in der Welt verschiedene ›Völker‹ und ›Rassen‹ gibt, die häufig auch euphemistisch als ›Ethnien‹ bezeichnet werden, um den negativen Beigeschmack vor allem des ›Rasse‹-Begriffs zu vermeiden. Die Zugehörigkeit zu den verschiedenen Völkern regelt sich über eine gemeinsame Verwurzelung, über ein gemeinsames biologisches oder kulturelles ›Erbe‹ (bzw. ›Erbgut‹). Der Mensch ist in dieser Sicht nicht in erster Linie ein Individuum, ein soziales Wesen, das in der Einheit von Körper

und Geist existiert, sondern ein Angehöriger einer biologisch oder kulturell definierten Großgruppe, einer homogenen Ethnie.¹¹ Daraus wird gefolgert: Eine ›Identität‹ kann der einzelne allein im Kollektiv seiner Ethnie entwickeln. Die Ethnie könne dagegen an einer ›Überfremdung‹ durch Individuen und Gruppen aus anderen Ethnien zugrunde gehen, ja ab einem gewissen Grad der »Vermischung‹ müsse sie zwangsläufig zugrunde gehen. Deshalb müsse jede Ethnie biologisch und kulturell intakt gehalten werden und vor ›Überfremdung‹ geschützt werden.

Das Moderne oder Neue an einer solchen Auffassung ist, daß sie nicht *von vornherein* Völker oder Ethnien minderer und höherer Qualität unterscheidet. Daraus erklärt sich, daß Rechtsextreme durchaus einen Dialog der Kulturen fordern.

»Die Vorstellung der Überlegenheit einer Nation, eines Volkes, einer Rasse, einer Zivilisation ist absurd. Besonders grotesk wäre, eine Superiorität der westlichen Zivilisation zu behaupten – ihr geschichtlicher Weg war lamentabel, ihr heutiger geistiger Zustand ist ärmlich. Wir brauchen mehr denn je einen Dialog der Kulturen.« (Alain de Benoist im Gespräch mit Armin Mohler und Dieter Stein, in: JUNGE FREIHEIT, März 1993, 3)

Dieser Dialog entpuppt sich dann jedoch recht schnell als ein »Kampf« der Kulturen gegeneinander, bei dem sich der Bessere behauptet. Stefan Ulbrich drückt dies sehr plastisch in einem Artikel in der JUNGEN FREIHEIT (10/92) aus. In jeder Gesellschaft gebe es »eine Vielzahl unterschiedlichster Kulturen.« Und:

»Nicht selten stehen diese Varianten in heftigem Widerspruch zueinander, nicht selten ähneln die gegenseitigen Gefühle der Feindseligkeit substantiell denen des Rassenhasses.«

Hieraus schlußfolgert er:

»Laßt uns schwärmen von den Unterschieden ... Die wahren Unterschiede sind die, die im Kampf behauptet werden können.«

Wenn das so ist, dann stellt sich aber die Frage: Worin liegt dann überhaupt der rassistische Gehalt des sogenannten Ethnopluralismus? Er liegt darin, daß er eine Vermischung von Menschen, die unterschiedlichen ›Kulturen‹ oder vermeintlichen ›Rassen‹ angehören, nicht zulassen will. Darin geht die Vorstellung ein, daß

11 Hier tritt die Hintergrundfolie des Ethnopluralismus hervor, der bereits angesprochene Völkische Nationalismus, der das Volk zu einem Kollektiv-Subjekt erhöht und daraus folgernd die Volksgemeinschaft als vorrangig vor allen besonderen gesellschaftlichen Interessen positioniert.

bestimmte vorhandene natürliche und/oder kulturelle Eigenschaften dieser sogenannten Ethnien sich nicht nur mit unserer nicht vertragen, sondern daß eine Mischung zur Degeneration unserer Ethnie führe – was zu verhindern sei.

Mit derartigen rassistischen Vorstellungen ist der rechtsextreme Diskurs besonders »aufgeladen«. In den Artikeln wimmelt es von suggestiven Formulierungen, von einschlägigen Symbolen und Dramatisierungen. Den Leserinnen wird etwa folgende »Geschichte« über Deutschland erzählt:

»Aus den Rinnsalen der Zuwandererbewegungen in den ersten Nachkriegsjahren [seien] mächtige, über die Ufer tretende Zerstörung verbreitende Ströme« geworden. (Schönhuber in EUROPA VORN 4/97) Dies führe dazu, daß »ein ungebremsster Strom fremder Menschen in unser Land [schwemmt]«. Eine »Invasion von Scheinasylanten« sahne in Deutschland ab, und hinterlasse eine »wachsende Verelendung von immer mehr Millionen Deutschen«. (DEUTSCHE NATIONALZEITUNG, Nr. 20, 1997)

So würden »in der sozialen Hängematte immer mehr Ausländer ausgehalten.« Und wenn Ausländer arbeiten, dann »überfluten« sie Deutschland als ein »Heer« von »Billigarbeitskräften«. Dies sei eine »bedrohliche Entwicklung«, die dadurch noch verstärkt werde, daß viele ausländische Arbeitskräfte »illegal beschäftigt« seien. (DEUTSCHE STIMME, Februar 1997) Eine solche »Ausländerinvasion« gefährde aber nicht nur Arbeitsplätze für Deutsche, sondern führe zu einem dramatischen Anstieg der Kriminalität, vor allem der organisierten Kriminalität.

Insgesamt sei »die Grenze des Erträglichen und Bezahlbaren erreicht«. Deshalb müsse einer »Überfremdung Deutschlands« entgegengetreten und der »soziale Sprengsatz« entschärft werden. Die »Entdeutschung des deutschen Volkes durch Einwanderung von Fremden aus oft fernen Kulturkreisen« (DEUTSCHE NATIONALZEITUNG, 26, 1997) müsse ein Ende haben. Es müsse ein Ende haben mit dem Treiben einer »Sozial-Mafia«, die sich als »selbsternannte »Flüchtlingshelfer« ... lauthals gegen die Abschiebung und für die Aufnahme von noch mehr Flüchtlingen und Asylanten« einsetze und dabei »unseren Sozialstaat als Selbstbedienungsladen nutzt, um sich eine goldene Nase zu verdienen« (DER REPUBLIKANER 3/1997). Deutschland entwickle sich zum »Weltsozialamt«, und diejenigen, die daran Anstoß nehmen, würden als »Ausländerfeind«, »Fremdenhasser« und »Brandstifter« diffamiert.

So lautet der Tenor der Berichte im rechtsextremen Blätterwald. Die Frage ist berechtigt, ob eine derartige Überzeichnung und Hetze gegenüber Ausländern für den herrschenden Diskurs überhaupt von Bedeutung sein kann. Doch ein analytischer Blick auf die Berichterstattung über Ausländerzuzug und Einwanderung in

eindeutig nicht rechtsextremen Presseorganen zeigt, daß auch hier, in SPIEGEL und FOCUS, in FAZ und WAZ ähnliche Metaphern und Symbolkomplexe zur Anwendung kommen. Als ein Beispiel dafür kann eine Abbildung aus dem Focus



Abb. 2: FOCUS vom 29.8.1994, 56

gelten. (Vgl. Abb.2)

Wir sehen hier eine unüberschaubare Menge nicht-europäischer Personen, meist dunkelhäutig, die auf einem Pfeil postiert sind und den Betrachter von unten anblicken. Die Personen sind in Gestalt einer Schlange oder eines Stromes angeordnet, der sich im Hintergrund verliert. Damit wird das Kollektivsymbol des Stroms aufgerufen. Der Pfeil wiederum knüpft an die militärische Symbolik an, zumal er in die Mitte von Deutschland weist. Die Grafiken im Vordergrund, die im einzelnen auf den ersten Blick nicht zu entziffern sind, symbolisieren Zunahme von Handlungsbedarf, da die Diagramme eindeutig nach unten wie nach oben ausschlagen. Insgesamt wird mit diesem »Aufmacher« eine Dramatik von Einwanderung ins Bild gesetzt, zu der – wie die Überschrift kenntlich macht – die

Politik schweigt.

Auch die Verknüpfung von Einwanderung und Kriminalität unter dem Stichwort der »Ausländerkriminalität« finden wir in den Medien zuhauf.¹² Kaum eine Zeitschrift oder Zeitung hat diesen Zusammenhang in den letzten Jahren nicht



Abb. 3: DER SPIEGEL vom 14.04.1997, Titel

thematisiert. Aufsehen erregte dabei der Spiegel-Aufmacher zur Titelstory »Ausländer und Deutsche: Gefährlich fremd. Das Scheitern der multikulturellen Gesellschaft« (Vgl. Abb. 3)

Die Eroberungshaltung der abgebildeten jungen Frau, deren fanatische Züge durch die hervorstehenden Halsschlagadern unterstrichen werden, wird hier in den Kontext von Kriminalität und »Islamisierung« gestellt. Im Innenteil wird der »Tatort Deutschland« beschrieben. Dort können wir dann von einer »explosiven«

12 Bereits der Terminus »Ausländerkriminalität« verweist auf einen rassistisch strukturierten Deutungszusammenhang. Er suggeriert, daß die Kriminalität dieser Personen etwas mit ihrer nationalen Herkunft zu tun habe.

Stimmung lesen und weiter:

»Immer mehr Bürger fühlen sich im eigenen Land bedroht, mißbraucht und in die Defensive gedrängt.«

Eine bisher unveröffentlichte Studie wird zitiert, nach der mehr als 40% einer Großstadt in NRW der Ansicht seien, daß sich die Deutschen gegen die Ausländer wehren müßten. (vgl. 79). Auch hier ist von den »Zeitbomben in den Vorstädten« die Rede.

Angeichts solcher nicht zu übersehender Gemeinsamkeiten zwischen bürgerlicher und rechtsextremer Presse ist es nicht verwunderlich, wenn letztere die Korrektheit ihrer Thesen auch schon mal mit Meldungen aus der bürgerlichen Presse garniert. Gerne nimmt man dort zur Kenntnis, daß die herrschende Politik sich ihrer Sichtweise annähert und feiert dies als eigenen politischen Erfolg.¹³

Trotz solcher Gemeinsamkeiten ist es aber unzutreffend, rechtsextreme Propaganda und rassistische Berichte in den hegemonialen Printmedien in eins zu setzen. Doch es stellt sich die Frage: Wo sind die Unterschiede zu markieren und welchen Beitrag leisten rechtsextreme Zeitungen und Propaganda im Zusammenspiel mit der bürgerlichen Presse?

Ein Unterschied ist zunächst einmal darin zu sehen, daß die Bedrohungsszenarien im rechtsextremen Blätterwald umfassender, quasi flächendeckender ausgebreitet werden, als dies in anderen Organen der Fall ist, wo z.B. meist auch Stimmen von Kritikerinnen veröffentlicht werden. So konnte im zitierten SPIEGEL aus 1997 eben auch die Autorin und Schauspielerin Renan Demirkan einen Essay veröffentlichen, in dem sie sich auf andere Weise mit den Problemen der Einwanderungsgesellschaft auseinandersetzt und der »eingeborenen« Gesellschaft mangelnden Respekt gegenüber Einwanderern vorhält. Durch solche Artikel wird in den Medien der »Mitte« der Diskurs offen gehalten. Es ist eben auch noch etwas anderes sagbar. Dies gilt nicht für rechtsextreme Gazetten, in denen solche Positionen allenfalls verhöhnt werden. Auf diese Weise wird die rassistische Ansprache im rechtsextremen Diskurs quasi hermetisch.

Der spezifische Beitrag rechtsextremer Publikationen ist dabei darin zu sehen, daß sie die im Diskurs vorhandenen rassistischen Vorbehalte gegenüber Ausländern systematisch zuspitzen und in politische Forderungen ummünzen, die auf einen Abbau demokratischer Strukturen hinauslaufen.

So fordert etwa Alfred Mechttersheimer einen »seriösen Radikalismus«, eine »Argumentations-Offensive«, mit der das »Prinzip der nationalen Präferenz«

13 Vgl. z.B. Nation und Europa / Deutsche Monatshefte, Januar 1997, 14.

zum Durchbruch kommen soll. Unter nationaler Präferenz versteht er eine grundgesetzliche Verankerung von »Deutschland als Staat des Deutschen Volkes« mit einem entsprechenden Rechts- und Verordnungssystem.

»Das bedeutet, wer Arbeit bekommt, wer Wohnung bekommt, wer staatliche Hilfe bekommt, soll daran gemessen werden, ob er zu diesem Volk gehört oder Gast ist.« (Mechtersheimer in EUROPA VORN, April 1997, 10)

Die »Natürlichkeit« des Rassismus

Ein weiteres fällt auf: Aus rechtsextremer Sicht muß kaum mehr begründet werden, weshalb eigentlich Deutsche und Zuwanderer nicht miteinander leben können sollen. Offenbar geht man davon aus, daß sich dies von selbst versteht. In aller Regel wird der Verweis darauf für ausreichend gehalten, daß die Praxis in anderen Ländern, etwa im ehemaligen Jugoslawien, ja zeige, daß ein Zusammenleben von Gruppen unterschiedlicher ethnischer Herkunft nicht möglich sei. Umgekehrt wird denjenigen dann Rassismus vorgehalten, die annehmen, der Konflikt im ehemaligen Jugoslawien sei lediglich ein Konflikt dort ansässiger Gruppen. Erneut Alfred Mechtersheimer:

»Es ist eine absonderliche Variante von Rassismus, wenn immer wieder behauptet wird, eine solche Babarei ist offenkundig nur auf dem Balkan möglich, nicht aber bei uns in Mitteleuropa, obwohl genau die Bedingungen, die dort zu den Massakern geführt haben, bei uns hier heute geschaffen werden.« (EUROPA VORN, April 1997)

Während also das ethnopluralistische Weltbild in rechtsextremen Publikationen derzeit nicht weiter erklärt werden muß, gilt dies nicht dafür, die in der Bevölkerung vorzufindenden rassistischen Vorbehalte als natürlich, vernünftig und angeboren darzustellen. Diejenigen, die Personen als »irgendwie nicht richtig deutsch« ansehen, auch wenn diese »zwar die deutsche Staatsbürgerschaft besitzen, aber nur von einem oder gar keinem deutschen Elternteil abstammen«, gelten als mündige Bürger, die von der »diskutierenden Klasse« mißachtet würden.

Zum Beleg solch »natürlicher« Abwehr von Fremden werden dann auch gerne soziobiologische »Erkenntnisse« vorgetragen, mit denen die Argumentation ihre wissenschaftlichen Weihen erhalten soll.

Bedeutsam an solchen soziobiologischen Ausführungen ist, daß auch sie sich durchaus an den »normalen« Medien-Diskurs anschließen lassen. Im FOCUS z.B. feiern solche soziobiologischen Argumentationsmuster fröhliche Urstände.

Im FOCUS 24 vom 13.6.94 beschäftigt sich ein Artikel unter der Überschrift

»Terror im Nest« mit dem Problem der Kindererziehung. Nach einigen Ausflügen in die Welt der Paviane und der Schilderung von Konflikten, die zwischen Pavian-Mutter und Jungpavian entstehen, wenn diese in Ruhe fressen möchte, wird eine Übertragung auf menschliche Familienstrukturen nahegelegt.

Und selbst in der FRANKFURTER RUNDSCHAU ist in der Ausgabe vom 24.9.1994 unwidersprochen zu lesen: »Es ist sozialer Streß, der Bürger anfällig macht für Xenophobie«.

Die rassistische Komponente des rechtsextremen Diskurses zeigt sich somit insgesamt darin, daß Fremden eine »Andersartigkeit« unterstellt wird, die es abzuwehren gelte. Dabei wird nicht nur von einer biologischen »Andersartigkeit« ausgegangen, sondern es wird ebenso auf eine vermeintlich gefährliche kulturelle »Andersartigkeit« hingewiesen. Hinter sich bisweilen modern ausnehmenden Überlegungen, die z.B. ein Recht der Selbstbestimmung der einzelnen Völker hervorheben, steht die Forderung nach Ausgrenzung und Ausweisung ausländischer Menschen.

Feindbild Islam

Auch deshalb sind Rechtsextremen alle Erscheinungsformen der Einwanderungsgesellschaft ein Dorn im Auge. Dabei fokussieren sie ihren Blick vor allem auf eine angeblich drohende »islamische Überflutung«. Empört gibt die NPD ihren Lesern davon Kenntnis, daß eine moslemische Lehramtsanwärterin mit Kopftuch in einer Schule unterrichten darf. Diese Erlaubnis war ihr zunächst verweigert worden. Und schon ist das gesamte Abendland in Gefahr:

»Wenn man den Fall einer im Unterricht kopftuchtragenden Muslimin in Zusammenhang mit dem Kruzifix-Urteil des Bundesverfassungsgerichts sieht, so glaubt man kaum noch, in einem christlich-abendländisch geprägten Land zu leben.«
(DEUTSCHE STIMME, März 1997)

Häufig wird in diesem Zusammenhang auf die französischen Nachbarn verwiesen, wo man nicht so tolerant sein müsse. Brigitte Bardot habe zum Beispiel die »islamische Überflutung« angeprangert. Zwar sei sie vor Gericht gezerzt worden, doch sei sie freigesprochen worden. Mit Blick auf Deutschland ist man sich sicher, daß Brigitte Bardot »dort vermutlich ein bis zwei Jahre lang verwunderten Gefängniswärtinnen Modell für Erinnerungsphotos [hätte] stehen dürfen.«
(DEUTSCHE STIMME Februar 1997)

Die Möglichkeiten, mit solchen Positionen den herrschenden Diskurs über Einwanderung und Flucht weiter rassistisch zuzuspitzen, liegen auf der Hand.

Die Debatten darüber, ob der Muezzin mit oder ohne Lautsprecherverstärkung rufen darf, machen dies mehr als deutlich.¹⁴ Und sowohl Studien zum Alltagsbewußtsein wie auch solche zu den Medien haben ergeben, daß rassistische Vorurteile gegenüber Fremden in unserem Land nahezu durchgängig vorhanden sind und sich vor allem an der islamischen Religion festmachen.¹⁵ Mit rassistischen Parolen knüpfen Rechtsextreme an diese Inhalte an, radikalisieren sie, indem sie weitergehende autoritäre Forderungen erheben, die vom rechten Rand des politischen Spektrums übernommen werden können und so im hegemonialen Diskurs Wirkung entfalten können.

Einwanderung und die »soziale« Frage: Entsteht hier ein völkischer Antikapitalismus?

Ein besonderes Betätigungsfeld, von dem aus Rechtsextreme ihrer Forderung vor allem nach nationaler Präferenz Geltung verschaffen wollen, ist offenbar die Massenarbeitslosigkeit, die sie mit der Einwanderungsthematik verknüpfen.

Vor dem Hintergrund völkisch-nationalistischer Vorstellungen ist klar, daß Arbeitslosigkeit nur insofern ein Problem ist, als sie deutsche Personen betrifft.

»Für immer mehr Deutsche wird das Schreckgespenst der Arbeitslosigkeit traurige Realität ... während Millionen Deutsche arbeitslos sind, [sind] immer noch viele Tausend Ausländer in Beschäftigung.« (DEUTSCHE STIMME, Februar 1997)

Um dies zu verändern, sei eine Politik erforderlich, »die sich an nationalen Grundsätzen ausrichtet.« (DEUTSCHE STIMME, Februar 1997)

Die Aufspaltung der Bevölkerung in Ausländer und Einheimische ist die Grundlage aller Forderungen von Rechtsextremen, mit denen sie die Arbeitslosigkeit abschaffen wollen. »Arbeitsplätze zuerst für Deutsche,« so lautet ihre Parole. Der Front National wird als leuchtendes Beispiel gefeiert. Er fordere, »daß jedes Unternehmen mit einer Ausländerabgabesteuer belegt werden müsse, damit diese veranlaßt würden, Franzosen vorrangig zu beschäftigen.« (EUROPA VORN, April 97)

14 Vgl. zu der Debatte, die dazu in Duisburg stattgefunden hat Dietzsch / M. Jäger / S. Jäger / Schulz (Hg.) 1997. In dieser Dokumentation ist nicht nur die lokale Berichterstattung, sondern es sind auch die Reaktionen von rechtsextremer Seite aufgenommen worden.

15 Vgl. dazu zum Beispiel Jäger 1992 und M. Jäger 1996a sowie die dazu gehörigen Materialbände Jäger 1991 und M. Jäger 1996b. Bezüglich verschiedener Medienuntersuchungen vgl. z.B. Jäger/Link (Hg.) 1993.

Nicht ganz so drastisch, aber in der Sache genauso ausgerichtet, meldet sich in Sachen Arbeitslosigkeit »Der Republikaner« zu Wort. Seine politischen Gegner sind vor allem die »Altparteien«, denen »der Blick für die harten Realitäten« verlorengegangen sei. »Politik heißt immer noch: Bestandssicherung des eigenen Volkes!« Da dürfen Ausländer wohl kaum mitgemeint sein.

Die militärische Symbolik, mit der diese Thematik abgehandelt wird, sticht ins Auge. Die Rede vom »politischen Sprengstoff«, von den »Gefahren« für die politische Kultur von »bedrohlichen« Entwicklungen, »bürgerkriegsähnlichen Szenarien« zieht sich durch fast alle Artikel. Dies weist darauf hin, daß dieses Thema auch emotional besetzt werden soll.

Ob diese Rhetorik von Erfolg gekrönt ist, bleibt abzuwarten. Bisherige Untersuchungen haben gezeigt, daß das Vorurteil, Ausländer nähmen Deutschen Arbeitsplätze weg, zumindest im Alltagsdiskurs wenig Bedeutung hat. (Vgl. z.B. Jäger 1992.) Dazu haben sicherlich auch die Kampagnen beigetragen, die in den letzten Jahren von gewerkschaftlicher Seite geführt wurden. Dennoch kann die Gefahr einer nationalen Aufladung der Arbeitsmarktpolitik nicht ausgeschlossen werden. So war zum Beispiel der Wahlkampf der DVU in Sachsen-Anhalt 1998 zu einem großen Teil auf die Aktivierung eines völkisch ausgerichteten Antikapitalismus ausgerichtet: Arbeitsplätze für Deutsche, Wohnungen für Deutsche – mit diesen Losungen konnten sie immerhin 12,9% der abgegebenen Stimmen auf sich vereinigen. Es wird wohl viel davon abhängen, ob sich die Tendenzen zu populistischen Sprüchen und Politikkonzepten innerhalb der Sozialdemokratie vermehren oder verfestigen. Wenn dies geschieht, haben wir hier durchaus mit diskursiven Verschiebungen zu rechnen, die das demokratische Klima in Deutschland entscheidend gefährden.¹⁶

Diskursive Strategien: Anspielungen und political correctness

Es sind vor allem zwei diskursive Strategien, mit denen rechtsextreme Parteien

16 In diesem Zusammenhang sind die Ergebnisse einer Untersuchung des Instituts Infracrest/dimap besonders alarmierend, die von April bis August 1998 erhoben wurde. Danach ist das rechtsextreme Wählerpotential unter Gewerkschaftsmitgliedern ausgeprägter als bei Nichtorganisierten. Auf die Frage »Können Sie sich vorstellen, bei der Bundestagswahl im September die Republikaner, die DVU oder die NPD zu wählen?« antworteten 11% der Gewerkschaftsmitglieder mit »Ja, sicher« oder »Ja, vielleicht« gegenüber 8% der Nicht-Organisierten. Besonders ausgeprägt scheint die Zustimmung bei arbeitslosen Gewerkschaftsmitgliedern zu sein: 20% können sich vorstellen, rechtsextrem zu wählen.

und Personen versuchen, das Terrain des Sagbaren in Deutschland auszudehnen.

Rechtsextreme Texte sind mit *Anspielungen* gespickt. Anspielungen sind eine Form verdeckten Sprechens. Deshalb eignen sie sich hervorragend dazu, Sachverhalte zur Sprache zu bringen, die eigentlich tabu sind. Das, was gesagt und gleichzeitig angespielt ist, kann, muß aber nicht verstanden werden. Diejenigen, die es darauf anlegen, die eigenen Handlungsspielräume dadurch zu erweitern, indem das Sagbarkeitsfeld ausgedehnt oder verschoben wird, nutzen deshalb Anspielungen in der politischen Rede besonders gern.¹⁷

Wie dies funktioniert kann an einem Beispiel verdeutlicht werden. Im Landesprogramm der Republikaner von Baden-Württemberg (1992) heißt es u. a.:

»Wir Republikaner wenden uns gegen eine Tabuisierung im Bereich der Forschung. Geistes- und naturwissenschaftlicher Fortschritt lassen sich nicht durch Denkbote aufhalten. Dies gilt für die Zeitgeschichte ebenso wie für die Genetik.«

Wichtig ist der Hinweis auf die »Zeitgeschichte«. Damit wird auf die »Auschwitzlüge« angespielt. Ohne es eindeutig zu formulieren, halten sich die Republikaner durch diese Ausdrucksweise Sympathien bei denjenigen offen, die Auschwitz leugnen. Daneben enthält diese kurze Textpassage aber noch eine weitere Anspielung: Der Hinweis auf die »Genetik« spielt auf den bioethischen Diskurs in der Bundesrepublik an, in dem die Genforschung und -technik noch umstritten ist. Mit dieser Anspielung geben die Republikaner zu erkennen, daß sie sich gegen eine Einschränkung von Forschungstätigkeiten durch ethische Richtlinien, Gesetze etc. wenden. So können sie signalisieren, daß sie eine moderne und fortschrittsfreundliche Partei sind. Gleichzeitig ist aber auch ein Anknüpfen an den Euthanasie-Diskurs des Faschismus möglich.

Seit einigen Jahren zieht sich aber durch die meisten rechtsextremen Publikationen eine weitere diskursive Strategie, die ihnen dabei helfen soll, politischen Boden zu gewinnen.

Die Diskussion um *politisch korrekte* Artikulation bzw. *political correctness* wird von rechtsextremer Seite weidlich genutzt und forciert, um das Feld des Sagbaren (wieder) auszudehnen. Der Verweis auf die unterdrückende Wirkung

17 Zu Anspielungen insgesamt vgl. Januschek 1986. Zu Anspielungen als Analyse-kategorie im Rahmen von Diskursanalyse vgl. M. Jäger 1996a. Franz Januschek hat sich darüber hinaus mit dem österreichischen Rechtsextremismus, vor allem mit der Funktion von Jörg Haider beschäftigt. Vgl. dazu Januschek 1994. Zur Diskursstrategie der Republikaner insgesamt vgl. Bredehöft / Januschek 1994.

von pc dient ihnen immer wieder dazu, sich selbst als Opfer und gleichzeitig als unbeugsamer Zeitgenosse zu inszenieren. O-Ton Franz Schönhuber:

»Am leichtesten läßt sich über Ausländerghettos, wie sie heute in vielen deutschen Städten existieren und vor allem von Türken, Arabern und Schwarzafrikanern bewohnt werden, von jenen ›Gutmenschen‹ reden, die weit davon entfernt leben.«

Political correctness ist ein Kampfbegriff, mit dem rechtsextreme Ideologen demokratische Positionen in Frage stellen, um ihre eigenen Positionen um so wirkungsvoller zur Geltung zu bringen. Der Effekt dieser Diskursstrategie steigert sich noch, wenn die vermeintlichen Vertreter von pc mit einer Machtfülle imaginiert werden, die ihresgleichen sucht. Unter dem Vorwand, das Nicht-Sagbare sagbar zu machen, werden undemokratische Positionen als legitime Äußerungen markiert.

Diese Strategie müßte hier nicht eigens erwähnt werden, wenn nicht auch im bürgerlichen und liberalen Spektrum immer häufiger die pc-Keule als Eintrittskarte von reaktionären, meist frauenfeindlichen und rassistischen Positionen ins demokratische Spektrum genutzt würde. (Vgl. Huhnke 1997 sowie Wimmer 1997.) Der Erfolg dieser Diskursarbeit kann zum Beispiel auch in der Rede von Martin Walser in der Frankfurter Paulskirche betrachtet werden. Die dort auftretenden »Meinungssoldaten«, die »mit vorgehaltener Moralpistole« andere »in den Meinungsdienst nötigen«, entspringen allesamt dem Diskurs der Gegner von PC. Und dies ist kein Einzelfall. Auch andere Intellektuelle, denen in Deutschland Gehör geschenkt wird, wie z.B. Hans Magnus Enzensberger und Botho Strauß, haben sich der Jagd auf pc verschrieben. (Vgl. dazu Huhnke 1997)

Resumee

Solche Austauschprozesse verdeutlichen einmal mehr, daß die gesellschaftliche Brisanz rechtsextremer Diskurse nicht in ihnen selbst liegt. Sie ergibt sich aus ihrem Zusammenwirken mit einem ›normalen‹ gesellschaftlichen diskursiven Umfeld, in das bereits in erheblichem Maße völkische Fragmente eingedrungen sind. Ein Blick auf die herrschende Ausländerpolitik und ihre Verbreitung in den Medien zeigt, daß hier wichtige Anschlußstellen vorliegen. Wenn ein Plan des Bundesinnenministeriums, diejenigen Ausländer auszuweisen, die bereits unter Verdacht stehen, eine kriminelle Handlung begangen zu haben, keine Proteste hervorruft, dann haben wir es mit einer Situation zu tun, in der Rechtsextreme für ihre Arbeit gute Bedingungen haben. Sie können an solche Diskurse anknüpfen und diese in eine undemokratische Richtung kanalisieren und damit radikalisieren. Doch wichtig ist, daß ohne diese Anschlußstellen rechtsextreme Inhalte kei-

ne Wirkung erzielen könnten. Und das bedeutet für diejenigen, die das Eindringen undemokratischer und ausgrenzender Inhalte verhindern wollen, daß das Zusammenspiel in den angesprochenen Übergangsfeldern gestört werden muß.

Literatur

- Bredenhöft, Sonja / Franz Januschek 1994: Doppelzüngler. Die Sprache der »Republikaner«, Duisburg
- Cleve, Gabriele / Ina Ruth / Ernst Schulte-Holtey / Frank Wichert (Hg.) 1997: Wissenschaft Macht Politik. Interventionen in aktuelle gesellschaftliche Diskurse, Münster
- Dietzsch, Martin 1988: Zwischen Konkurrenz und Kooperation. Organisationen und Presse der Rechten in der Bundesrepublik, in: Jäger, Siegfried (Hg.) 1988, 31–80
- Dietzsch, Martin / Margret Jäger / Siegfried Jäger / Ulrike Schulz (Hg.) 1997: Der Ruf des Muezzin. Ein Lehrstück über die Neigung deutscher BürgerInnen, eine Religion als Anlaß zu rassistischer Diskriminierung zu mißbrauchen statt religiöse Toleranz zu üben. Eine kommentierte Dokumentation des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung DISS (=DISS-Skript Nr. 10), Duisburg
- Disselinkötter, Andreas / Siegfried Jäger / Helmut Kellershohn / Susanne Slobodzian (Hg.) 1997: Evidenzen im Fluß, Demokratieverluste in Deutschland, Duisburg
- Ehlich, Konrad (Hg.) 1989: Sprache im Faschismus, Frankfurt/M. 1989
- Faber, Richard (Hg.) 1991: Konservatismus in Geschichte und Gegenwart, Würzburg
- Fröchling, Helmut 1996: Die ideologischen Grundlagen des Rechtsextremismus. Grundstruktur rechtsextremistischer Weltanschauung. Politischer Stil, Strategien und Methoden rechtsextremer Propaganda, in: Mecklenburg, Jens (Hg.) 1996, 84–123
- Gessenharter, Wolfgang / Helmut Fröchling 1996: Neue Rechte und Rechtsextremismus in Deutschland, in: Mecklenburg, Jens (Hg.) 1996, 550–571
- Huhnke, Brigitta 1997: PC: Das neue Mantra der Remaskulinisierung, in: Cleve / Ruth / Schulte-Holtey / Wichert (Hg.) 1997, 315–329
- Jäger, Margret 1996a: Fatale Effekte. Die Kritik des Patriarchats im Einwanderungskurs, Duisburg
- Jäger, Margret / Siegfried Jäger 1999: Gefährliche Erbschaften. Die schleichende Restauration rechten Denkens, Berlin
- Jäger, Siegfried (Hg.) 1988: Rechtsdruck. Die Presse der Neuen Rechten, Berlin/Bonn
- Jäger, Siegfried 1989: Rechtsextreme Propaganda heute, in: Ehlich, Konrad (Hg.) 1989, 289–322
- Jäger, Siegfried 1991: Alltäglicher Rassismus. 22 Interviews mit Bürgerinnen und Bürgern aus Deutschland, Duisburg
- Jäger, Siegfried 1992: Brandsätze. Rassismus im Alltag, Duisburg (4. Auflage 1996)
- Jäger, Siegfried / Jürgen Link (Hg.) 1993: Die vierte Gewalt. Rassismus und die Medien, Duisburg

-
- Jäger, Siegfried / Dirk Kretschmer / Gabriele Cleve / Birgit Griese / Margret Jäger / Helmut Kellershohn / Coerw Krüger / Frank Wichert 1998: Der Spuk ist nicht vorbei. Völkisch-nationalistische Ideologeme im öffentlichen Diskurs der Gegenwart, Duisburg
- Januschek, Franz 1986: Arbeit an Sprache. Konzept für die Empirie einer politischen Sprachwissenschaft, Opladen
- Januschek, Franz 1994: J. Haider und der rechtspopulistische Diskurs in Österreich, in: Tributsch (Hg.) 1994, 284–335
- Kellershohn, Helmut (Hg.) 1994: Das Plagiat. Der Völkische Nationalismus der Jungen Freiheit, Duisburg
- Kellershohn, Helmut 1997: Verschiebungen im neokonservativen Diskurs. Anmerkungen zu Wolfgang Schäubles »Und der Zukunft zugewandt«, in: Cleve / Ruth / Schulte-Holtey / Wichert (Hg.) 1997, 341–357
- Leggewie, Claus 1991: Rechts, ganz rechts – und die Ma-o-am-Partei. Die Lage(r) der Union, in: Faber (Hg.) 1991, 85–93
- Mecklenburg, Jens (Hg.) 1996: Handbuch Deutscher Rechtsextremismus, Berlin
- Schäuble, Wolfgang 1994: Und der Zukunft zugewandt, Berlin
- Tributsch, Gudmund (Hg.) 1994: Schlagwort Haider. Ein politisches Lexikon seiner Aussprüche von 1986 bis heute. Mit einem Essay von Franz Januschek, Wien
- Wimmer, Rainer 1997: »Political Correctness« – ein Fall für die Sprachkritik, in: Disselnkötter / Jäger / Kellershohn / Slobodzian (Hg.) 1997, 287–299

Soziale Konflikte

Ursula Kreft

Soziale Ordnung und soziale Krise in deutschen Printmedien

Dieser Aufsatz ist, in gewissem Sinne, ein historischer Beitrag. Denn das Material aus deutschen Printmedien, das zitiert wird, stammt zum größten Teil aus jener Zeit, als die »Ära Kohl« zu Ende ging, begleitet von Mediendebatten über die »Krise des Sozialstaates«, die »soziale Schieflage« und den drohenden »Absturz« Deutschlands im globalen Wettbewerb.¹

Seitdem hat sich das »elementare sozio-ökonomische Wissen«² dank der Medien wiederum erweitert. Wir wissen nun zum Beispiel, daß Gerhard Schröder siegte, weil er den Nadelstreifenanzug der Firma Brioni trug (»Das ist das Maximum der Eleganz und beruhigt die Geschäftswelt«, SPIEGEL 13/1999, 106) und daß Wirtschaftsminister Werner Müller folgende Position vertritt: »Eine Gesellschaft lebt dynamischer, wenn es Ungleichheiten gibt« (z.B. im SPIEGEL 37/1999, 98).³

Im folgenden will ich der Frage nachgehen, welche – durchaus unterschiedlichen – Leitbilder der sozialen Ordnung in den Printmedien entworfen werden, darunter jenes Bild einer »dynamisierten« Ordnung, das Werner Müller mit sei-

1 Der Aufsatz präsentiert vorläufige Teil-Ergebnisse aus einer diskursanalytischen Untersuchung zur Produktion des sozio-ökonomischen Wissens in ausgewählten Printmedien. Zum Korpus der Untersuchung gehören: DER SPIEGEL, BILD und BILD AM SONNTAG, die WESTDEUTSCHE ALLGEMEINE ZEITUNG (WAZ), die BUNTE sowie themenbezogene Stichproben aus STERN, FAZ, FOCUS und DIE ZEIT. Schwerpunkt sind die Jahre 1996 bis 1998, mit Stichproben aus 1995 und 1999.

2 Der Begriff »elementares sozio-ökonomisches Wissen« soll das hier untersuchte Ensemble interdiskursiver Elemente, Modelle und Verfahren von jenem Wissen unterscheiden, das in Spezialdiskursen, v.a. in den Sozialwissenschaften und der Ökonomie, gebildet und formiert wird. Das »elementare sozio-ökonomische Wissen« verstehe ich als Teil der von Link definierten »elementaren Soziokultur«. (Link 1983)

3 Der Titel dieses SPIEGEL 37/1999 fragt: »Was ist soziale Gerechtigkeit?«; die Titelgeschichte auf Seite 96 heißt »Die Gerechtigkeitsfalle«.

nem Statement aufruft. Zu Beginn werde ich einige jener Basis-Elemente und Verfahren darstellen, aus denen das elementare sozio-ökonomische Wissen besteht. Diese Darstellung muß sich jedoch auf einen kurzen Überblick beschränken. An Beispielen will ich dabei verdeutlichen, wie dieses Wissen in den Medien produziert wird. Danach betrachte ich die beiden zur Zeit dominanten Szenarien der ›großen Krisen‹ der sozialen Ordnung und die Normalisierungsstrategien, mit denen das ›Krisenhaft-Anormale‹ in den Mediendebatten immer wieder von neuem produziert und zugleich bearbeitet wird.

Soziale Ordnung und soziale Verortung

Wie die Printmedien Bilder der sozialen Ordnung produzieren, zeigt exemplarisch Abbildung 1, ein SPIEGEL-Titel aus dem Jahr 1997. Die soziale Ordnung wird hier symbolisch kodiert als ›Landschaft‹, genauer als ›gespaltene Landschaft‹.⁴

Die Pictura dieser symbolischen Darstellung zeigt eine scharf in zwei Teile getrennte Felsen-Landschaft, im Original in den Farben Schwarz-Rot-Gelb. Das rechte Felsplateau liegt erhöht, die Landschaft zerfällt also in oben und unten, der Text sagt: in Reiche und Arme. Diagonal durch das Bild läuft eine trennende Kluft, geologisch gesprochen: ein Grabenbruch nach Verwerfungen der Erdkruste, ein höchst dramatisches Ereignis. In dieser extrem zerstörten Landschaft stehen Gestalten, starr und steif wie Plastik-Puppen, oben z.B. mit Dalmatiner und Golfschläger, unten mit Schutzhelm und Hosenträgern.

Der SPIEGEL-Titel formuliert einen recht deutlichen Alarm: Diese soziale ›Landschaft‹ ist denormalisiert und gefährlich, weil ein ›tiefer Graben‹ Arme und Reiche trennt. Zwischen ihnen fehlt eine Verbindung, im SPIEGEL »die Mittelschicht« genannt, deren »Angst vor dem Absturz« die Titelgeschichte dann ausführlich beschreibt: Die Mittelschicht »erodiert allmählich, einige steigen auf, aber viele rutschen ab« (SPIEGEL 40/1997, 86 und 87).

Das SPIEGEL-Titelbild kann als negative Zukunftsvision gelesen werden und als ikonische Darstellung symbolisch kodierter Statistiken: die Reichtums-Kurve

4 Neben der ›Landschaft‹ mit Kluft, Abgrund, Berg und Tal und anderen Naturphänomenen wie Wüste, Eiswüste etc. ist die kollektivsymbolische Kodierung der sozialen Ordnung als ›Körper‹ beliebt, vor allem als kranker, fetter oder erstarrter Körper. Weiterhin tauchen häufig ›Vehikel‹ wie Autos, Flugzeuge, Fahrstühle und Schiffe auf, z.B. in rauher See, auf Grund gelaufen etc. Zur kollektivsymbolischen Kodierung z.B. Link 1986 und Jäger 1999.

(»Börsenboom«) steigt extrem, ebenso extrem steigt die Armutskurve (»Massenarbeitslosigkeit«), was der SPIEGEL als »Abrutschen nach unten« kodiert. Im »Loch« zwischen den symbolischen Kurven verschwindet die Mittelschicht, zu der im SPIEGEL »leistungswillige Angestellte, geschäftstüchtige Selbständige,



Abb. 1: »Die Reichen reicher, die Armen ärmer ... und warum in Deutschland Arbeit immer weniger einbringt«; DER SPIEGEL 40/1997, Titel

aber auch gutbezahlte Facharbeiter« gehören (SPIEGEL 40/1997, 86). Das positive Leitbild des SPIEGEL-Titels wäre demnach eine dreigliedrige »Landschaft« aus Arm-Mitte-Reich, wobei die Mitte als soziale »Brücke« funktioniert, die den Personen ermöglicht, sich ungehindert zwischen oben und unten zu bewegen.

Hier liegt offenbar keine Abbildung einer sozialen »Realität« vor, sondern eher eine »Erzählung«; die Redeweise ist in den wesentlichen Merkmalen »narrativ«, obwohl auch statistische Daten verwendet werden. Die Produktion solcher Erzählungen einer sozialen Ordnung gehört zu den wichtigsten Funktionen der Massenmedien.

Die Medien produzieren ein »Sozialgefüge« als übersichtliches, gegliedertes, sinnhaftes Gebilde, in dem die Individuen bestimmte Plätze einnehmen können. Sie entwerfen Bilder eines geschlossenen sozialen Ganzen, »soziale Landschaften« mit symbolischen »Orten«, und sie zeigen den Individuen, wie diese sozialen Orte aussehen und welche Verhaltensweisen dort als normal und als anormal, als

sicher und als gefährvoll gelten.

Abb. 2: »Aktienkurse ... Das neue deutsche ›Wirtschaftswunder‹ ... Arbeitslose«;
DER SPIEGEL 12/1997, Titel



Dabei entsteht ein elementares sozio-ökonomisches Wissen, das in den Medien in erster Linie mit folgenden Elementen und Verfahren hergestellt wird:

1. mit Narrationen, also in kurzen und längeren Geschichten, in dramenartigen Episoden, in Biographien und Exempla;⁵
2. mit bildhaften Elementen, darunter vor allem die Kollektivsymbolik;
3. mit statistischen Daten, die als symbolisch kodierte Kurven erscheinen und häufig in Erzählungen integriert sind, so daß sie, jenseits aller Wissenschaftlichkeit, zu narrativen Elementen werden können.

Abbildung 2 zeigt ein weiteres Beispiel für eine soziale Landschaft, gebildet aus symbolisch kodierten Kurven. Die obere Kurve kodiert der SPIEGEL als »Fieberkurve« der Börsengewinne (SPIEGEL 12/1997, 99), die untere als »wütende Masse«; das Steigen beider Kurven als Todesgefahr: das Land könnte »zu einer öden Wüste« werden (103).

Mit solchen Kurvenlandschaften produzieren die Medien zum einen ›das gro-

5 Zum Begriff »Exemplum« vgl. Link 1986

ße Ganze«, eine bildhafte symbolische soziale Ordnung, die integrierend wirkt.



Abb. 3: Schlagzeilen aus BILD, WAZ und SPIEGEL

Sie erzählen, wie diese sinnhafte Ordnung aussieht, ob ihr Zustand als normal oder als gefährlich anzusehen ist und welche Gefahren drohen. Zum anderen liefern die Medien eine Fülle von Geschichten über sogenannte »Einzelfälle«, über symbolische Personen und ihren Ort in der sozialen Ordnung.

Die Funktion solcher Einzelfall-Geschichten bezeichne ich als »soziale Verortung«. Mit Hilfe solcher Geschichten werden Individuen verortet, und sie verorten sich selbst im sozialen Ganzen: als eingebundene soziale Subjekte, die sich eher unten oder eher oben oder irgendwo in der Mitte aufhalten. In den Narrationen werden Formen des Körpers, der Psyche, des Verhaltens, der Lebensführung vorgeführt und bestimmten Orten in der sozialen ›Landschaft‹ zugeschrieben. Die symbolischen Personen der Geschichten bieten sich als positive oder negative ›Verhaltensvorlage‹ an: Was geschieht zum Beispiel, wenn ein Arbeiter zum Lottomillionär aufsteigt und daraufhin seine Familie verläßt, um mit Millionären im Sexclub Champagner zu trinken? Die Antwort steht z.B. in BILD vom 4.7.1996: »Das viele Geld hat ihm nur Leid gebracht / Lotto-Millionär erschöß sich«.

Ein zentrales narratives Motiv dieser Einzelfall-Geschichten ist die ›Bewegung‹ oder die ›Fahrt‹. Die Akteure solcher Narrationen erleben allmähliche und

rasante Aufstiege, dramatische Abstürze und gefährliche Fahrten in ›Grenzbereiche‹ des sozialen Lebens, quer durch eine ›Landschaft‹, die meist als sehr durchlässiges soziales Kontinuum mit gleitenden Übergängen erscheint. Die Medien produzieren dabei die Regeln, nach denen sich soziale Subjekte bewegen können – wie zum Beispiel ein ›Aufstieg zum Gipfel‹ optimal gelingt, wann ein tiefer Fall ›nach ganz unten‹ unvermeidbar eintritt. Abbildung 3 zeigt in einer Collage die Überschriften einiger Geschichten, die solche ›Bewegungen‹ durch das soziale Kontinuum inszenieren.

Während sich symbolische Personen in den Narrationen auf und ab bewegen, ist jedoch zugleich die soziale Landschaft selbst in ständiger Bewegung. In den Medien verschiebt sich beständig die innere Gliederung der sozialen Ordnung. Auf die Widersprüche und Polyvalenzen, die mit dieser mehrfachen Bewegung verbunden sind, werde ich noch eingehen. Zunächst möchte ein Grund-Modell der sozialen Landschaft der Medien vorschlagen, das in zwei Graphiken verdeutlicht wird.

Oben-Mitte-Unten: Das dreigliedrige Modell der sozialen Ordnung

Abbildung 4 soll die grundlegende innere Gliederung dieser symbolisch verstärkten Ordnung zeigen: Die soziale Ordnung ist im Prinzip dreigliedrig und besteht aus einem als ›Mitte‹ kodierten Bereich und zwei Übergangs- oder Rand-Zonen, die als ›obere‹ und ›untere‹ kodiert sind. Die Randzonen gehen nur ganz allmählich in extreme Grenzbereiche über, die man als Pole bezeichnen kann. Ganz oben, am oberen Pol, werden ›märchenhafter‹ Reichtum und höchste Macht verortet, am unteren Pol extremer materieller Mangel, aber auch extreme Ohnmacht.

Die Übergänge zwischen Mitte und Rand-Zonen erscheinen in den Medien fließend, in ständiger Bewegung. Das gesamte Gebilde scheint für die Subjekte im Prinzip durchlässig; jederzeit ist Bewegung zwischen den drei Zonen möglich. Die Schattierung der Abbildung 4 soll das verdeutlichen. Auch handelt es sich bei den Rand-Zonen keineswegs um ›anormale‹ Bereiche, die einer Ausgrenzung unterliegen. Sie gehören vielmehr wie die Mitte zur Normalität der sozialen Ordnung.

Da materieller Besitz oder Einkommen für die Medien keineswegs die einzigen Kriterien der Verortung sind, bezeichne ich die Rand-Zonen pauschal als ›die Oberen‹ und ›die Unteren‹. Die Unteren sind nicht unbedingt identisch mit den klar definierten »Armen« der soziologischen Armutsforschung. In den Medien können vielmehr symbolische Personen in der ›Mitte‹ verortet und zugleich als

›materiell verarmt‹ angesprochen werden.

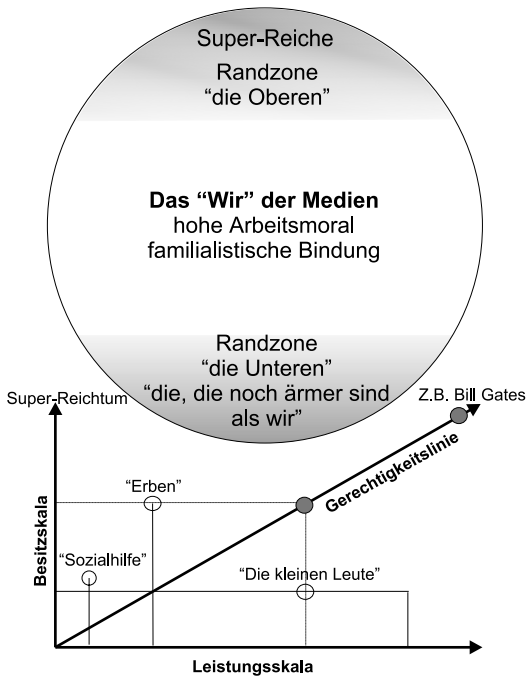


Abb. 4: Grund-Modell der sozialen Ordnung der Massenmedien

Auch die in den Medien produzierte ›Mitte‹ ist nicht mit soziologischen Kategorien wie »Mittelschichten« oder »Mittelstand« identisch. Personen mit sehr hohem Einkommen können in den Narrationen zur ›Mitte‹ gehören. Auch die Übergänge nach oben und unten folgen nicht unbedingt der Einkommensstatistik. Der »Millionär« zum Beispiel ist in den Medien eine ambivalente symbolische Person, kein statistisches Datum. Und der Sozialhilfe-Bezieher wird nicht zwangsläufig zum unteren Rand gerechnet.

Die soziale Ordnung der Medien enthält jedoch durchaus statistische Aspekte, da in vielen Geschichten Leistung und Besitz vermessen und auf imaginären Skalen angeordnet werden. Ich versuche, diese Aspekte durch eine Leistungsskala und eine Besitzskala zu erfassen. Diese Skalen sind in Abbildung 4 separat angedeutet, aber tatsächlich sind sie Bestandteil der sozialen Ordnung.

Auf der Besitzskala können Individuen entlang einer Achse angeordnet werden, deren Telos der märchenhafte Super-Reichtum bildet, verkörpert in symbolischen Personen, darunter »Ölscheichs« und »Königshäuser«, aber auch »Dro-

genbarone« und »Clans« wie die legendäre Familie Marcos.

Damit korrespondiert die Leistungsachse, auf der die Personen entsprechend ihrer Kampfkraft in Konkurrenzen, ihrer physischen und psychischen Vitalität angeordnet sind. Das Telos ist hier zumeist eine Art Sieger-Mentalität, verkörpert zum Beispiel in global aktiven Unternehmern wie Bill Gates und Georg Soros, aber auch in Nobelpreisträgern und Spitzensportlern und – als speziell weibliches Telos – in Supermodels, die eine Spitzenleistung im Bereich Körperformung erbringen. Diese Leistungsachse bündelt daher unterschiedliche, aber in den Narrationen »äquivalente« Ranking-Listen – vor allem zur körperlichen, geistigen und unternehmerischen Fitness. Entlang dieser Achse wird in unterschiedlichen Bereichen ein immerwährendes Benchmarking betrieben.

Grundsätzlich ist in den Medien bei allen sozialen Subjekten eine »Deckung« beider Achsen erwünscht: Hochleistung soll zu hohem Besitz, Minderleistung zu einem Absinken auf der Besitzachse führen. In Abbildung 4 zeigt die »Gerechtigkeitslinie« die als ideal angesehene Deckung und Beispiele für abweichende symbolische Personen.

Die »Erben« großer Vermögen, die ohne sichtbare Leistung im Luxus leben, können in den Medien ebenso verdächtig sein wie der Sozialhilfe-Empfänger, eine symbolische Person, die angeblich den Lebensstil der Mitte praktiziert, sich aber der Leistungskonkurrenz weitgehend entzieht.

Abbildung 4 zeigt als weiteres Beispiel einen besonders krassen Fall von Abweichung: »die kleinen Leute«, beliebte symbolische Personen der BILD-ZEITUNG. Sie agieren in Geschichten, die das Motiv »harte Arbeit / karger Lohn« inszenieren. Ihre Vergleichsfigur ist oft der Sozialhilfe-Empfänger, der in BILD keinerlei Leistung erbringt, aber auf der Besitzskala in Höhe der kleinen Leute oder sogar darüber liegt (vgl. Abb. 4). Um die Gerechtigkeitslinie der BILD-ZEITUNG zu erfüllen, müssten entweder die kleinen Leute »höher« liegen (beim dunklen Punkt in Abb. 4) oder die Sozialhilfe müsste sehr viel niedriger sein.

Die beiden Skalen können also eine zunächst statistisch wirkende Berechnung durchaus mit einer moralisch-ethischen Wertung verbinden. Allerdings gibt es in den Printmedien unterschiedliche Verortungen derselben symbolischen Personen auf den Skalen und damit auch verschiedene Gerechtigkeitslinien.

In den Narrationen der Medien über Sozio-Ökonomisches liegt der Standpunkt des Betrachters oder Erzählers in der Regel in der symbolischen »Mitte«: Sie bildet dann das »Wir«, das auf »die Anderen« blickt. Die Mitte konstituiert sich als die Gemeinschaft der normalsten Normalen. Subjekte der Mitte werden in den Geschichten charakterisiert durch traditionelle Arbeitsethik und hohe Arbeitsmoral sowie starke familialistische Bindung; Verhalten und Lebensstil konnotieren

häufig das Symbol der Waage: ›ausgewogen‹ und ›abwägend‹. Für die soziale Ordnung scheint die Mitte unverzichtbar – ihr mögliches Verschwinden löst in den Medien Alarm aus.

Wer zur Mitte gehört, ist jedoch in den Medien immer wieder unklar. In Debatten nach dem Genre der Talkshow wird gewissermaßen verhandelt, ob bestimmte symbolische Personen ›ganz bestimmt‹ oder ›noch so eben‹ oder ›nicht mehr‹ zur Mitte gehören. Umstritten ist z.B. die Verortung des »Arbeitslosen« und des »Unternehmers«, aber auch die des »Beamten«, der in den Medien keineswegs eindeutig zur Mitte gehört.

Die meisten Narrationen der Medien beschäftigen sich jedoch mit den Rand-Zonen und mit den hier verorteten Verhaltensweisen, Psychen und Körpern. Die Rand-Zonen sind eine Quelle ständiger Irritationen: Wo sie beginnen, scheint unklar. Ihre Größe scheint veränderlich. Ein Anwachsen der unteren Zone gilt als hochgefährlich, eine starke Ausdehnung der oberen Zone ist jedoch ebenso unerwünscht. Eine zentrale Frage der Medien ist daher das Verhältnis zwischen Mitte und Rand-Zonen: Ist dieses Verhältnis ›ausgewogen‹ und ›normal‹? Oder befindet sich die soziale Ordnung ›in Schiefelage‹, ist also bereits denormalisiert?

Die Rand-Zonen der sozialen Ordnung

Die Rand-Zonen erscheinen in den Medien als polyvalente Bereiche. Einerseits sind beide potentiell gefährlich, für das Wir in der Mitte, aber auch für Subjekte, die in einer der Rand-Zonen verortet werden oder sich dorthin ›bewegen‹. Andererseits werden beide Rand-Zonen auf jeweils besondere Weise als attraktiv und anziehend beschrieben.

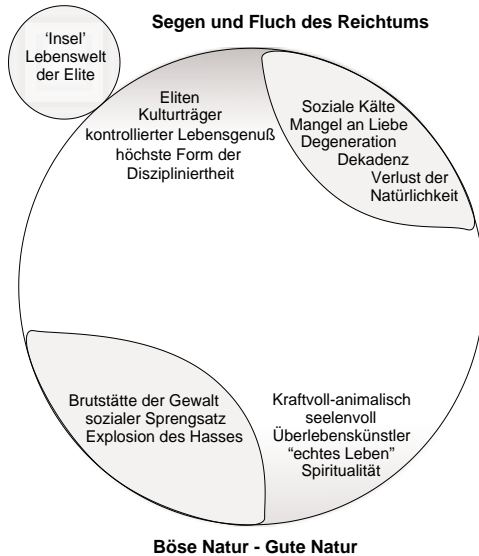
Abbildung 5 zeigt die Kodierung der Rand-Zonen und nennt einige rekurrente Merkmale, die ihnen in den Narrationen der Medien zugeschrieben werden. Die Kodierung der oberen Rand-Zone will ich versuchsweise mit dem Oberbegriff ›Segen und Fluch des Reichtums‹ bezeichnen. Reichtum ist hier jedoch nicht nur materiell zu verstehen; es geht nicht nur um Einkommen, sondern auch um Kategorien wie Bildung, Kultur, Spiritualität, Lebensgenuß. In Abbildung 5 wurden Merkmale dieser polyvalenten Zone zur besseren Übersicht getrennt; es gibt jedoch Narrationen, in denen widersprüchliche Merkmale gemeinsam aktualisiert werden.

Vom Segen des Reichtums erzählen zum Beispiel Geschichten über die sogenannten »Eliten« und »Kulturträger«, über innovative Unternehmer, Sponsoren und Trendsetter im Konsum. Diese Akteure beherrschen das geistig-kulturelle Wissen und sind kreativ und innovativ. Die Geschichten erzählen von Personen,

die das ›normale‹ Maß an Leistungsfähigkeit übersteigen und sich zuweilen einer

Die Rand-Zonen als polyvalente Bereiche

Abb. 5: Die Rand-Zonen als polyvalente Bereiche



Genialität nähern. Sie praktizieren einen kontrollierten Lebensgenuß auf hohem Niveau und verbinden höchstmögliche Freiheit mit der höchsten Form von Disziplinertheit.

Hier verorten die Medien zum einen Angehörige der traditionellen Sozial-Eliten. Diese Geschichten erzählen bevorzugt von symbolischen Personen mit starker familialistischer Bindung, die seit Generationen dem Gemeinwohl dienen, indem sie ererbte Güter hüten und Traditionen pflegen. Zum anderen werden Mitglieder der meritokratischen technologischen Funktionseleiten hier verortet; ihre Position gilt als Gratifikation für Höchstleistung. Die Geschichten ihres Aufstiegs erzählen von einer sozialen Ordnung, die offen und durchlässig ist und ›keine Schranken‹ kennt. In den Geschichten der Medien existieren hier zwei Leitbilder sozialer Ordnung nebeneinander: das Bild einer stratifizierten Gesellschaft, die underclass / middelclass / upperclass streng scheidet, steht neben dem Bild eines gleitenden Kontinuums der Chancengleichheit, das jeden nach seinen Verdiensten mit Aufstieg belohnt.

Zeitschriften wie DIE BUNTE präsentieren diese Eliten in einer insel-artigen

Lebenswelt, die in anderen Medien nicht in dieser Form existiert. Es gibt in den Medien also durchaus Varianten der sozialen Ordnung – die grauen Regionen der Abbildung 5 müßten zum Beispiel für die BILD-ZEITUNG sehr viel größer sein als für den SPIEGEL oder die WAZ.

Die ›Insel‹ der BUNTEN bewohnen Adelige, Prominente aus Sport und Showbusiness, Unternehmer und deren Gattinnen und Kinder. Sie beweisen in der BUNTEN jede Woche ihren Status als Elite in ritualisierten Leistungskonkurrenzen, in denen zum Beispiel die kreativste Tischdekoration, die lustigste Party oder der am stilvollsten gekleidete Jung-Unternehmer prämiert werden.

In der oberen Zone existieren jedoch zahlreiche potentielle Gefahren – in Abbildung 5 grau schattiert. Als ›Fluch‹ dieser Zone erscheinen: soziale Kälte, Gier, Mangel an Liebe, Verlust der Natürlichkeit, Degeneration und Dekadenz. Äußerer Reichtum kann innere (seelische) Armut verbergen, aber auch verursachen. Hochgefährdet scheinen in den Medien-Geschichten sogenannte »Neureiche«: Sie können oft die hier geforderten Disziplinen nicht erfüllen und werden, Citizen Kane vergleichbar, Opfer des Aufstiegs. Als gefährlich erscheinen manche Personen aus der Funktionselite: Sie sind häufig extrem bindungslos, geldgierig und asozial, denn sie machen sich vom Gemeinwesen unabhängig durch private Schulen, privates Wachpersonal und strenge Abschottung in den Villen-Vierteln der Städte. In manchen Geschichten errichten sie eine technokratische Gegenkultur und zeigen eine symbolische Nähe zur ebenfalls hier verorteten Mafia.

Im Extremfall erleiden symbolische Personen in der oberen Zone einen völligen Verlust der Seele. Sie werden kriminell oder verfallen diversen Formen der Sucht – in erster Linie dem Kokain, der Arbeitssucht und dem Zocken an der Börse. Viele Börsianer im SPIEGEL zum Beispiel sind therapiebedürftige und zugleich extrem gefährliche Spielsüchtige, die ganze Betriebe und sogar Staaten in den tödlichen Ruin treiben können.

Die Polyvalenz der unteren Rand-Zone will ich versuchsweise als ›gute Natur‹ und ›böse Natur‹ bezeichnen. Abbildung 5 nennt hierzu einige rekurrente Merkmale, die in Medien-Geschichten auftauchen. Die ›gute Natur‹ realisieren zum Beispiel Narrationen, in denen gerade ein Mangel an ökonomischem oder kulturellem Kapital dazu führt, daß sich Herzenswärme, Körperkraft oder Charakter-Stärke voll entfalten. Unter äußerer Armut verbirgt sich innerer Reichtum, den die Geschichten der Medien enthüllen. Die Akteure solcher Geschichten sind kraftvoll-animalisch und zugleich seelenvoll. Sie werden als »Überlebenskünstler« anonciert, die wissen, was im »echten Leben« wirklich zählt.

Einige dieser Personen scheinen ›hungrig‹ nach Ruhm und Erfolg, aber auch nach Spiritualität. Die Karrieren siegreicher Boxer beginnen hier; und hier veror-

ten die deutschen Medien Figuren wie Mutter Theresa: ihr Leben in den Slums von Kalkutta erscheint als Reise zu einem Ort, der höchste religiöse Potenz vermittelt.

In den Medien-Geschichten wird die untere Zone häufig zum Ziel symbolischer Fahrten und Ausflüge: Mittelschicht-Frauen besuchen dankbare Obdachlose; ein berühmter Boxer kehrt zum Training ins Ghetto zurück, um seine im Luxus verlorene animalische Kraft wiederzugewinnen; und Lady Diana fuhr regelmäßig von ›oben‹ nach ›unten‹. Auf ihren Reisen fand sie, wie BILD sagte, jene Wärme und Zuneigung, die sie im Königshaus so sehr entbehrte.

Ausflüge in die untere Zone können jedoch gefährlich sein, da eine Berührung mit der ›bösen Natur‹ nicht auszuschließen ist. Das Kraftvoll-Animalische kann bösartig sein. Die Medien kodieren die untere Zone zugleich als »Brutstätte« von Gewalt und Verbrechen – die Zone ist besonders bedrohlich, da sie innerhalb und nicht außerhalb der sozialen Landschaft liegt.

Die Medien adressieren häufig die soziale Ordnung zugleich als Landschaft und als Körper. Die obere Rand-Zone scheint gefährlich, weil sich von hier eine eisige Kälte über den Körper ausbreiten könnte. Vom unteren Rand wird dagegen eine Überhitzung dieses Körpers befürchtet: soziale ›Sprengsätze‹ und ›Explosionen des Hasses‹ werden in den Medien stets ›unten‹ verortet.

Einige Akteure solcher Geschichten aus der unteren Zone scheinen ohne Disziplin und Selbstkontrolle zu leben, animalisch und atavistisch. Sie werden als extrem faul und apathisch beschrieben und zugleich stehen sie gewissermaßen ›kurz vor der Explosion‹ und sind gekennzeichnet durch Frustration und Neid. Ihre Verbrechen werden gern als Paradox erzählt. Einerseits geschehen die Verbrechen eruptiv, andererseits sind sie völlig erwartbar und determiniert: Der tödliche Keim des Wahnsinns und der Sucht scheint in der unteren Zone stets latent vorhanden. Prominente des Showbusiness, die in den Narrationen der Medien erstaunlich häufig aus dieser Zone aufsteigen, sind hochgradig rückfall-gefährdet. Sie tragen gewissermaßen das Ghetto in sich.

Die Medien wählen bevorzugt sogenannte ›Fakten‹ aus, mit denen sich Geschichten erzählen lassen, die von diesen Polyvalenzen, von den Irritationen der symbolischen Mitte und von prekären Fahrten quer durch die soziale Landschaft berichten.

Ausführlich schildert zum Beispiel die BUNTE, welche fatalen Folgen die rasante Aufstiegs-Fahrt des Schauspielers Leonardo DiCaprio hat. Der Held aus dem Film »Titanic« verkräftet den Ruhm nicht, er »ruiniert sich selbst« durch Wodka, Kaufsucht und Nachtclubs:

»Der Sohn eines Hippies, das Kellerkind aus dem Rotlicht-Milieu von Los Angeles, der raketenhafte Aufsteiger scheint mit seinen Exzessen etwas kompensieren zu wollen: seine Herkunft und seine Minderwertigkeitskomplexe. (...) Auch seine Eltern geben ihm keine Bodenhaftung. (...) Immer wieder sickern Gerüchte durch, DiCaprios Mutter durchzechte die Nächte mit und stachle ihn zum Kauf immer größerer Häuser an.« (BUNTE, 44/1998, 47, 48)

Die Geschichte endet mit der Prognose, DiCaprio werde wie River Phoenix und James Dean »am Fluch des schnellen Geldes und Ruhms« zerbrechen. Zunächst ist dies die Geschichte eines Aufsteigers, der den Gefahren des oberen Randes erliegt. Tatsächlich handelt es sich aber um eine Familiengeschichte, die in einer dreigliedrigen sozialen Ordnung inszeniert wird. Eine Familie – zwar aus dem Rotlicht-Milieu, aber doch eine normale Familie mit Vater, Mutter, Sohn – wird plötzlich von ganz unten aus dem »Keller« nach ganz oben geschleudert. Die Familie umgeht bei dieser rasanten Fahrt die Mitte. Daher fehlt die »Bodenhaftung«, die Schutz bieten und das Leben normalisieren könnte. Mutter und Sohn sind psychisch labil, genauer: milieugeschädigt, und sie können daher weder eine »echte Familie« sein, noch jene Disziplinen praktizieren, die ganz oben gefordert werden.

Solche Geschichten über Aufsteiger und Absteiger – seien sie nun Schauspieler, Lotto-Millionäre, Unternehmer oder Sportler – sind häufig Versicherungen der Mitte, therapeutische Geschichten, die zum Selbstmanagement auffordern. Wer die Werte und Verhaltensweisen der symbolischen Mitte kennt und an sie gebunden bleibt, dem kann, so scheint es, nichts Böses widerfahren. Einer mag aufsteigen oder abstürzen, reich oder arm sein, Hauptsache er bleibt »normal«, und das heißt: mit der symbolischen Mitte verbunden.

Krisenszenario 1: Die Bedrohung der Mitte

Ich möchte nun zwei der »großen Krisen« und Gefährdungen darstellen, die in den Narrationen der deutschen Medien nicht nur einzelne Personen, sondern die gesamte soziale Ordnung bedrohen. Die Fülle der Medienberichte und -geschichten läßt sich für den Kern-Zeitraum meiner Untersuchung in zwei Krisenszenarien ordnen:

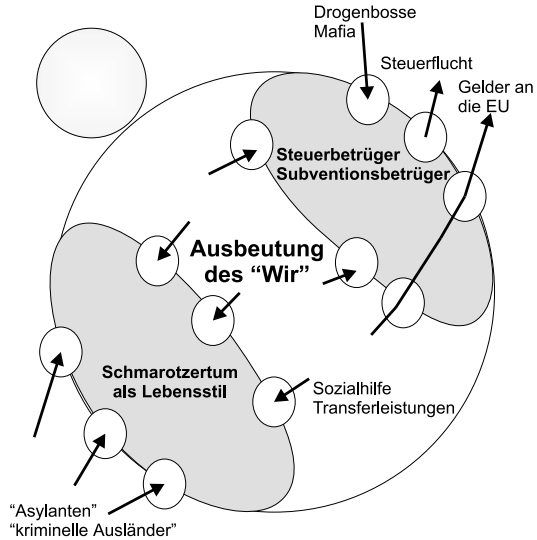
1. das Szenario der bedrohten und beraubten Mitte;
2. das Szenario der überversorgten und gelähmten Gesellschaft.

Abbildung 6 skizziert einige Elemente des 1. Krisenszenarios, bei dem der sogenannte »Sozialstaat« im Mittelpunkt steht. Es ist das Szenario einer wachsenden Ausbeutung – die aus Abbildung 5 bekannten grauen Gefahren-Zonen sind hier erheblich vergrößert.

Der Sozialstaat wird im 1. Krisenszenario im Prinzip positiv beurteilt und eng an eine stabile symbolische ›Mitte‹ gekoppelt, die als Träger und Zahlmeister

Krisenszenario 1 "Sozialmißbrauch" und extrem hohe Dynamik

Abb. 6: Krisenszenario 1



dieses Sozialstaates auftritt. Die Krise zeigen die Medien als extrem hohe Dynamik in sozio-ökonomischen Teilbereichen. Einerseits scheinen Arbeitslosenzahlen und Sozialkosten ›ausgefertigt‹ und ›gewuchert‹, andererseits boomen in den Medien die Börsengewinne und die Reichen werden reicher. Die Kurven bilden eine gefährliche ›Kluft‹ wie in den SPIEGEL-Titeln aus Abbildung 1 und 2 – dazwischen sitzt die Mitte.

Im ersten Krisenszenario geht infolge dieser Kurvendynamik allmählich die Stabilität der ›Mitte‹ und damit die Stabilität der sozialen Ordnung verloren. Die ›Mitte‹ ist einer ungeheuren Dynamik schutzlos ausgeliefert, denn die soziale Ordnung scheint zu ›offen‹. Es gibt kaum fixierte Grenzen zu den Rand-Zonen, vielmehr existieren überall sogenannte »Schlupflöcher«, durch die Gefährliches eindringt und Güter verschwinden.

Abbildung 6 skizziert einige dieser ungeschützten Kanäle oder Korridore, die zum Teil im Inneren liegen, aber auch an den Außengrenzen der sozialen Ordnung. Nach außen verschwinden zum Beispiel riesige Geldmengen zur Europäi-

schen Union oder in Steueroasen, während oben die »Mafia«, unten die sogenannten »Asylantenfluten« eindringen – die polyvalenten, potentiell gefährlichen Bereiche scheinen dadurch zu wachsen. Im Innern werden wertvolle Güter (Geld, Arbeitsplätze, Wohnungen etc.) aus der »Mitte« abgezogen und in die Rand-Zonen transportiert: als Sozialhilfe, als Steuer-Geschenke etc.

Die wichtigste Ursache der Krise wird im sogenannten »Mißbrauch des Sozialstaates« entdeckt. Die Medien bevorzugen Geschichten über Personen, die in der oberen und der unteren Zone beim Mißbrauch ertrappt und enttarnt werden. Unter »Sozialmißbrauch« verstehen die Medien aber nicht nur Normverstöße gegen Gesetze, wie zum Beispiel Steuer-Betrug, Schwarzarbeit, Subventions-Betrug.

Unter dem Verdacht des Mißbrauchs steht vielmehr auch jeder Erwerbslose, der Arbeitslosengeld bezieht. In den Medien-Geschichten wird die Krise vor allem durch sogenannte »Drückebergerei«, durch »das Schmarotzertum als Lebensstil« verursacht. Im Laufe der 90er Jahre richtet sich der Mißbrauchsverdacht immer stärker gegen Arbeitslose, Rentner und Kranke. Der völlig legale Gebrauch von Sozialleistungen wird nun in den Medien als »Mißbrauch«, genauer: als extreme Maßlosigkeit, beschrieben. (Vgl. Kreft/Uske 1998.)

Die Medien erzählen, wie wachsende Massen den Sozialstaat und damit die symbolische Mitte mit raffinierten Tricks ausnutzen und ausbeuten. Auf legalen und halblegalen Wegen verschaffen sich die Mißbraucher Subventionen, Sozialhilfe, Förderung. Der STERN (39/1997, 22) berichtet, Reiche könnten »ganz legal ihre Abgaben auf Null bringen« und noch Kindergeld kassieren. BILD erzählt immer wieder, das Sozialamt finanziere den Hilfe-Empfängern Häuser, Autos, Führerscheine, Weihnachtsgeschenke, Babywäsche, Anti-Baby-Pille und Kondome (z.B. in BILD, 6.8.1997).

Immer größere Mengen wertvoller Güter – Arbeitsplätze, Steuern, Sozialabgaben – scheinen zu verschwinden. Die Medien kodieren die Dynamik der statistischen Kurven als Ausplünderung und Raub, denen der Sozialstaat und die Mitte schutzlos ausgeliefert sind. Abbildung 7 zeigt dazu ein Beispiel aus dem Focus.

In den Narrationen, die höchste Gefahr signalisieren, vermehren sich die »Sozialschmarotzer« kontinuierlich – »asoziales« Verhalten scheint zur häufigen, also »normalen« Praxis zu werden. »Vorteilssuche des einzelnen zu Lasten der Gemeinschaft ist geradezu ein Volkssport geworden. Wie weit sind wir gekommen, wenn derjenige als clever gilt, der das soziale Netz am besten für sich auszunutzen weiß, der Steuern am geschicktesten hinterzieht oder der Subventionen am intelligentesten abzockt?« klagt Roman Herzog (1997, 354).

In Narrationen, die den Extrem-Fall artikulieren, wird das Wir in der Mitte von allen Seiten bedroht. Abbildung 8 zeigt einen solchen Extrem-Fall des ersten

Abb. 7: »Der Staat als Beute«;
FOCUS 22/1996, 20



Krisenszenarios in jener Variante, die in der BILD-ZEITUNG produziert wird. BILD entwirft für die ›große Krise‹ eine soziale Ordnung, die als binäre Opposition ›Wir versus Sie‹ aufgebaut ist. Die symbolischen Personen des ›Sie‹ sind sämtlich in ungeheuerlicher Weise privilegiert, das ›Wir‹ wird von allen Seiten systematisch ausgebeutet.⁶

Der Sozialstaat blutet aus, das Wir verarmt. Die Mitte schrumpft oder versinkt in jener unteren Region, die als Brutstätte von Gewalt kodiert ist. Die soziale Landschaft wird in zwei sozial extreme und potentiell aggressive Blöcke gespalten. Der STERN zum Beispiel zeigt als Artikel-Aufmacher eine römische Galeere auf hoher See: Auf dem Oberdeck feiern Personen in Frack und Abendkleid eine recht freizügige Orgie, während im Unterdeck die Masse der Galeerensklaven an den Rudern die Rücken krümmt. Als Aufseher fungieren Kanzler Kohl mit einer Peitsche und Minister Waigel, der auf einer Trommel den Ruder-Takt schlägt. Der Artikel hieß »Die einen müssen schaffen, die anderen dürfen raffén«

⁶ In der BILD wird zwar eine binäre soziale Ordnung ›Wir versus Sie‹ tendenziell bevorzugt, doch existiert daneben auch ein mehrgliedriges bewegliches soziales Kontinuum mit ›gerechten‹ Leistungskonkurrenzen. Gerade in der BILD wird deutlich, daß im Interdiskurs mehrere Leitbilder sozialer Ordnung nebeneinander existieren.

und war ein Beitrag zur Steuer-Debatte (STERN 39/1997, 22–38).

Krisenszenario 1: Variante BILD

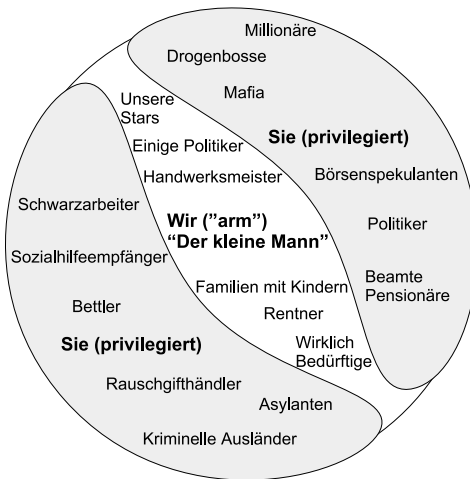


Abb. 8: Krisenszenario 1, Variante der BILD

Die Rettung aus dieser Krise schildern einige der Medien als Rückkehr zur Stabilität: Die Dynamik soll gestoppt, die dreigliedrige soziale Ordnung stabilisiert werden. Der Staat soll Fürsorge und Schutz bieten: er soll »Schlupflöcher« stopfen, »Privilegien« abbauen, »Drückeberger« zur Arbeit zwingen. Das wichtigste Ziel ist jedoch der Schutz der Mitte: Sie soll wieder »normal« werden, und das heißt: stabil, in sich ruhend, gesichert vor Bedrohung und Ausbeutung.

Die Medien entwerfen für dieses Krisenszenario im wesentlichen zwei Lösungswege. Eine Lösung ist der freiwillige, als Konsens ausgehandelte Verzicht auf einen Teil des Besitzes und der Sozialleistungen, und zwar in allen Zonen der sozialen Landschaft. Alle werden ärmer, aber die dreigliedrige, »normale« soziale Ordnung bleibt erhalten.

Daneben wird vor allem in der BILD, aber auch in Magazinen wie STERN, Focus und SPIEGEL eine harte Abgrenzung der symbolischen Mitte als vernünftigste Lösung vorgeschlagen. Die Forderung lautet etwa: Wir müssen klare Grenzen ziehen, vor allem die Rand-Zonen scharf kontrollieren und das Schmarotzertum hart bestrafen. Gefordert werden Politiker, die das Konzept »zero tolerance« durchsetzen.

Dieses erste Krisenszenario fordert den Staat als sorgende Schutzmacht und zeigt eine gewisse Tendenz zur sozialen Apartheid, etwa nach dem Motto: Gäbe

es die Dynamik der Kurven nicht, die alles durcheinanderwirbelt, dann hätte jeder seinen sicheren, festen Ort in der sozialen Landschaft. Normalisierung bedeutet hier Re-Stabilisierung: Jeder soll da stehen, wo er hingehört.

Krisenszenario 2: Die übertersorgte und gelähmte Gesellschaft

Parallel dazu entwerfen die Medien jedoch ein zweites Krisenszenario, das von anderen Gefahren erzählt. Beide Krisenszenarien sind zeitgleich vorhanden und können sich sogar vermischen.

Im 2. Krisenszenario erscheint fehlende Beweglichkeit als tödliche Bedrohung. Die steigenden Kurven der Sozialkosten werden als Symptome einer Krankheit kodiert. Diese Krankheit wird diagnostiziert als extrem geringe Dynamik: die Wirtschaft, der Arbeitsmarkt und alle Individuen sind erstarrt, unbeweglich. Die Medien verwenden für dieses Szenario mit Vorliebe ein medizinisch-psychiatrisches Vokabular.

Die soziale Ordnung wird als kranker Körper kodiert, der unter psychischen und somatischen Störungen leidet. Dieser Körper ist – ich zitiere aus verschiedenen Printmedien – »schlaff«, »überaltert«, »gelähmt«, »verfettet«, »unbeweglich«. Er zeigt »geistige Lähmung«, »Mangel an Energie« und »Mangel an Ideen«, er hat »keinen Mut zum Risiko«. Abbildung 9 zeigt einen SPIEGEL-Titel als durchaus typisches Beispiel zu diesem Szenario: Übersättigte, faule Schlaraffen verschlafen den gefährlichen Brand im Schlaraffenland.

In einem SPIEGEL-Essay warnt Klaus von Dohnanyi:

Wir sind »eine nur noch sehr langsam lernende Gesellschaft geworden. Und das heißt auch: eine innovationsträge Gesellschaft. Auf diese Weise aber kann man in der weltwirtschaftlichen Evolution nicht überleben.« (SPIEGEL 47/1997, 135)

Dohnanyi adressiert die Gesellschaft als Körper, der einem als »natürlich« kodierten Prozeß, einer »Evolution«, ausgesetzt ist, bei der es um Leben oder Tod geht.

Ein wichtiges Motiv dieses Krisenszenarios sind Leistungskonkurrenzen: globale Konkurrenzen und solche innerhalb der sozialen Ordnung. Der Gesellschafts-Körper kämpft nicht gegen Angreifer, sondern erlebt innere und äußere Wettkämpfe, bei dem alle kranken Körper unterliegen müssen. Diese Auslese wird als unvermeidbar dargestellt, sogar als segensreich. Die zentrale Frage dieses Krisenszenarios lautet: Sind die soziale Ordnung und alle sozialen Subjekte fit genug für diese Wettkämpfe?

In diesem Krisenszenario gilt die symbolische »Mitte« selbst als das Haupt-Problem. Die BILD-ZEITUNG (9.10.1997) sieht das Wir in einem »Teufelskreis«:

»Wir selbst haben die Vollversorgung gefordert«, aber: »Wir verdrängen, daß



Abb. 9: »Schlaraffenland abgebrannt Die Pleite des Sozialstaates«
DER SPIEGEL 20/1996, Titel

irgendwann die Rechnung kommt«. Gegen die Mitte richtet sich die Kritik vieler Politikerreden zu »Vollversorgungsmentalität« und »Anspruchsdenken«, die in den Medien reproduziert wird. Die Mittelschichten dürften sich »auf schamlose Weise mästen«, schreibt DIE WOCHE (19.4.1996), und Wirtschaftsminister Müller sagt: »Wir haben uns jahrzehntelang an eine fatale Vollkasko-Mentalität gewöhnt.« (WAZ, 16.11.98)

Eine körperliche und psychische Degeneration hat offenbar das symbolische ›Herz‹ der sozialen Ordnung erfaßt: Die Krankheit geht von der Mitte aus. In diesem Szenario wird deutlich sichtbar, daß nicht nur die Rand-Zonen, sondern auch die Mitte von Polyvalenz geprägt ist: Die Mitte ist kodiert als ruhender, verlässlicher Block, aber zugleich kann sie starr und unflexibel sein. Ihre ›Normalität‹ ist positive Versicherung und negative Mittelmäßigkeit.

Die Medien schildern die Mitte jedoch meist nicht als Täter, sondern als Opfer eines Sozialstaats, der Psyche und Körper krank gemacht hat. Sehr konsensfähig und medial weit verbreitet ist folgende Beschreibung: Der Sozialstaat schädigt die Gesellschaft, bevormundet die Bevölkerung und entmündigt die Individuen. Staatliche Fürsorge ist Verführung und erzeugt Sucht: »Wer dauerhaft

Subventionen bezieht, der gewöhnt sich an dieses Gift wie an eine Droge«, diagnostiziert Otto Graf Lambsdorff (BILD, 9.9.1997).

Sozialhilfe-Empfänger sind in diesem Krisenszenario häufig keine faulen Drückeberger, sondern Gefangene. Im SPIEGEL (41/1998, 41) erklärt Bodo Hombach, diese Menschen seien in einer »Armutsfalle« gefangen, »die die Sozialhilfe für alle diejenigen aufstellt, die sich einmal darauf einlassen, staatliche Transfers den schlechter bezahlten Stellen vorzuziehen«.

Der Mangel an Dynamik wird in diesem Krisenszenario auf zwei Ebenen festgestellt. Zum einen ist die soziale Ordnung zu wenig durchlässig, die Bewegungen des Aufstiegs und des Abstiegs werden behindert. Zum anderen sind die sozialen Subjekte degeneriert, durch ein üppiges Wohlleben verweichlicht und geschwächt.

Die Rettung aus dieser Krise wird in den Medien als Befreiung, als Erneuerung und Kräftigung inszeniert. Im SPIEGEL fordert Bodo Hombach, die Regierung müsse »Freiraum« schaffen für ein Gebilde, das Hombach den »aktivierenden Staat« nennt. Dieser aktivierende Staat soll

»die Menschen befähigen, Risiken zu übernehmen und flexibel auf Veränderungen zu reagieren. (...) Wie müssen Instrumente in die Hand nehmen, die Selbsthilfe, Eigeninitiative und Unternehmertum fördern.« (SPIEGEL 41/1998, 40)

Gegenüber dem »schlanken Staat«, den einst Helmut Kohl forderte, hat der »aktivierende Staat« des Bodo Hombach einen Vorteil: Der Begriff macht deutlich, daß es nicht nur um eine »Verschlankung« geht, etwa um den Abbau von Bürokratie oder Sozialleistungen, sondern auch um eine Art Fitness-Training. Die als Körper ansprochene Gesellschaft soll nicht dünner werden, sondern muskulöser, härter, kampfbereiter für den Sieg im globalen Wettbewerb.

Wolfgang Fach hat dieses veränderte Bild des Staates in seiner Studie zum schlanken Staat sehr treffend als Wechsel der Herrschaftstechnik gekennzeichnet. Er sieht einen Wechsel von der »Grammatik der Sorge«, die sich im modernen Wohlfahrtsstaat entfalte, zu einer »Grammatik der Härte«, deren oberste Regel letztlich »the survival of the fittest« sei. (Fach 1997, 224, 225)

Die Grammatik der Härte bedeutet jedoch keinen diktatorischen Staat. Erwünscht ist nicht der gehorsame, gleichgeschaltete Untertan, sondern ein dynamisches, flexibles Subjekt, das Fitness und Härte freiwillig trainiert, das Selbstmanagement und Selbstdisziplinierung betreibt, nicht aus Angst vor Strafe, sondern als ökonomisch kluge Entscheidung für den Sieg in der Konkurrenz.

Die Renaissance des alltäglichen Darwinismus ist in den Medien bereits in vollem Gange. In einer Fülle von Geschichten erzählen die Medien von erfolgrei-

chen Verwandlungen. Im STERN zum Beispiel trainieren Arbeitslose Marathonlauf und werden dadurch zu erfolgreichen Unternehmern, denn: »Laufen ist Willenstraining« (STERN 17/1997, 46). Sozialhilfe-Empfänger gehen im SPIEGEL in »Trainingsmaßnahmen«, wo man ihre Psyche therapiert und ihren Körper trainiert: Ihr »geknicktes Ego« wird aufgerichtet, ihr »schleppender Gang« korrigiert, und sie müssen eine Diät machen – danach schaffen sie reibungslos den »sozialen Aufstieg« (SPIEGEL 22/1997, 58 und 61).

Auch der ›Körper‹ der sozialen Ordnung wird Praktiken der Therapie und des Trainings unterzogen. Es reicht nicht, einfach die Sozialeleistungen zu kürzen. Das Ziel ist die Verwandlung aller Menschen in Unternehmer, eine massenhafte Metamorphose, die radikal ist, weil sie den menschlichen Körper und die Psyche in dieses Unternehmen einbringt.

Die symbolische Mitte wird verwandelt: Keine stabile Ruhe-Zone soll sie sein, sondern eine Trainings-Zone des »Aufbruchs«. Aus der Mitte heraus vollzieht sich die Geburt der sogenannten »neuen Mitte«. Die Medien präsentieren diese Leistungsträger als junge Selbständige, Mini-Unternehmer, die den großen Sprung in die Freiheit wagen.

Propagiert wird die sogenannte »Kultur der Selbständigkeit« – und damit die Auflösung dessen, was früher als »Normal-Arbeitsverhältnis« galt. Schon gibt es Prognosen, die behaupten, 630-Mark-Jobs, Schein-Selbständigkeit, Leiharbeit und befristete Verträge würden bereits im Jahre 2010 statistisch überwiegen – und damit völlig normal sein. (Plewe et.al. 1998, 42ff) Der Versuch, Schein-Selbständigkeit und ungeschützte Arbeitsverhältnisse per Gesetz zu regulieren, scheitert bereits an kollektivsymbolischen Kodierungen: Schutzbestimmungen sind ›Fesseln‹, Deregulierung ist ›Freiheit‹ und ›dynamischer Aufbruch‹. Die öffentliche Kritik an dem Gesetz gegen Schein-Selbständigkeit war so massiv und publikumswirksam, weil sie als ökonomische Vernunft erscheint. »Der Schlag gegen die ›Scheinselbständigkeit‹ konnte unter diesem Blickwinkel als »Sprengsatz in die Neue Mitte, jene Klientel der Flexiblen, der Mutigen, der Risikobereiten« (DIE WOCHE, 7.5.1999, 1) gedeutet werden.

Die untere Rand-Zone wird in diesem Szenario deutlich als dynamisierte Region zukünftiger Aufsteiger akzentuiert. Die Medien zeigen die unternehmerischen Energien dieser Zone in Geschichten, die dem Schema ›Vom Tellerwäscher zum Millionär‹ folgen. Zwar reicht der rasante Aufstieg meist nur von der Sozialhilfe zum Job in der Garage, aber seit Bill Gates weiß man, daß die Garage nicht das Ende der Karriere sein muß. Sehr gute Aufstiegschancen haben »Bulettenbrater«: Denn mittlerweile seien solche Jobs, erklärt Bodo Hombach, »für viele der Einstieg oder Wiedereinstieg in eine weiterführende Berufskarriere«

(SPIEGEL 41/1998, 41). Niedriglöhne und prekäre Arbeitsverhältnisse erscheinen in Medien-Geschichten dieses Typs als ideale Trainingsfelder: Sie lehren das Leben mit dem Risiko.

Da laut Bodo Hombach »jeder Job besser ist als gar keiner«, ergibt sich aus diesem Rettungskonzept die Pflicht, Sozialhilfe und Arbeitslosengeld so weit wie möglich abzuschaffen. Hombach formuliert das etwas moderater:

»Der Sozialstaat, bisher als Netz verstanden, muß künftig als Trampolin wirken – als eine Absprungmöglichkeit in den regulären Arbeitsmarkt.« (SPIEGEL 41/1998, 41)

»Für die Pioniere des Informationszeitalters«, sagt Roman Herzog (1998, 883–886), »ist es fast schon normal, in einer Garage anzufangen.« Herzog verkündete dies auf dem »Gründerkongreß 98« unter dem Motto »Unternehmer sein macht Spaß«, und seine Rede feiert den Unternehmer, der wieder »Leitbild für unsere Gesellschaft« sein müsse, auch in »den Schulbüchern und den Curricula der Hochschulen«. »Pioniere« und »Vorreiter« läßt Herzog ausschwärmen für den Kampf »in einem harten Wettbewerb«.

Dieses Unternehmer-Leitbild bevorzugt die Metaphorik des Krieges, der militärischen Eroberung und des jagenden Raubtiers. Die Unternehmensberaterin Gertrud Höhler (1991, 294ff) empfiehlt zum Beispiel den Managern, von Löwen- und Wolfsrudel zu lernen und im Dschungel von Borneo den »Kampfgeist« zu schulen. Höhler fordert:

»Nicht mehr der bläßliche Büromensch (...) soll die Leitfigur dieser dynamischen Jahre sein, sondern der durchtrainierte Kletterer und Dschungelkämpfer«.

Möglich ist, daß sich das dominante mediale Bild der »normalen« sozialen Ordnung wandelt – weg vom dreigliedrigen Modell aus Mitte und Rand-Zonen, hin zu einem Leitbild, in dem allerorten wagemutige Pioniere aufbrechen, ferne Länder zu erobern und Beute zu machen. In den vergangenen Jahren waren beide Krisenszenarien und unterschiedliche Bilder der sozialen Ordnung in den Medien präsent.

Literatur:

- Fach, Wolfgang 1997: Die Sehnen der Macht. Zur Physiognomik des »schlanken Staates«, in: Blätter für deutsche und internationale Politik 2/1997, 222–232
- Herzog, Roman 1997: Aufbruch ins 21. Jahrhundert. Rede des Bundespräsidenten in Berlin im Hotel Adlon am 26.4.1997, in: Bulletin 33, 1997, 353–358

-
- Herzog, Roman 1998: Vor uns die neue Gründerzeit. Rede des Bundespräsidenten auf dem »Gründerkongreß '98 – Unternehmer sein macht Spaß« in München am 27. Oktober 1998, in: Bulletin 72, 1998, 883–886
- Höhler, Gertrud 1991: Spielregeln für Sieger, Düsseldorf
- Jäger, Siegfried 1999: Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. 2., erweiterte Auflage, Duisburg
- Kreft, Ursula 1997: Nachrichten vom Brand im Schlaraffenland – Wie der Sozialstaat in den Medien zum Problemfall wird, in: Widersprüche Heft 64, 1997, 7–25
- Kreft, Ursula / Uske, Hans 1998: Skandal und Normalität. Massenarbeitslosigkeit in den 90er Jahren, in: Hans Uske / Hermann Völlings / Jochen Zimmer, / Christof Stracke (Hg.): Soziologie als Krisenwissenschaft. Festschrift zum 65. Geburtstag von Dankwart Danckwerts, Münster, 96–126
- Kreft, Ursula / Hans Uske 1998a: Schlanke Produktion – schlanker Staat – schlanke Menschen, in: Annelie Buntentbach / Helmut Kellershohn / Dirk Kretschmer (Hg.): Rückwärts in die Zukunft. Zur Ideologie des Neokonservatismus, Duisburg, 120–149
- Link, Jürgen 1983: Elementare Literatur und generative Diskursanalyse, München
- Link, Jürgen 1986: Elementare narrative Schemata in der Boulevard-Presse, in: R. Klöpfer / U. Möller (Hg.): Narrativität in den Medien, Münster, 209–230
- Link, Jürgen 1996: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen
- Plehwe, Dieter / Hans Uske / Hermann Völlings / Arnd Dalbeck 1998: Die Logistikbranche im Umbruch. Arbeit und Mitbestimmung in einem sich wandelnden Dienstleistungsbereich. Eine Expertise zu den aktuellen Entwicklungslinien und Trends, Duisburg

Rolf Parr

»Gürtel enger schnallen«

Ein Kollektivsymbol der neuen deutschen Normalität

Gedankenexperiment / Diskursmaterial

Ich möchte mit einem kleinen Gedankenexperiment beginnen, das Sie in eine Situation versetzen soll, in der sich in Deutschland normalerweise nur eine einzige Person und allenfalls noch deren Ghostwriter befinden: die des Bundeskanzlers nämlich, der seine Neujahrsansprache zu halten hat. Stellen Sie sich also bitte vor, Sie seien derjenige und diejenige, die mit halb gefalteten Händen und leicht schräg gelegtem, auf dem Hals nach hinten gedrücktem Kopf bei gelegentlichem Augenaufschlag von unten nach oben und verbunden mit sanftem Kopfschütteln vor laufender Kamera zu reden habe. Anders aber als der Bundeskanzler hätten Sie nicht 15 Minuten, sondern nur 15 Sekunden Zeit, um ihre Botschaft herüberzubringen, um all das zu verbalisieren, was zur Zeit die Gemüter bewegt. Ich nenne aus den letzten Jahren nur die Schlagworte: Lean Management, Lean-Production (vgl. Heuer/Lamparter 1997, 25), Reengineering, Shareholder Value, Downsizing, Auslagerung, schlanker Sozialstaat¹, zweiter Arbeitsmarkt, Solidaritätszuschlag, Rentenkürzung, Entsolidarisierung des Generationenvertrages (vgl. Leicht 1997, 1), Festsetzung der Sozialhilfesätze nach dem Lohnabstandsgebot (vgl. Graupner 1997, 4), »Verzicht auf Wohlstandszuwächse«², »cost sharing with students« (Weltbank).

In dieser Situation könnten Sie nicht mehr terminologisch über die vielen sogenannten Sachfragen selbst sprechen, womöglich noch mit langen Erklärungen zu Lohnnebenkosten im europäischen oder jetzt immer häufiger auch globa-

1 Vgl. Experten sehen nur für schlanken Sozialstaat eine sichere Zukunft. 500 Gäste beim 12. Wirtschaftsforum der WAZ. In: WAZ, 22.1.1997, 1.

2 »Kohl bezeichnete es als zumutbar, daß Arbeitsplatz-Besitzer für einige Jahre kürzertreten oder ganz auf einen Reallohnanstieg verzichten. Es gehe für die meisten gar nicht um echte Einschnitte, sondern um den Verzicht auf Wohlstandszuwächse« (Seim 1997, 1).

len Vergleich, über Steuerreform oder neue Modelle von Solidargemeinschaften jenseits bisheriger Standards. Die einzige denkbare Lösung der Frage »Wie sagen wir's dem Volke?«³ läge vielmehr darin, *eine* integrierende Formulierung zu finden, die sich gleichzeitig auf *alle* gerade relevanten politischen Spezialgebiete

Abb. 1



Berlin (taz) — Wie schon im Jahr 1986 müssen auch seit Dezember 87 wieder zwischen 135.000 und 150.000 Arbeitnehmer den Gürtel enger schnallen. Als besonderes Präsent haben sie im Weihnachtswort von ihren Arbeitgebern die Kündigung erhalten. Das meldet vorab tips. Bei der offiziellen Verkündung der Arbeitsmarktsituation am 8. Januar wird das Präsidenten der Bundesanstalt für Arbeit, Frenke, sicherlich gesetze Worte finden, um damit die etwa gleichbleibende Zahl von Arbeitslosen im Vergleich zum Dezember 1986 (rund 2,218 Millionen, 8,9 Prozent) zu einem konjunkturpolitischen Silberstreif am Horizont uncsreden.

beziehen ließe, und die – als bloße Formulierung ebenso wie als ›stehendes‹ Bild und ›laufende‹ Bildsequenz – prägnant genug wäre, um in den Köpfen der Zuschauer bzw. Zuhörerinnen dann auch wirklich ›hängen zu bleiben‹. Im Idealfall müßte diese Formulierung/dieses Bild schließlich zudem sogar jeden Einzelnen ganz unmittelbar, am besten sogar körperlich spürbar betreffen, d.h. sie müßte auf die eigene Körperlichkeit applizierbar sein. Unter diesen Vorgaben könnte unsere 15-Sekunden-Neujahrsansprache etwa lauten:

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger in Deutschland, wir stehen weltweit vor bisher nicht gekannten Veränderungen unserer Lebens- und Arbeitswelt. Wenn wir dabei nicht den Anschluß verlieren wollen, so gilt es jetzt, die Weichen fürs 21. Jahrhundert zu stellen, gilt es heute in unser aller Zukunft und die unserer Familien zu investieren, auch wenn jeder Einzelne von uns den Gürtel gelegentlich einmal

3 »Wie sagen wir's dem Volke?«. Karikatur von Louis Murschetz nach A. Paul Weber. In: Die Zeit 52, 20.12.1996, 1.

etwas enger schnallen muß. Denn nicht mehr alles kann – wie bisher – im Netz des Sozialstaates aufgefangen werden.

Bei der Neujahrsansprache '96/'97 war dieser Satz (noch) nicht zu hören; 15 Minuten geben einfach viel zu viel Spielraum, um drumherum zu reden. Genau



Abb. 2

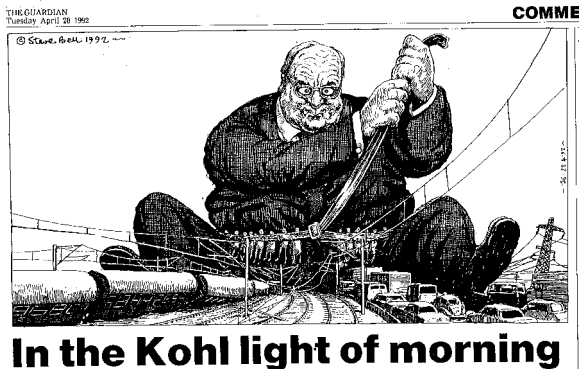
dieser Spielraum steht einem anderen Bereich der öffentlichen und damit per se immer auch politischen Rede aber in der Regel nicht zur Verfügung: der Tages- und Wochenpresse und auch dem Nachrichtenjournalismus im Fernsehen. Für beide gehört das Bild vom »enger zu schnallenden Gürtel« seit geraumer Zeit und verstärkt seit etwa 1990 vielmehr zum Standardrepertoire. Hier eine Auswahl an Diskursmaterial aus den letzten zwölf Jahren, das ich benötige, um meine Thesen zu entwickeln:

21.8.1987: »Irak und der Golfkrieg. Ein Regime schnallt den Gürtel enger« (Helfer 1987, 2). – 5.1.1988: »Wir müssen alle den Gürtel enger schnallen./ Wie schon im Jahr 1986 müssen auch seit Dezember 1987 wieder zwischen 135.000 und 150.000 Arbeitnehmer den Gürtel enger schnallen. Als besonderes Präsent haben sie im Weihnachtsmonat von ihren Arbeitgebern die Kündigung erhalten« (Abb. 1; die tageszeitung, 5.1.1988, 5). – 25.10.1991: »Die Westdeutschen müssen den Gürtel enger schnallen und Prioritäten setzen: Es geht nicht alles auf einmal« (ZEIT-Gespräch mit dem Treuhand-Verwaltungsrat André Leysen; Weck 1991). – 2.4.1992: »Wir müssen alle den Gürtel enger schnallen!// Weniger Geld für Manager und Politiker«.4 – 10.4.1992: »Anstatt den Gürtel enger zu schnallen, haben

4 »Wir müssen alle den Gürtel enger schnallen!« Karikatur von Frank Cerny. In: WAZ, 2.4.1992, 2.

wir ihn jedes Jahr ein Loch weiter gemacht« (Otto Graf Lambsdorff, FDP-Vorsitzender, zur wachsenden Staatsverschuldung).⁵ – *Mai 1992*: »Wir alle müssen den Gürtel enger schnallen« (Abb. 2).⁶ – *28.4.1992*: »In the Kohl light of morning« (Abb. 3⁷). [Hier steht »belt tightening« aus britischer Sicht dafür, daß die Deutschen nach der ersten Phase euphorischer Begeisterung nun auch mit der harten

Abb. 3



ökonomischen Realität der Wiedervereinigung konfrontiert werden, wobei der ›Gürtel‹ in Kombination mit der durchaus massiven Physiognomie des Vereinigungskanzlers genau an die Stelle getreten ist, die sonst die Symbolik der ›Dämme‹ – in der ersten Euphoriephase natürlich ›eingerissenen‹ Dämme – einnimmt. Die unaufhaltsam fahrenden ›Züge‹ und ›Autos‹ der Wiedervereinigung sind nicht widerstandslos in die versprochenen ›blühenden Landschaften‹ hinübergeglitten, sondern stecken in einer ›Staukrise‹⁸ fest.] – *19.8.1992*: »Vorstand kürzt sein Gehalt/ Die Vorstandsmitglieder der Lufthansa verzichten in diesem Jahr auf zehn vH ihres Jahreseinkommens. Damit solle ein deutliches Signal gesetzt werden, daß alle Mitarbeiter den Gürtel enger schnallen müssen.«⁹ – *17.12.1992*: »Rau fordert neue Solidar-Abgabe. Fahrtmann: Gürtel enger schnallen« (Horn 1992, 1). – *8.1.1993*: »Autoseller: Talfahrt mit Zwischenhoch. [...] Autoverkäufer sollten vorsichtshalber den Gürtel schon mal etwas enger schnallen.«¹⁰ – *3.3.1993*:

5 Worte der Woche. In: Die Zeit 16, 10.4.1992, 2.

6 »Wir alle müssen den Gürtel enger schnallen«. Karikatur von Schwalmek. In: Erziehung & Wissenschaft, Mai 1992, 8.

7 Karikatur von Steven Bell. In: The Guardian, 28.4.1992.

8 Zum quasi terminologisch gebrauchten Symbol der »Staukrise« im Zusammenhang mit dem Konzept »Normalismus« vgl. Link 1996, u.a. 206, 226, 251, 300.

9 WAZ, 19.8.1992, 1.

10 Autoseller. Talfahrt mit Zwischenhoch. In: Die Zeit 2, 8.1.1993, 20.

»Schleußer: [...] NRW muß seinen Sparkurs verschärfen und über das Jahr 2000 hinaus den Gürtel enger schnallen« (Horn 1993, 1). – 20.4.1993: »Wir müssen den Gürtel enger schnallen. Die fetten Jahre sind vorbei. Wir können nicht länger über unsere Verhältnisse leben. Jeder muß Opfer bringen« (bon. 1993, 2). – 16.6.1993: »Keine Füllhörner, die ausgeschüttet werden können. Statt dessen: Weniger ver-



Abb. 4

dienen, länger arbeiten, den Gürtel enger schnallen – das sind die Botschaften von heute« (Lehmann, 1993, 2). – Juni 1993: »Den Gürtel enger schnallen./ Viele Familien kommen daran nicht mehr vorbei: Jetzt müssen sie den Gürtel enger schnallen« (Abb. 4; Szymaniak 1993). – 1.10.1993: »Parteien müssen Gürtel enger schnallen« (Reichenbachs 1993). – 12.11.1993: »Bistum schnallt Gürtel enger« (Westdeutsche Allgemeine Zeitung [im Folgenden WAZ] 12.11.1993). – 19.12.1995: »Engere Gürtel. Das Studentenwerk streicht eine Beilage beim Mensa-Essen« (Marinos 1995, 2). – 5.3.1996: »Gürtel enger./ Die Deutschen treten kürzer, haben Konsumforscher festgestellt« (Zapp 1996, 2). – 8.7.1996: »Herzog warnt vor sozialer Schieflage/ [...] die Gefahr einer sozialen Schieflage bestehe, ›wenn unentwegt von irgendeiner Seite irgendein Abbau von Leistungen gefordert wird‹. Man müsse statt dessen ›an allen Gürteln gleichzeitig ziehen‹.«¹¹ – Last but not least realisiert im Februar 1997 dann auch Bundeskanzler Kohl die Symbolik. Unter dem Titel »Des Kanzlers neuer Gürtel« kommentiert Rudolf Augstein im »Spiegel«: »Kanzler Kohl findet für sich selbst meist das passende Wort. Im französischen Fernsehen sagte er, die Deutschen müßten den Gürtel enger schnallen« (Augstein 1997, 24).

11 WAZ, 8.7.1996. Vgl. dazu auch Bar. (1996): »Manche Sprachspiele sind wie Malbücher: sie reizen zum Ausfüllen mit allerlei Buntem. Das häufig benutzte Bild vom enger schnallenden Gürtel gehört dazu.«

Bevor ich diese Reihe, die sich mühelos noch geraume Zeit fortsetzen ließe, abbreche, noch zwei visuelle Belege aus der Werbung: »Bevor Sie abspecken ...« (Abb. 5; WAZ, 13.9.1996) und »Wie flexibel ist Ihre Krankenversicherung?« (Abb. 6; *schrägstrich*, 5–6, 1995, 35).¹² In beiden Annoncen wird ein bisher aus-

Abb. 5



Abb. 6



gesparter Aspekt des Symbols thematisiert, der mit der Logik der Bildlichkeit latent immer gegeben ist, für die politischen Zusammenhänge aber meist keine Rolle spielt, nämlich daß der ›Gürtel‹ ein Regulationsinstrument ist, das auch gelockert werden kann. Zwischen ›enger schnallen‹ und ›lockern‹ ergibt sich dann eine Zone des ›Normalen‹, begrenzt durch – um im Symbol zu bleiben – weitestes und engstes Loch des Gürtels. Jenseits davon beginnt zu beiden Seiten eine Zone der A-Normalität (›zu dick‹; ›zu dünn‹); innerhalb der Normalzone aber kann durchaus flexibel normalisiert werden (vgl. zum Konzept »flexibler Normalismus« ausführlich Link 1996). Wenn beim ›Gürtel enger schnallen‹ davon in der Regel auch nur in eine Richtung Gebrauch gemacht wird – allen Beispielen ist gemeinsam, daß mit dem Kollektivsymbol ›Gürtel‹ ein geringeres als das bis dahin gültige Niveau von irgendetwas als neuer ›Normal‹-Standard etabliert werden soll – so ist das Denkmodell der mittels einer Skala vermessen

12 Vgl. auch: »40 Jahre haben Sie alles versucht: Bananendiät, Traubendiät, Nulldiät. Und plötzlich klapp't: mit der Rente. – Wer auch im Rentenalter den Gürtel nicht enger schnallen will, sollte uns mal anrufen [...]« (Werbeanzeige der Dresdner Bank für private Altersvorsorge. In: FAZ, 17.9.1997, 5).

Normalzone (der Gürtel ist – wie Abb. 7 [»Abspecken«]¹³ zeigt – stets auch ein Maßband) doch auch hier konstitutiv. Annäherungen an die Grenzen der Normalzone machen das deutlich. So hatte die WAZ im April 1996 in der Rubrik »Meinungsforum« gefragt, ob den Bürgern noch weitere Spar-Opfer zugemutet wer-



Abb. 7

Abspecken!

waz-Zeichnung: Waldemar Mandzel

den könnten, oder ob die »Schmerzgrenze« nicht längst erreicht sei (WAZ, 16.4.). Fazit der Zuschriften: der »letzte Gürtel« sei bereits »versetzt«; Fazit auf der Titelseite: »Den Gürtel enger schnallen« geht nicht mehr«. Auf einige der Zuschriften komme ich noch einmal zurück.

Kollektivsymbole (zur systematischen Entwicklung des Begriffs vgl. Drews/Gerhard/Link 1989; Becker/Gerhard/Link 1997) wie das vom »Gürtel enger schnallen« sind also in der Lage, höchst komplizierte Diskussionszusammenhänge auf einfache, von jedermann verstehbare Formeln zu bringen, indem unter den Signifikanten ihrer Bildelemente ganz verschiedene Signifikate integrierend »hindurchgleiten«, was sie für den Journalismus – mit Blick auf Karikaturen und Fotos gerade auch den »Bild«-Journalismus – so interessant macht und Leser bzw. Zuschauer regelhaft auf sie zurückgreifen läßt. Dazu zwei Belege: Am 10.12.1996, also in der Vorweihnachtszeit, befragte die WAZ ihre Leser als »Thema der Woche« zu ihrer Meinung über das alljährlich anstehende Schenken. Die Leser faßten diese Frage sofort als eine nach dem eigenen Standort innerhalb einer Leistungskonkurrenz auf (befinde ich mich noch in der Normalitätszone?)

13 »Abspecken!«. Karikatur von Waldemar Mandzel. In: WAZ, 15.3.1996, 2.

und legitimierten ihr offensichtlich empfundenes ›Hinabrutschen‹ auf der imaginierten Rankingliste prompt mittels der ›Gürtel‹-Symbolik: »Bei vielen, so hört

MEINUNGSFORUM

1

NUMM

Abb. 8

Nächstenliebe schenken

Für die meisten heißt es auch zur Weihnacht, den Gürtel enger zu schnallen

Herrnswäntzen, Nächsterliebe und Geborgenheit dem Menschen schenken – das wohl das beste Geschenk zur Weihnachtstzeit und für die Zukunft. *Oswald/Bonnens, Bötrop*

Auch meine Familie und ich haben uns diese Frage gestellt: Was sollen Teller für alle Kinder, keine Geschenke für die Kinder, keine für die Erwachsenen. Schon die Oma macht das nicht, ist auch noch Schenkenmutter. *K. F., Essen*

Bei vielen so hört man, werden allmählich die Mäuse knapp, so daß der Gürtel von Jahr zu Jahr enger geschnallt werden muß. Glückliche, wer

denn auf Elterngeldansprüche Spargelöcher, zurückgelegt kaum. Doch auch für diejenigen werden die fetteren Jahre bald der Vergangenheit angehören. *Rothschädel/Berlin, Oberhausen*

Schnitz tut es vielen wohl, über die Kinder der kleinen Porzellanwerkstätten kommen, besorgen sie an Feiertagen wie Weihnachten. Man sollte aber auch immer an das Leid der vielen hungernden Menschen in der Welt denken, wie F. B. jetzt an das Gedächtnis der Flüchtlinge in Ruanda und Zaire. *Alwin Cabaqar, Essau*

Nun, ich spüre nichts an Weihnachtsschenken, denn

›geringer‹ Gedanke müßte ich nicht und übernehme ich nicht. So war's in der Vergangenheit, so ist's noch heute. Weihnachtliche Freude hängt nicht unbedingt von der

THEMA DER WOCHE

Höhe des Preises für diese oder jene Sache ab, die unter dem Christbaum liegt. *Ernst Brüggemann, Hems*

über gelächelt sind, hat sich die Frage nach Weihnachtsgeldern wohl selber erledigt. Als Familienvater von zwei kleinen Kindern muß ich mit meiner Frau schon kräftig sparen, damit Weihnachten nicht ganz ausfällt. Diese Probleme dürfte Herr Waigel ja wohl nicht haben.

ZWA AWOZYNSKI, Gelsenkirchen

Die Sache ist ganz einfach: Was aus der Stadt und Böhden aus dem Pomeranienregionen haben können, werden nicht mehr ausgehen. In übergewinnliche ich nur eine soziale Gerechtigkeit für alle und endlich Taten gegen die Arbeitslosigkeit. *R. Kuhn, Essen*

Natürlich: Spargel ist zu Weihnachten, aber die Bogenring kann können wir schließlich auch. Unser nächstes Spargel ist schon in Arbeit. Statt Kettis oder Ballermann-Liedern gibt es Weibsbrot oder Bad Winterstücken.

H.-J. Müller, Bochum

Freuden auf Erden. Aber diese Wunsch ist nicht mit der Verdienstmöglichkeit. *Bärbel Wenz, Dornum*

Ich habe meine Linsen noch entgegengeschnitten. Mein Wort ist für einander. Zeit zu haben. Liebe und Zuneigung für unsere Kisten ist viel wichtiger als das meiste und größte Geschenk. *Petra Orthen, Bötrop*

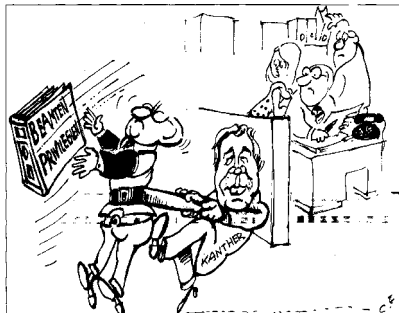
man, werden allmählich die Mäuse knapp, so daß der Gürtel von Jahr zu Jahr enger geschnallt werden muß« (Meinungsforum, WAZ, 10.12.1996). Diese Passage nutzte die Redaktion dann nicht nur für den Untertitel zur gesamten Rubrik (Abb. 8: »Für die meisten heißt es auch zur Weihnacht, den Gürtel enger zu schnallen«), sondern gleich auch noch den Themenkasten auf der Titelseite. Die Benutzung von Kollektivsymbolen – das wird hier auf allerengstem Raum deut-



Gürtel enger schnallen

Abb. 9

waz-Zeichnung: Frank Cerny



Darf es ein Loch enger sein?

Abb. 10

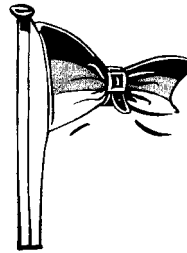
waz-Zeichnung: Frank Cerny

lich – ist also als eine Art von Kreislauf zwischen Mediendiskursen, je individuellem ›Auf-sich-beziehen‹ durch Leser und/oder Zuschauerinnen und von dort aus wieder Rückkopplung an die Mediendiskurse zu verstehen. Wenn sich aber

alle Instanzen regelhaft an der Produktion dieses Kollektivsymbols beteiligen, dann ist seine Verwendung für bestimmte Diskussionszusammenhänge vorher-sagbar, und zwar mit hoher Wahrscheinlichkeit. Frank Cerny, als Karikaturist für WAZ und »Neue Ruhr-Zeitung« (NRZ) tätig, griff es beispielsweise im Abstand von zwei Jahren mit nahezu identischem Arsenal an Bildelementen für das The-



Abb. 11



Abstieg
in Deutschland

Abb. 12

ma »Beamtenprivilegien« wieder auf (Abb. 9: »Gürtel enger schnallen«, WAZ, 11.1.1994; Abb. 10: »Darf es ein Loch enger sein?«, WAZ, 5.10.1996).

Symbole / Icons

Seit etwa Mitte 1996 läßt sich ein sekundäres Recycling der »Gürtel«-Symbolik beobachten, das sich aus der Übernahme von Sehgewohnheiten am Computerbildschirm ins Fernsehen und auch in die Printmedien ergibt. Selbst die »Tages-schau« und die »Zeit« verwenden nämlich inzwischen für das Symbol vom »Gürtel enger schnallen« solche Icons, wie man sie als Schaltflächen, die man nur anzuklicken braucht, um ein Programm auszuführen, aus Windows-Applikationen kennt (Abb. 11 und 12).¹⁴ Ganz ähnlich wie bei der Benutzeroberfläche der Computer rufen auch diese Icons etwas auf, allerdings keine Programme von der

14 Die Lay-Out-Reform der »Tagesschau« zu Beginn dieses Jahres markiert dabei nur einen graduellen graphischen Wechsel von Windows 3.x-ähnlichen Icons zu Windows »95-analogen Balken, tendenziell allerdings mit (Rück-?)Schritt von »Bild« zu »Wort«.

Festplatte, sondern das durch die ständige Einübung in die Kollektivsymbolik vom ›Gürtel enger schnallen‹ und – wie die Leserbriefe gezeigt haben – durch die Anwendung auf die eigenen Belange in unser aller Köpfe akkumulierte und installierte Wissen. Ohne die ständige Verwendung der Symbolik in den verschie-

DIE ZEIT

WIRTSCHAFTSPEZIAL

ZEIT

Die mageren Jahre

Abstieg
in Deutschland

Die Arbeitslosigkeit hat die deutsche Gesellschaft so tief geprägt, als die meisten Politiker sich scheuen, auf sie hinzuweisen. Immer mehr Menschen sind von der Beschäftigungsmarkte ferngehalten – dankt jeder über die Straße und Bekannte. Die Notwendigkeit des Arbeitsplatzes hat den Leistungsdruck abstrahlend Thema abgedeckt. In den Briefkästen ist das Klima rauher geworden.

Die ZDF beschrieb in seiner wöchentlichen Serie diesen Klimawandel, unter dem Menschen und Arbeitsplätze

Eine Umfrage
zur ZEIT-Serie

Während die Arbeitslosigkeit in Deutschland seit Ende der 1980er Jahre kontinuierlich ansteigt, ist die Zahl der Arbeitsplätze in den letzten Jahren fast überall zurückgegangen. Die Zahl der Arbeitsplätze ist um 1,5 Millionen gesunken. Die Zahl der Arbeitslosen ist um 2,5 Millionen gestiegen. Die Zahl der Arbeitslosen ist um 1,5 Millionen gestiegen. Die Zahl der Arbeitsplätze ist um 1,5 Millionen gesunken. Die Zahl der Arbeitslosen ist um 2,5 Millionen gestiegen. Die Zahl der Arbeitsplätze ist um 1,5 Millionen gesunken. Die Zahl der Arbeitslosen ist um 2,5 Millionen gestiegen.

Nach dem Kälteeinbruch

Abb. 13

Die mageren Jahre

Abb. 14

DIE ZEIT

densten Mediendiskursen wäre es überhaupt nicht sinnvoll, ein solches Icon im Hintergrund des Nachrichtensprechers der »Tagesschau« unkommentiert zu präsentieren. Ja, man kann sogar umgekehrt sagen, daß alle Icons, die – nicht nur in der »Tagesschau«, sondern z.B. auch in Infographiken – benutzt werden, sehr häufig auf Kollektivsymbolen und der Praxis ihrer Verwendung im wahrsten Sinne des Wortes ›basieren‹. So brachte die »Zeit« Ende 1996 über acht Ausgaben¹⁵ plus einer nachgeschobenen Generaldiskussion hinweg Dossiers zum Thema »Die mageren Jahre. Abstieg in Deutschland« und diskutierte alle möglichen Formen von ›Einschnitten ins soziale Netz‹ und viele individuelle Fälle von sozialem ›Abstieg‹. Das Icon vom ›Gürtel enger schnallen‹ (Abb. 13 und 14) wurde

15 Die mageren Jahre. Abstieg in Deutschland. In: Die Zeit 38, 13.9.1996, 25–29; 39, 20.9.1996, 29–32; 40, 27.9.1996, 33–38; 41, 4.10.1996, 25–28; 42, 11.10.1996, 25–28; 43, 18.10.1996, 33–36 und 80 (Leserbriefe zu Teil I-III); 44, 25.10.1996, 33–36. – »Die Hungrigen fressen die Satten«. Ein Streitgespräch der ZEIT zwischen dem Chef von McKinsey Deutschland, Herbert Henzler, dem Sozialwissenschaftler Friedhelm Hengsbach, dem Mercedes-Chef Helmut Werner und dem DGB-Vorsitzenden Dieter Schulte. In: Die Zeit 2, 3.1.1997, 15–17. – Vgl. auch das Sonderheft »Die mageren Jahre. Deutschland in der Klemme zwischen Globalisierung und Sparzwang« (Zeit-Punkte 1, 1997).

dabei als eine Art kleinster gemeinsamer Nenner benutzt, um alle diese thematischen Facetten zu bündeln. Man könnte sich hier den Extremfall eines via Mediendiskurs in der Symbolik und damit all den Themenbereichen, für die sie verwendet wird, zwangsweise ›geschulten Rezipienten‹ denken, der die einzelnen Spezialdiskussionen in den vielen Artikeln der Serie gar nicht mehr zur Kenntnis nimmt, die General-›message‹ aber selbst noch beim bloßen Durchblättern der Zeitung mitbekommt. Ähnlich hochgradig-konnotativ und damit paradigmengbildend können sowohl Dokumentar- als auch selbst kleinste Spielfilmszenen fungieren, wenn sie vor dem Hintergrund der massenhaften aktualhistorischen Symbolpraxis sekundär-konkultural (vgl. Link/Link-Heer 1980, 174) gesehen/gelesen werden: etwa ein Charly Chaplin, der seinen viel zu weiten Hosenbund betrachtet, ein Heinz Rühmann im spar-orientierten Kleinbürger-Ambiente der fünfziger Jahre usw.

Individualsubjekt / Kollektivsubjekt

Nun stehen einzelne Kollektivsymbole nicht singular im Raum, sondern es gibt eine ganze Reihe solcher Symbole, die aufeinander bezogen und etwa als fortlaufende Ketten von Pictura-Elementen (Teil-Bildern) bei gleichbleibender Subscriptio (damit eigentlich ›Gemeintem‹) untereinander austauschbar sind. So könnte man statt ›wir müssen den Gürtel enger schnallen‹ auch sagen ›wir müssen von der Limousine der Oberklasse auf einen Kompaktwagen der unteren Mittelklasse umsteigen‹ oder: ›wir müssen den immer schneller fahrenden Zug unserer Verschuldung deutlich abbremsen‹ oder: ›Einschnitte ins soziale Netz‹ sind unvermeidlich. Gerade die Symbolik ›Einschnitte ins soziale Netz‹ korrespondiert häufig funktional mit der des ›Gürtel enger Schnallens‹ (vgl. Link 1997).

Unsere Arbeitsgruppe hat seit längerem ein Schema (Abb. 15) vorgeschlagen (vgl. Parr/Disselnkötter 1994), das zu zeigen versucht, wie die gängigsten Kollektivsymbole im Mediendiskurs unserer Gesellschaft aufeinander bezogen sind und wie sie in ihrer Gesamtheit so etwas wie ein Raster oder ein Filter bilden, durch das hindurch die gesellschaftlich relevanten Diskussionen ›gesehen‹ und dann auch wieder ›dargestellt‹ werden. Dabei gibt es einmal Symbole, die eine Achse ›oben/unten‹ konstituieren, wie der ›Umstieg auf den Kleinwagen‹ oder das ›Auf- und Absteigen‹ auf einer Rankingliste. Andere machen deutlich, wie weit ›innen‹ oder ›außen‹ man im System steht, z.B. alle Rechts/Mitte/Links-Symbole. Schließlich gibt es noch solche, die eine dynamische Bewegung auf einer ›vorwärts/rückwärts‹-Achse herstellen.

Wie lässt sich das nun mit Blick auf die Symbolik des ›Gürtel enger Schnalens‹ konkretisieren? Für das einzelne Individuum bedeutet es immer, ganz egal, worum es je konkret auch gehen mag, ein höheres Niveau zugunsten eines niedrigeren neuen Standards aufzugeben, also eine Bewegung nach unten auf der

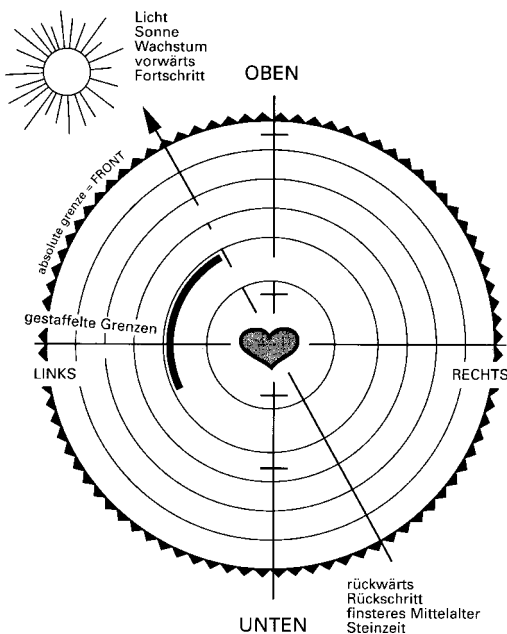


Abb. 15

oben/unten-Achse. Das individuelle Subjekt gibt also etwas auf, verliert etwas. Nun rufen die Kollektivsymbole aber nicht nur individuelle, sondern – wie wir bei den Beispielen gesehen haben – auch kollektive Subjekte an, etwa eine Partei oder sogar die ganze Nation. Das war unser Ausgangspunkt bei der erfundenen Neujahrsansprache. Für das jeweilige kollektive Subjekt ist das ›Gürtel enger Schnalens‹ von anscheinend existentieller Bedeutung, denn beispielsweise die Nation kann – so wird suggeriert – in einer bestimmten Situation nur durch ›Enger-Schnalens‹ bestehen oder sogar vorankommen, der ›Standort‹ Deutschland etwa nur ›gehalten‹ werden, wenn der ›Gürtel‹ um die Karenztage verengt wird. Was für das Einzelindividuum also einen Rückschritt auf der oben/unten Achse bedeutet, ist für die gleichen Individuen – insofern sie sich als Teile eines kollektiven Subjekts, z.B. der Nation ›Deutschland‹ verstehen – Sicherung der Existenz

oder sogar Fortschritt auf der dynamischen Achse. Beim Betrachten mancher Karikaturen hat man daher das Gefühl, daß die ›enger geschnallten‹ Figuren auch sehr viel dynamischer aussehen, als die dicken Bäume zuvor.

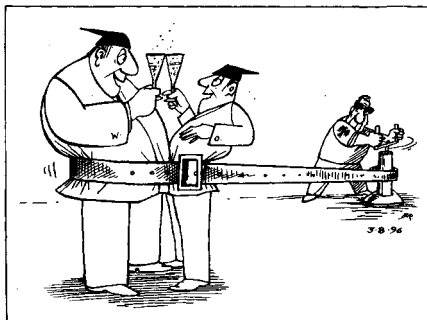
Was würde es nun – innerhalb des Symbolschemas gedacht – bedeuten, in irgendeinem der Fälle von dringend anstehender Normalisierung nach ›unten‹ die ›alte‹ Normalität beizubehalten und den Gürtel nicht enger zu schnallen? Verlagert das System in solch einem Prozeß flexibler Normalisierung seine Grenzen oder ›zieht sie enger zusammen‹, dann läge die bis dahin normale und weithin akzeptierte Position plötzlich im Bereich der Extreme außerhalb der via Kollektivsymbolik markierten Grenzen des Gesellschaftskörpers. Dem Außenkreis des Systems in unserem Schema und damit der äußeren Grenze des noch als ›normal‹ akzeptierten Spektrums entspricht in der Bildlichkeit der Karikaturen etwa die extrem gewölbte äußere ›Bauch‹-Linie der für das Kollektivsubjekt jeweils repräsentativ gesetzten Figur. Stehen die ›Ballonbäume‹ für nicht mehr haltbare und schleunigst zu regulierende (sprich: flexibel zu normalisierende) ›Auswüchse‹ und ›Extreme‹ jeglicher Art, so die mit ihnen in den bildlichen Darstellungen korrespondierenden neuen dynamischen Physiognomien für wiedererlangte Normalität innerhalb des neuen Spektrums.

Beides, die individuelle und die kollektive Subjektivität, hatten wir auch in der eingangs simulierten Neujahrsansprache miteinander verbunden (»Wenn wir [Kollektivsubjekt ›Deutschland‹] dabei nicht den Anschluß verlieren wollen, so gilt es [...] zu [...] investieren, auch wenn jeder Einzelne von uns [Individualsubjekt] den Gürtel gelegentlich einmal etwas enger schnallen muß.«).

Insgesamt wird also mit der Symbolik vom ›Gürtel enger schnallen‹ eine individuelle Subjektivität ganz eng auf eine kollektive bezogen. Dabei ist die ›Gürtel‹-Symbolik ganz besonders geeignet, den Transfer zwischen Individual- und Kollektivsubjekt zu leisten, denn sie signifiziert ›Handlungsbedarf‹ beim Individualsubjekt zur Stützung, Sicherstellung, Rettung oder im Extremfall sogar erst Konstitution eines dynamisch aufwärts strebenden, international konkurrenzfähigen kollektiven Subjekts. Im November 1992 hieß es in der »Zeit« über die Folgekosten der Wiedervereinigung:

Die erkennbare Last wird von etwa achtzig Prozent der Bevölkerung, den Westdeutschen, für die rund zwanzig Prozent in den neuen Ländern aufgebracht werden. Acht von zehn Bürgern in der neuen, größeren Bundesrepublik müssen also den Gürtel enger schnallen, als sie es sonst hätten tun müssen, damit zwei von zehn Bürgern um die Jahrtausendwende in etwa den Wohlstand am Arbeitsplatz erarbeiten können, den die Westdeutschen zum Zeitpunkt der Vereinigung oder ein Jahr zuvor hatten (Noé 1992, 24).

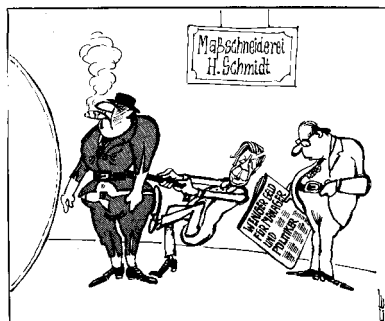
Ein Kunstgriff in vielen Karikaturen besteht dabei darin, für das kollektive Subjekt der ›ganzen Nation‹ eine einzelne, aber repräsentative Figur zu setzen: den deutschen Michel oder auch den Bundeskanzler, die beide geeignet sind, zwischen individueller und kollektiver Subjektivität hin- und her zu changieren, da beide



Humor ist, wenn man trotzdem feiert.

Abb. 16

NRZ-Zeichnung: Bernd Br



„Wir müssen alle den Gürtel enger schnallen!“

Abb. 17

waz-Zeichnung: Frank Cerny

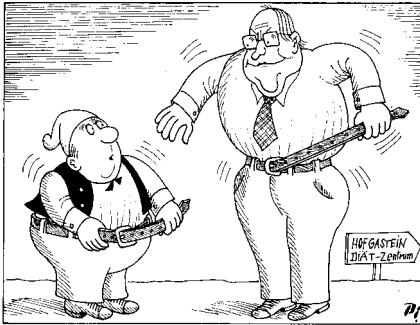
Subjektivitäten in ihnen quasi zusammenfallen. Diesen Trick potenziert eine Karikatur von Bernd Bruns aus der NRZ vom 3. Oktober 1996 noch einmal (Abb. 16)¹⁶, indem sie das Kollektivsubjekt ›Deutschland‹ in ein nur ganz dezent kenntlich gemachtes ›großes‹ West- und ›kleines‹ Ostdeutschland aufspaltet. Zwei kleinere Kollektivsubjekte, die so als Individualpersonen erscheinen können, bilden dann das Gesamt-Kollektivsubjekt ›Deutschland‹, das mit einem gemeinsamen Gürtel ›enger geschnallt‹ wird und sich förmlich erst unter diesem Druck zu einem (wiedervereinigten) Sozialkörper formiert. Auch hier fehlt – am Nationalfeiertag – die optimistische Zukunftsdynamik (siehe die Sektgläser) nicht.

Jürgen Link (1996, 352ff.) hat für den Prozeß der individuellen Applikation von kollektivsymbolisch markierten Normalitätsstandards das Bild eines »inneren Bildschirms« vorgeschlagen, auf dem sich die Individuen quasi selbst bei der Adjustierung auf die jeweils neuen Grenzen beobachten können. Für die Karikaturen zum Symbol ›Gürtel enger schnallen‹ ist auffällig, daß in ihnen häufig Spiegel (Abb. 17)¹⁷ oder Spiegelbild-Figuren vorkommen, mit denen sich die Figuren vergleichen können (Abb. 18).¹⁸ Die Spiegel fungieren dabei als nach

16 »Humor ist, wenn man trotzdem feiert.« Karikatur von Bernd Bruns. In: NRZ, 3.10.1996.

17 »Wir müssen den Gürtel enger schnallen!« (Maßschneiderei H. Schmidt/ Weniger Geld für Manager und Politiker). Karikatur von Frank Cerny. In: WAZ, 2.4.1992, 2.

›außen‹ hin sichtbare »innere Bildschirme«, die eine Kontrolle über die ›richtige‹ Selbstanpassung der Individuen ermöglichen. Die Icons von »Tagesschau« oder »Zeit« sind dann letztlich so etwas wie zusammenfassende Projektionen vieler



Unser aller Vorbild
Abb. 18

WAZ-Zeichnung: Klaus Pielert

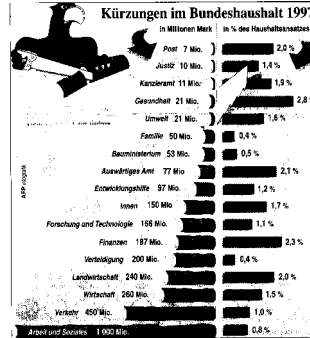


Abb. 19

solcher innerer Bildschirme, die ständig mit halblauter Stimme fragen: ›Habe ich mich auch schon dem neuen Gürtel-Standard angepaßt? – Bin ich innerhalb der Normalzone plaziert?‹ Wenn aber jedes Individuum die Symbolik in ähnlicher Weise auf sich appliziert, dann ist damit auch das kollektive Subjekt entsprechend neu formiert (vgl. Link 1996, 357), wie es die Karikatur von Bernd Bruns aus der NRZ besonders deutlich zeigte.

Gerade in der Möglichkeit zum gleichzeitigen Bezug auf den individuellen und den sozialen ›Körper‹ also liegt wohl die spezielle Qualität der Symbolik vom ›Gürtel enger schnallen‹. Denn die Subjektapplikation funktioniert beispielsweise nicht mit einer Graphik wie sie Abb. 19 zeigt.¹⁹ Hier wird mit dem Bundesadler zwar auch eine die Bundesrepublik repräsentierende Figur gesetzt und mit »absägen« auch ein Symbol benutzt, es kann aber nicht unmittelbar auf den eigenen Körper bezogen werden. Dementsprechend ist mit der Symbolik ›absägen‹ kein direkter Appell verbunden, sich selbst neu einzustellen, sich nach ›unten‹ hin zu regulieren. Ähnlich kommt auch das Bild einer Steuer-›Presse‹ in Abb. 20 der ›Gürtel‹-Symbolik zwar sehr nahe, erlaubt aber nicht die unmittelbare Übertragung vom Kollektivsubjekt auf den Individualkörper.²⁰

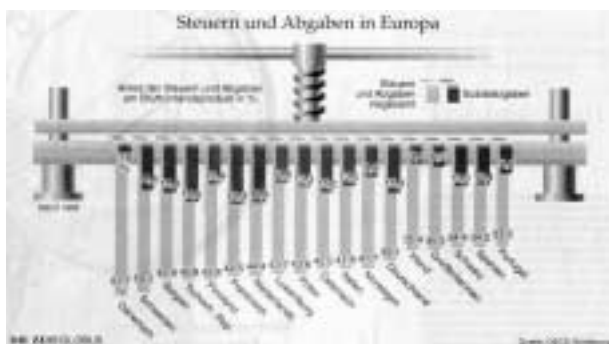
18 Vgl. z.B.: »Unser aller Vorbild.« Karikatur von Klaus Pielert. In: WAZ, 23.4.1992.

19 »Kürzungen im Bundeshaushalt 1997«. In: WAZ, 12.11.1996.

20 »Steuern und Abgaben in Europa«. In: Die Zeit 25, 13.6.1997, 18.

Gelegentlich läßt sich im Diskurs der Medien sogar beobachten, daß eine im politischen Feld getroffene Formulierung zwar durchaus prägnant im Sinne der eingangs aufgestellten Forderung, ja vielleicht sogar aufsehenerregend ist, aber dennoch beim Übergang zur journalistischen Praxis in eine körperbeziehbare

Abb. 20



Symbolik transformiert wird. Das war etwa der Fall bei Kanzler Kohls Rede vom ›kollektiven Freizeitpark Deutschland‹ Ende März 1993. Darin sprach er u.a. davon, daß »Ansprüche zurückgesteckt werden« müßten, daß man »eine neue Aufbruchstimmung« brauche, »mehr Flexibilität bei Tarifabschlüssen, Arbeitszeit und Maschinenlaufzeiten.«²¹ Damit war zwar das gesamte Setting einer das Kollektivsubjekt gegen das Individualsubjekt ausspielenden flexiblen Normalisierung beisammen, es fehlte aber der Körperbezug. So verwundert es nicht, daß in vielen Zeitungsartikeln in den folgenden Wochen und Monaten daraus wieder die Kurzformel ›wir müssen den Gürtel enger schnallen‹ wurde. Sie ist so verbreitet, daß Politiker sie an prominentem Ort dann gar nicht mehr benutzen müssen, aber davon ausgehen können, daß sie dennoch immer mit-gedacht, konnotiert wird. Das ist sicherlich bei Helmut Kohls tatsächlich gehaltener Ansprache zum Jahreswechsel '96/'97 der Fall gewesen, die zudem alle anderen Strukturkomponenten wie ›Kollektivsubjekt/Individualsubjekt‹, ›Handlungsbedarf‹ und ›Zukunftsdynamik‹ realisierte:

Unser Land steht vor großen Herausforderungen. Der internationale Wettbewerb ist härter geworden. Es gelten heute andere Regeln, als wir sie jahrzehntelang gewohnt waren. Darauf müssen wir uns einstellen und umdenken. [...] Wir werden

21 Vgl. Kohl: Arbeiten, nicht jammern. Kanzler fordert zum Umdenken auf. In: WAZ, 26.3.1993, 1.

unseren Platz behaupten, wenn wir die notwendigen Veränderungen vornehmen. [...] Wir Deutschen können nicht einfach weitermachen wie bisher. Wer dies versucht, verspielt unsere Zukunft. Die meisten von uns spüren und wissen, daß es darum geht, die Weichen für die Zukunft unseres Volkes richtig zu stellen. [...] Der Sozialstaat muß umgebaut werden, damit er auf Dauer finanzierbar und erhalten bleibt. Seine Leistungen müssen den wirklich Bedürftigen zugute kommen. Ein Blick über die Grenzen zeigt, daß alle wichtigen Nachbarländer gezwungen sind, vergleichbare Wege zu gehen – zum Beispiel Frankreich, die Niederlande, Schweden. Deutschland wird auch in Zukunft ein wohlhabendes Land bleiben, wenn wir uns alle richtig verhalten. Dazu gehört auch Sparen. Wir sparen, um unser Land und kommenden Generationen eine gute Zukunft zu ermöglichen. [...] Wir brauchen wieder mehr Eigenverantwortung und Eigeninitiative (Kohl 1996, 1–2).

Resistenzen / Diskurstaktiken

Nun wird man sich angesichts der Fülle an Belegen inzwischen fragen, ob man denn – wenn man im Journalismus anscheinend schon darauf angewiesen ist, die Symbolik zu benutzen – sie nicht wenigstens anders, gegen den Strich und vielleicht auch ein kleines bißchen gegen die Intention, mit der sie in der Regel immer wieder aufgerufen wird, verwenden kann. Die Leserbriefe zur WAZ-Umfrage vom April 1996, die ich oben ausgespart hatte, zeigen einige solche Möglichkeiten auf. Eine *erste* in den Zuschriften zu beobachtende Taktik würde ich die des ›wo nichts ist, kann man auch nichts holen‹ nennen:

Viele Bürger, besonders Arbeitslose, Sozialhilfeempfänger, Pflegebedürftige und Behinderte können den Gürtel gar nicht mehr enger schnallen, weil sie den letzten Gürtel (die letzte Hose) bereits im Pfandhaus versetzt haben.

Oder:

Von ›91 bis ›96 stiegen die Preise, abgesehen von Steuern und Sozialausgaben, um jährlich mindestens 2% – Wir mußten unseren Gürtel schon verkaufen!

Und schließlich in Form eines Wortspiels mit der umgangssprachlichen Bedeutung von »schnallen«:

Kohl hätte ehrlich sagen sollen: *Ihr* müßt den Gürtel enger schnallen! Angesichts rigoroser Sparmaßnahmen »schnallt« Otto Normalverdiener gar nichts mehr.

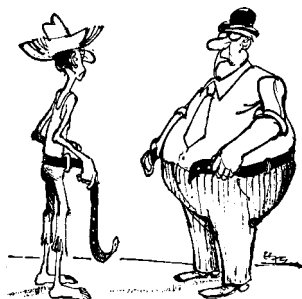
Diese letzte Zuschrift kombiniert die Taktik ›hier ist nichts zu holen‹ bereits mit einer *zweiten*, nämlich die Symbolik an diejenigen ›zurückzugeben‹, die sie lanciert haben. Noch ganz moderat könnte das graphisch so aussehen, wie es eine

Karikatur von Frank Cerny aufgreift (»Komisch, daß der Verkäufer die neue Mode noch nicht trägt«²²) (Abb. 21); strukturell ähnlich Bernhard Vogel, CDU-Ministerpräsident von Thüringen im Dezember 1992 zur Finanzierung der deutschen Einheit: »Vom Gürtel-enger-Schnallen in Westdeutschland reden vor allem Leute, die gar keinen Gürtel, sondern Hosenträger tragen«²³, was SPD-Ru-



„Komisch, daß der Verkäufer die neue Mode noch nicht trägt“

Abb. 21



„Wir müssen den Gürtel eben etwas enger schnallen“

Abb. 22

dolf Scharping dann Mitte November 1993 in anderem Zusammenhang wiederholte, als er sinngemäß sagte, es würden immer *die* vom »Gürtel enger schnallen« reden, die ohnehin Hosenträger hätten. In diese Richtung geht dann meistens auch die graphische Umsetzung, hier ein Beispiel von 1985 aus »Publik-Forum«²⁴ (Abb. 22), bei dem der Gürtel gar nicht mehr zum Zuge kommen kann; und in einer Zeichnung von Louis Murschetz (Abb. 23: »Wo ein Wille ist ...«²⁵) sind es die in Maastricht vereinbarten Kriterien für die Teilnahme am Euro, deren Zielkorridor trotz gleichzeitigen Einsatzes von Gürtel und Hosenträgern kaum

22 »Komisch, daß der Verkäufer die neue Mode noch nicht trägt«. Karikatur von Frank Cerny. In: WAZ, 17.6.1993, 2. – Mit einer solchen Gegenüberstellung spielt schon Charly Chaplins *The Great Dictator* von 1940, wo Diktator »Hynkel« gleich zu Beginn des Films bei einer Massenkundgebung fordert: »Wir müssen den Gürtel enger schnallen«, was sein Gefolgsmann »Herring« alias Göring in emphatischer Subjektapplikation sofort umzusetzen sucht (»Lassen Sie mich den Anfang machen, mein Führer!«), aber an der eigenen Physiognomie scheitert. Denn das mit erheblichem Kraftaufwand enger geschnallte Koppel platzt beim Hinsetzen sofort wieder auf.

23 Worte der Woche. In: Die Zeit 50, 4.12.1992, 2.

24 »Wir müssen den Gürtel eben etwas enger schnallen«. In: Publik-Forum. Zeitung kritischer Christen, Jg. 14 19, 20.9.1985, 33.

25 »Wo ein Wille ist ...«. Karikatur von Louis Murschetz. In: Die Zeit 9, 21.2.1997, 22.

mehr wirklich erreichbar scheint. Ist der ›Bauch‹ nicht in Richtung auf die Maastricht-Kriterien zu normalisieren, dann liegt der zugehörige ›Weg‹ zum ›Willen‹, wie sich schon jetzt prognostizieren läßt, darin, die Kriterien selbst zu flexibilisieren, was die FDP dann wenig später laut und öffentlich durchdachte.²⁶

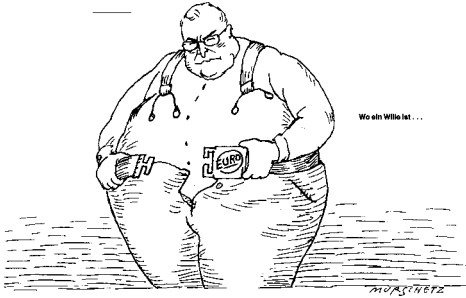


Abb. 23



Abb. 24

Eine *dritte* Taktik des Umgangs mit der Symbolik würde ich ›man kann die Kuh nicht schlachten, deren Milch man trinken will‹ nennen. Diese Taktik fuhr etwa das IG-Metall-Vorstandsmitglied Erwin Vitt als Antwort auf Vorschläge der Arbeitgeber, die Sozialhilfe zu kürzen und Niedriglöhne zu erlauben: »Wir können den Gürtel nicht mehr enger schnallen, sonst bleibt uns die Luft weg« (Zitat des Tages. In: WAZ, 24.6.1994). Graphisch greift im August 1996 auch noch einmal eine Karikatur in der FAZ (Abb. 24)²⁷ auf diese Taktik zurück.

Die *vierte* Taktik setzt die (bildliche) Vorstellung einer – nach welchen Kriterien (Klassen, Schichten) auch immer – strukturierten Gesellschaft voraus, etwa in Form einer ›Zwiebel‹ mit ›kleiner‹ Spitze von Milliardären, relativ vielen sogenannten ›Besserverdienenden‹, der großen Mehrheit der Normalverdiener und einer ebenfalls kleinen Minderheit jenseits des Existenzminimums (vgl. zum ›Zwiebelmodell‹ mit Blick auf ›Anpassungs‹-prozeduren Kreft 1998). In dieser Perspektive ist für das Kollektivsubjekt dann nicht mehr ein einziger, sondern eine differenzierte Vielzahl von ›Gürteln‹ zu denken, eine Vorstellung, auf die Bundespräsident Roman Herzog abhob, als er anmahnte, es müsse an allen Gürteln gleichzeitig gezogen werden.

26 Reichenbachs 1997, 1: »In der FDP wird zudem darüber nachgedacht, die Maastricht-Kriterien ›flexibler‹ auszulegen [...]«

27 »Wir müssen alle den Gürtel enger schnallen.« Karikatur von Rabenau. In: FAZ, 8.8.1996.

Normalistische Mediendiskurse / normalistische Gesellschaft

Wenn »ein wesentlicher Aspekt des Funktionierens unserer Gesellschaften [...] als ›normalistisch‹ zu kennzeichnen« ist, dann heißt das »zunächst einmal, daß ein großer Teil der sozialen und politischen Regulierungen über die Bestimmung von statistischen Verteilungen, Durchschnittswerten, Toleranzzonen und Grenzwerten erfolgt« (Link/Parr 1995, 30). Nun sind Skalen, statistische Verteilungen und Kurven von sich aus kontinuierlich; sie sind nicht durch symbolische ›Einschnitte‹ markiert. Solche Einschnitte müssen erst von außen hinzukommen. Genau dies leisten solche Elemente des Mediendiskurses wie das Kollektivsymbol vom ›Gürtel enger schnallen‹.

Vor diesem Hintergrund wird eine weitere Spezifik der ›Gürtel‹-Symbolik deutlich: Sie ist in der Lage, die quasi statistische Meßskala und die symbolische Grenzmarkierung in *einer* Bildlichkeit bereitzustellen und *beide* damit besonders eng aufeinander zu beziehen. Das Pictura-Element ›Gürtel mit Löchern in regelmäßigen Abständen‹ entspricht der kontinuierlichen mathematisch-statistischen Meßskala. Erst das zweite Pictura-Element ›enger schnallen‹ markiert den aus dem Erreichen bzw. Überschreiten der Normalitätszone resultierenden akuten Handlungsbedarf bei zugleich permanent verfügbarer Option der Applikation auf den eigenen Körper. Changiert der aber – wie oben gezeigt – auch noch zwischen Individual- und Kollektivkörper, dann ist es kaum mehr verwunderlich, daß politische Optionen, die mit durchaus empfindlichen materiellen Verlusten für die Einzelindividuen verknüpft sind, dennoch häufig dann akzeptiert und mit-getragen werden, wenn sie mit entsprechend normalistisch prozedierenden Kollektivsymbolen verbunden sind.

Solche Kollektivsymbole und Reizwörter spielen seit den politischen und gesellschaftlichen Umbrüchen der späten achtziger Jahre in nahezu allen mediopolitischen Diskursen eine ständig zunehmende Rolle, egal ob die Rede von ›Schmerzgrenzen‹, ›Notbremsungen‹, ›Extremisten‹, ›Abstieg‹, den ›Grenzen der Tragfähigkeit des sozialen Netzes‹, der ›Flexibilisierung der Maastrichter EU-Kriterien, vom ›Standort Deutschland‹, von notwendiger ›De-Regulierung‹ oder ›Unverkrampftheit‹ und ›Normalisierung der deutschen Geschichte‹ ist.²⁸

Literatur

- Augstein, Rudolf (1997): Des Kanzlers neuer Gürtel. In: Der Spiegel 24, 24.
 Bar. (1996): An allen Gürteln. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 9.7.
 Becker, Frank / Gerhard, Ute / Link, Jürgen (1997): Moderne Kollektivsymbolik. Ein diskurstheoretisch orientierter Forschungsbericht mit Auswahlbibliographie (Teil II).

- In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, Bd. 22 (1997), 1, 70–154.
- Bistum schnallt den Gürtel enger. In: WAZ, 12.11.
- bon (1993): Die neue Bescheidenheit. In: WAZ, 20.4., 2.
- Draws, Axel / Gerhard, Ute / Link, Jürgen (1985): Moderne Kollektivsymbolik. Eine diskurstheoretisch orientierte Einführung mit Auswahlbibliographie. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur, 1. Sonderheft Forschungsreferate, 256–375.
- Graupner, Heidrun (1997): Armes Deutschland. In: Süddeutsche Zeitung 14, 18./19.1., 4.
- Helfer, Walter (1987): Ein Regime schnallt den Gürtel enger. In: Die Zeit 35, 21.8., 2.
- Heuer, Uwe Jean / Lamparter, Dietmar H. (1997): »Laßt die Fabriken im Land.« Die Bundesrepublik kann wieder zum Wirtschaftsmotor in Europa werden – ein ZEIT-Gespräch mit dem Lean-Production-Experten Daniel T. Jones. In: Die Zeit 5, 24.1., 25.
- Horn, Ulrich (1992): Rau fordert neue Solidar-Abgabe. In: WAZ, 17.12., 1.
- Horn, Ulrich (1993): Schleußer: Sparen bis zum Jahr 2000. In: WAZ, 3.3., 1.
- Kohl, Helmut (1996): Ansprache des Bundeskanzlers zum Jahreswechsel 1996/1997 im Deutschen Fernsehen am 31.12.1996. In: Presse- und Informationsamt der Bundesregierung. Bulletin 1, 2.1., 1–2.
- Kreft, Ursula (1998): Warum (fast) alle bereit sind, den Gürtel enger zu schnallen. Der Problemfall »Sozialstaat« in den Medien. In: Gabriele Cleve/Margret Jäger/Ina Ruth (Hg.): Schlank und (k)rank. Schlanke Körper – schlanke Gesellschaft. Duisburg 1998, 8–23.
- Lehmann, Ralf (1993): Was uns bevorsteht. In: WAZ, 16.6., 2.
- Leicht, Robert (1997): Mehr Mut zur Zukunft. Rentenreform und Steuerreform: Was traut die Politik sich noch zu? In: Die Zeit 6, 31.1., 1.
- Link, Jürgen (1996): Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Opladen.
- Link, Jürgen (1997): Vom Loch zum sozialen Netz und wieder zurück. Zur Diskursfunktion und Diskursgeschichte eines dominanten Kollektivsymbols der »sozialen Marktwirtschaft«. In: Gabriele Cleve / Ina Ruth / Ernst Schulte-Holtey / Frank Wichert (Hg.): Wissenschaft, Macht, Politik. Interventionen in aktuelle gesellschaftliche Diskurse. Münster 1997, 194–208.
- Link, Jürgen / Link-Heer, Ursula (1980): Literatursoziologisches Propädeutikum. Mit Ergebnissen einer Bochumer Lehr- und Forschungsgruppe Literatursoziologie 1974–

28 Im Rahmen einer interdisziplinären (amerikanistische cultural studies, germanistische Literatur- und Medienwissenschaft, Statistik, Journalistik und Soziologie) Forschergruppe zum Themenkomplex »Leben in Kurven-Landschaften. Flexibler Normalismus in Arbeitsleben und Alltag, Medien, elementarer und belletristischer Literatur« an der Universität Dortmund soll in den nächsten Jahren u.a. ein »Kleines Repertorium normalistischer Kategorien und Kollektivsymbole, einschließlich symbolischer Kurven« erarbeitet werden.

- 1976 (Hans Günther, Horst Hayer, Ursula Heer, Burkhardt Lindner, Jürgen Link). München.
- Link, Jürgen / Parr, Rolf (1995): Alles normal? In: *schrägstrich*. Zeitschrift für bündnis/grüne Politik 5–6, 1995, 30–31.
- Marinos, Alexander (1995): Engere Gürtel. In: *InDopendent*. Die Campus-Zeitung für Dortmund 57, 19.12., 2.
- Noé, Claus (1992): Aufklärung ist gefragt. In: *Die Zeit* 49, 27.11., 24.
- Parr, Rolf / Disselnkötter, Andreas (1994): Kollektivsymbolsystem – Didaktisch aufbereitet. In: *kultuRRevolution*. zeitschrift für angewandte diskurstheorie 30, 52–65.
- Reichenbachs, Gunars (1993): Parteien müssen Gürtel enger schnallen. In: *WAZ*, 1.10.
- Reichenbachs, Gunars (1997): Koalition bereitet neues Sparpaket vor. In: *WAZ*, 14.5., 1.
- Seim, Thomas (1997): Kohl: Auf Lohnanstieg verzichten. In: *WAZ*, 13.2., 1.
- Szymaniak, Peter (1993): Den Gürtel enger schnallen. In: *WAZ*, Juni.
- Weck, Roger de (1991): »Macht mal Pause!«. *ZEIT*-Gespräch mit dem Treuhand-Verwaltungsrat André Leysen. In: *Die Zeit* 44, 25.10., 29.
- Zapp, Bodo (1996): Gürtel enger. In: *WAZ*, 5.3., 2.

Ute Gerhard

»Nomaden«

Zur Geschichte eines rassistischen Stereotyps und seiner Applikation

Wer aus diskurstheoretischer Perspektive in den Auseinandersetzungen um Phänomene des Rassismus – sei es im eher wissenschaftlichen oder eher mediopolitischen Kontext – zu Wort kommen will, sieht sich über kurz oder lang auf den Begriff des »Stereotyps« verwiesen. Handelt es sich doch um einen Begriff, mit dem alle gleich – wie es so schön heißt – etwas ›anfangen können‹. Ein Grund dafür, nämlich die gegebene Anschlußmöglichkeit unterschiedlichster Vorstellungen und Konzepte, läßt es ratsam erscheinen, wenigstens einige theoretische Aspekte seiner Verwendungsweise vorab zu klären. Die Stereotypenforschung umfaßt bekanntlich ein großes Feld, in das die unterschiedlichsten Disziplinen und methodischen Ansätze involviert sind – von der Psychologie, Soziologie, Ethnologie über die Linguistik bis hin zur Literaturwissenschaft. Ohne mich damit im einzelnen auseinanderzusetzen, möchte ich aus diskurstheoretischer Perspektive eine wichtige methodische Differenzierung des Begriffs hervorheben.

Häufig umschrieben etwa als stereotypes ›Bild‹ des Deutschen etc. scheint eine abbildtheoretische Konzeption nahezuliegen – und in vielen Forschungsansätzen ist dies auch der Fall. D.h. verortet wird das Stereotyp innerhalb einer Relation zwischen drei Elementen – dem ›Bild‹, dem ›Abgebildeten‹ und dem ›Bildbenutzer‹. Die beiden letzteren erhalten dabei den Status originärer Instanzen, während das Stereotyp selbst zu einer abgeleiteten Größe wird. Bei der Untersuchung oder Kritik des Stereotyps stehen dann auch die Fragen nach der mehr oder weniger gegebenen Verzerrung in Relation zur ›eigentlichen‹ Subjektivität des Abgebildeten oder nach der mehr oder weniger defizienten Subjektivität derjenigen, die das jeweilige Stereotyp produzieren oder ›brauchen‹, im Vordergrund.

Für eine diskurstheoretische Untersuchung ergibt sich demgegenüber eine andere Gewichtung, insofern Stereotype als diskursive Phänomene zu originären Instanzen auch in Bezug auf empirische Individuen und ihre Subjektivitäten wer-

den. Sie gehören zu den Regelmäßigkeiten, nach denen Individuen sich positionieren und innerhalb derer sich Individuen überhaupt artikulieren können. Der Blick richtet sich damit auf Stereotype als Elemente von »Formationsregeln«, die – wie Foucault es beschreibt – »ihren Platz nicht in der ›Mentalität‹ oder dem Bewußtsein der Individuen, sondern im Diskurs selbst« haben, und sich »folglich gemäß einer Art uniformer Anonymität allen Individuen« auferlegen, »die in diesem diskursiven Feld sprechen«.¹ Dieser Gewichtung und Verschiebung in der Relation von Subjektivitätsbildung und Diskurs versucht der Begriff der Applikation zu entsprechen. Konkret verbindet sich damit innerhalb der Literaturwissenschaft ein diskurstheoretisch orientiertes Konzept zur Rezeption von Literatur und dem von unterschiedlichsten Forschungsrichtungen hervorgehobenen Phänomen der Identifikation.² An die Stelle der für die traditionelle Rezeptionsforschung grundlegenden Annahme einer Interaktion zwischen Text und Rezipient tritt das Modell eines anonymen diskursiven Prozesses, in dem weder Text noch Subjekt als originäre Einheiten und Ganzheiten gelten. Denn die Applikation kennzeichnet vor allem das empirisch zu beobachtende Verfahren, mit dem Fragmente literarischer Texte – wie prägnante Formulierungen, Subjektsituationen und Charaktere – in anderen dominant nichtliterarischen diskursiven Feldern als Artikulationsformen fungieren. Akzentuiert der Begriff der Applikation vor allem die Dimension der Subjekteffizienz, so eröffnet übrigens auch die für die Literatur elementare Kategorie des ›Charakters‹ – als Bündel semantischer Merkmale – den Blick auf konstitutive Elemente des Stereotyps als Subjektivitätsschema. Ausgehend von diesen Überlegungen stellt sich also die Frage nach der diskursiven Formation eines Stereotyps, konkret nach Wissensfeldern und -gegenständen, die bei seiner Herausbildung eine Rolle spielen sowie nach den dabei über die Applizierbarkeit entstehenden Subjekteffekten.

Figur der neuen Flexibilität?

Was nun das Stereotyp des ›Nomaden‹ oder des ›Nomadischen‹ betrifft, so spielt es – ganz allgemein als Subjektivitätsschema der Mobilität und Ortlosigkeit – im ausgehenden 20. Jahrhundert eine merkwürdige Rolle. »Elektronische Nomaden auf dem Vormarsch« lautet beispielsweise die Überschrift eines längeren Arti-

1 Michel Foucault: *Archäologie des Wissens*. Frankfurt/M. 1973 (*L'archéologie du savoir*. Paris 1969), 92.

2 Zur genaueren Darstellung des Konzepts und seiner Methodik vgl. Ute Gerhard: *Schiller als »Religion«*. *Literarische Signaturen des XIX. Jahrhunderts*. München 1994.

kels in der Sparte »Berufswelt« der Zeitung »Die Welt« vom 28.11.1998 (BR 1). Es geht, wie der Untertitel dann bereits betont, um die Veränderungen der »Arbeitswelt« durch »Kommunikationsnetze«. Zentrum des Artikels bildet ein Foto mit sommerlich gekleideter Frau, die sonnenbeschienen im Sand sitzend, lachend mit der einen Hand ein Notebook bedient, mit der anderen – durch das Profil verdeckt – wahrscheinlich ein Handy. Eine Kaffeetasse im Vordergrund konnotiert das traditionelle Büro. Das Foto erhält insofern symbolischen Status für den auch schön um das Bild herumgruppierten Text des Beitrags und damit für den neuen »elektronischen Nomaden«. Im Ton eines Werbeslogans stellt die Bildunterschrift darüber hinaus klar: »Von jedem Ort der Welt aus läßt sich der Job erledigen – virtuelle Projektarbeit macht's möglich«. Allerdings sind die Helden der im Text erzählten kleinen Geschichten, Experten für Technologieentwicklung und Manager, die sich erfolgreich den neuen Arbeitsbedingungen unterworfen haben, übrigens durchweg männlich. Die Konnotation männlich wiederholt sich auch in den anderen Figuren, die neben Urlauber bzw. Tourist symbolisch an den neuen »Nomaden« angeschlossen werden. Die »Freelancer« sind nämlich gleichzeitig auch »elektronische Wandergesellen« und Seefahrer: sie »steigen« für kurze Zeit ein und »mustern wieder ab«. Der Beitrag thematisiert jedoch nicht nur die sonnigen Seiten der Veränderung, sondern deutet in einem kurzen Abschnitt auch mögliche Verluste an. Hier ist dann die Rede davon, daß »in den Vereinigten Staaten die ›mobile Zeitbombe‹ bereits für 30 Millionen Beschäftigte ticke«. Die Anführungszeichen lassen vermuten, daß die Formulierung von dem kurz vorher zitierten »US-Wissenschaftler« des MIT (Massachusetts Institute of Technology) übernommen wurde. Mit großer Zahl, anonymer Masse und Symbolik der Bombe entsteht hier eine andere Figuration in direkter Opposition zu den kleinen Exempelgeschichten der individualisierten Nomaden.

Die in der Gegenüberstellung deutlich werdende Ambiguität entspricht einer wichtigen Formationsregel des »Nomaden«, die in der bisherigen Auseinandersetzung um die gesamtkulturelle Relevanz des Stereotyps und seiner symbolischen Funktionsweise kaum berücksichtigt wurde. Was die merkwürdige Karriere des Begriffs angeht, ist der Artikel der Welt tatsächlich exemplarisch für die Tendenz, Phänomene in den unterschiedlichsten gesellschaftlichen Sektoren u.a. über ›das Nomadische‹ semantisch zu integrieren und einen einheitlichen Kulturtyp oder gar »Zeitgeist« des späten 20. Jahrhunderts zu konstruieren. Ja ›das Nomadische‹ ist bekanntlich eines der konstitutiven Symbole der sogenannten »Postmoderne« – verstanden als quasi Epochenkategorie. So geriet das Konzept des Nomaden wohl zu recht unter Verdacht, nicht mehr zu sein – und auch dafür ist der Beitrag ein gutes Beispiel – als die kulturelle Figur der freiwilligen und

lustvollen Anpassung an den erweiterten – ›globalisierten‹ – Reproduktionszyklus des Kapitals: das postmodern flexibel-mobile Single-Subjekt, erfolgreich, multilingual und durch Ortswechsel gekennzeichnet.

Diese Stereotypisierung des Nomaden oder Nomadischen könnte ein Grund dafür sein, daß Richard Sennetts kritische Beschreibung die problematischen Tendenzen der »Kultur des neuen Kapitalismus« in der Symbolik von »Drift« und »Drifters« – dem »ziellosen und endlosen Dahintreiben« – bündelt.³ Als kulturelles Phänomen des »Regimes der Flexibilität« steht die Subjektivität der »Drift« mit Merkmalen wie »Oberflächlichkeit«, »Fragmentierung«, »Diskontinuität« für Sennett in Opposition zum »Charakter« als Garanten subjektiver Identität (78, 97). Da die notwendigerweise diskursive Konstituierung von Subjektivität betont wird, umfaßt die Kategorie des »Charakters« zugleich eine Art der »Erzählung« bzw. »Erzählbarkeit« des Lebens, einer Erzählung, die für Sennett – so legt es seine Beschreibung nahe – zumindest den Anforderungen von Kontinuität, Kausalität und »Sinn« entsprechen muß. Denn obwohl sich teilweise die Unangemessenheit der traditionellen Form der Ich-Erzählung für die zeitgenössischen Problematik andeutet, bilden Verweise auf die autobiographische Schreibweise Rousseaus oder Goethes doch wiederum Anschlußpunkte für die Konzeption einer Erzählung, die »Charakter« und Identität zu garantieren vermag und sich so der Kultur des Drifts widersetzt. Während die unter dem Stichwort »postmodern« genannten narrativen Formen, für die exemplarisch Salman Rushdie genannt wird, durch ihre Zuordnung zum »Regime der Flexibilität« die negative Folie bilden (179–182). Wenn für die anvisierte neue kulturelle Erzählung das »gefährliche Pronomen«, das »Wir«, empfohlen wird, dann geschieht das in Abgrenzung sowohl zum bekannten »WIR«, das sich über die Opposition Innen vs. Außen definiert, als auch zur flexiblen Individualisierung, die einer Singularisierung gleichkommt. Es soll ein Wir sein, das sich über gemeinsame Konflikte herstellt, eine »gemeinsame Erzählung der Schwierigkeiten« als »Mittel gegen Drift« (203).

Insgesamt stellt sich angesichts dieses Entwurfs allerdings nicht nur die Frage, ob »Charakter«, Identität und Kontinuität als zentrale Instanzen überhaupt andere Wir-Erzählungen als die bekannt prekären einer rassistischen oder nationalistischen Gemeinschaft möglich machen. Darüber hinaus scheint die generelle Opposition von positivem Charakter bzw. Identität einerseits und negativer »Drift«, die noch dazu durch die ihr zugeordneten Merkmale tatsächlich dem

3 Richard Sennett: *Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus.* (Deutsch v. Martin Richter) Berlin 1998 (orig. *The Corrosion of Character.* New York 1998).

nomadischen Stereotyp entspricht, einer traditionellen Kulturkritik der ›Massengesellschaft‹ das Wort zu reden, einer Kritik, die sich vor allem über den Binarismus von Individualität / Identität und Masse / Anonymität konstituiert. Übersehen wird dabei ein Verfahren, das der Beitrag der »Welt« ja exemplarisch vorführt. D.h. die elektronischen Nomaden als Helden der »neuen Flexibilität« zeichnen sich gerade durch Individualisierung aus, die nicht zuletzt über bekannte Erzählfiguren der Reise hergestellt wird, die an Identitätsbildung und bei allem Wechsel an Kontinuität orientiert sind. Damit stellt sich insgesamt die Frage, ob die von Sennett anvisierte Erzählung des Widerstands mit der Verwerfung des Nomadischen in Opposition zu Charakter und Identität eine ebenfalls wichtige symbolische Figur und politische Strategie »des neuen Kapitalismus« nicht einfach wiederholt. Das wird dann besonders deutlich, wenn tatsächlich eine anderes Mobilitätsphänomen, das im ausgehenden 20. Jahrhundert eine weiterhin zunehmend wichtige Rolle spielt, berücksichtigt wird, nämlich die Wanderungsbewegungen. In diesem Fall werden nach wie vor Grenzen des »flexiblen Menschen« im Namen der Identität auf oft genug mörderische Weise gezogen. Aus dieser Perspektive ergibt sich dann durchaus die Möglichkeit, die modisch postmodernen Nomaden und ihre Philosophie zu unterscheiden von der notwendigen Auseinandersetzungen um kulturelle Formen jenseits traditioneller Identitätskonzepte, Formen – und insofern wäre etwa an Edward Saids Überlegungen zu erinnern – die aus der Position der Nomaden zu entwickeln wären.⁴

Dazu gilt es aber, die Struktur und Funktionalität der Symbolik des Nomaden genauer zu berücksichtigen und vor allem die bereits erwähnte Zwiespältigkeit. Zur Verdeutlichung kann ein weiteres Beispiel aus dem zeitgenössischen Mediendiskurs dienen. »Umzug mit Waschbecken« lautet ein Beitrag des Spiegel-Themenhefts zur Großstadt, der mit dem Untertitel »Teurer Trend: Möbel zum Mitnehmen für den Stadtnomaden« über eine neue Sparte der Möbelbranche berichtet. Bei diesem Nomaden handelt es sich, was durch die Häufung der Alliteration wohl ironisierend akzentuiert wird – um eine modische Figur, die bereits als besonderer Konsumentenkreis entdeckt wird. Das im Titel genannte »Waschbecken« unterstreicht jedoch, daß es nicht nur um eine erweiterte Mobilisierung der ansonsten ziemlich fest installierten Einrichtungsgegenstände geht, sondern gleichzeitig vor allem auch um gesteigerte Individualisierung. Der Nomade erhält sein eigenes Interieur und damit auch seine Kontinuität. Könnten das nicht handfeste Hinweise auf Erzählungen sein, die den modisch modernen Nomaden gerade mit Identität und Charakter konstituieren und nicht als deren Widerpart?

4 Vgl. Edward Said: Culture and Imperialism. New York 1993, 332–336.

Um Infragestellung der Identität geht es dagegen bei einer anderen Variation des Stereotyps, die ins Spiel kommt, wenn es um die Thematisierung von Einwanderung bzw. Wanderung als Massenphänomen geht. Hier ist der »Spiegel« bekanntlich nicht gerade zimperlich, wenn es etwa um die »Zigeuner« und ihre symbolische Konstituierung als das absolut andere und Bedrohliche geht. In dieser Form verbindet sich das Nomadische offensichtlich nach wie vor mit dem, was Walter Benjamin die »verrufene Gestalt« der Masse genannt hat.⁵

»Nomadentum« als Devianz

Konkretisieren läßt sich diese Differenz anhand der historischen Genealogie solcher Figuren der Mobilität im 20. Jahrhundert. Insbesondere die zehner und zwanziger Jahre stellen sich in dieser Hinsicht als ein Phase dar, in der die Wanderungsbewegungen eine neue Strukturierung erfahren, und zwar in Deutschland mit gravierenden Folgen. Denn die Auseinandersetzung um die Wanderungsbewegungen bildet einen wichtigen Katalysator für den modernen Antisemitismus und die Akzeptanz eugenischer – eben auch »rassenhygienischer« Positionen – und hat insofern ihren Anteil an dem zunehmenden gesellschaftlichen Einverständnis mit dem NS. So werden bereits verstärkt seit der Jahrhundertwende die Wanderungsbewegungen zum Gegenstand unterschiedlicher diskursiver Praktiken und Objekt disziplinierender Maßnahmen. Mit Bevölkerungsstatistik, Medizin, insbesondere Rassenhygiene / Eugenik und Sozialhygiene sowie Psychiatrie, Kriminologie und Soziologie stellt sich an diesem Punkt eine Vernetzung der diversen Wissensfelder her, und zwar unter Dominanz von Eugenik, Rassenhygiene und Sozialhygiene. Wichtiges Moment dieser Vernetzung sind die symbolischen Verfahren, die gleichzeitig die Grundlage für den Anschluß an das Feld des kulturellen Alltagswissens bilden. Was an diesem Knotenpunkt entsteht, läßt sich als ein symbolisches Raster beschreiben, das die unterschiedlichste Wanderungsphänomene binär anordnet: geordnet und auf Reterritorialisierung orientiert – wie etwa die Siedlungsbewegung – die eine, völlig unregelt und problematische Deterritorialisierung die andere. Ein ganzes Bündel von Symbolen konstituiert letztere als nomadische Massendynamik. Für Eugenik und Rassenhygiene werden *Entwurzelung*, *Zerstreuung*, und *Vermischung* zu Faktoren des Degenerationsprozesses und gleichzeitig zu Merkmalen des Degeneriertseins. *Vermi-*

5 Walter Benjamin: Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit. In: W.B. Gesammelte Schriften; Bd VII, 1. Nachträge. Hg. v. Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser. Frankfurt/M. 1989, 350–384, hier 380.

schung steht dabei für Identitätsverlust und insbesondere unter dem Paradigma von Hoch- und Minderwertigkeit für die problematische Niveaueangleichung. Das Symbol der *Zerstreuung* umfaßt die Vorstellung negativer Proliferation, der Ausstreuung von »minderwertigem Erbgut« – und hier schließt sich das hygienische Modell von *Seuche, Ansteckung, Übertragung* und *Einschleppung* an. Relevant für die Frage des Stereotyps ist das Verfahren, diese Symbole nun gleichzeitig zum Set von Merkmalen einer subjektivierten Figur gefährlicher Devianz zu bündeln. Auf die damit gegebene Möglichkeit der Modernisierung traditioneller antijüdischer Stereotype und der Konsequenzen für den gesteigerten Antisemitismus sei hier nur verwiesen.⁶ Hervorheben möchte ich an dieser Stelle vielmehr den auf diese Weise konstruierten »Vaganten« bzw. den »nichtseßhaften Mensch«, der in den 30er Jahren zum Objekt disziplinierender und insbesondere eugenischer Maßnahmen wird.

Instanzen dieser Entwicklung sind vor allem genealogische Studien wie die des Direktors der »Irrenanstalt Waldhaus-Chur«, Dr. J. Jörger, veröffentlicht 1905 im »Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie, einschließlich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene« unter dem Titel »Die Familie Zero«.⁷ Jörgers Arbeit erlangt zumindest in Deutschland ziemliche Popularität und wird an verschiedenen Stellen, als gelungenes Beispiel für die wissenschaftliche Arbeit und als Beweis für die Notwendigkeit eugenischer Maßnahmen bis hin zur Sterilisation angepriesen. Diese Funktionalität erstaunt, wenn Jörger bereits anfangs vor allem eine ästhetische Haltung der quasi interesselosen »Neugier« und Leidenschaft für sich reklamiert. Tatsächlich »erzählt« Jörger mit zahlreichen literarischen Anleihen dann auch »seine Vagantengeschichte«, die noch dazu – so der Autor selbst – »wie ein garstiges Lied« klinge. Erst die Verbindung von Stammbaumzeichnungen, Ahnentafeln und Ziffern einer auf die Vererbung bezogenen »Wahrscheinlichkeitsrechnung« und literarischer Erzählung erlaubt die Konstruktion eines hereditären Vagantentums. Welch wichtige Rolle dabei symbolische Verfahren spielen, zeigt bereits der merkwürdige Name der Familie, deren Mitglieder unter anderem als »absolute ethische Nullität« beschrieben werden (537). Der »Vaga-

6 Nicht ohne Grund konnte wohl die antisemitische Schrift Adolf Wahmunds: »Das Gesetz des Nomadentums und die heutige Judenherrschaft« 1919 in ihrer 2. Auflage (zuerst 1886) erscheinen. Zu diesen Entwicklungen vgl. Ute Gerhard: *Nomadische Bewegungen und die Symbolik der Krise. Flucht und Wanderung in der Weimarer Republik*. Opladen/Wiesbaden 1998.

7 J. Jörger: *Die Familie Zero*. In: *Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie, einschließlich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene*. Bd. 2 (1905), H. 4, 494–559.

bundismus« fungiert hier nicht nur als eine Devianz neben anderen, sondern als Ursache der zahlreichen »Abirrungen« und »Entartungen«. Schon die symbolische Dimension des Begriffs »Abirring« scheint die generelle Verbindung zum Vagabundieren nahezulegen.

Genauere Konturen erhält der Vagant jedoch durch die Distinktion zu anderen Wanderern. So werden zunächst die »gesunden Faktoren« des Wanderlebens betont. Zwar zitiert Jörger mythische Figuren, wie die des »idealen Wanderers, des »milchtrinkenden Patriarchen und Nomaden«, nur ironisch, um sie als unangemessene Vorstellungen zurückweisen, stellt ihnen jedoch seinerseits eine literarische Naturidylle entgegen. Mit deutlich poetischer Ambition ist die Rede vom »Aufenthalt im Freien«, »Wandern in Wind und Wetter«, »Nächtigen im duftigen Heustall, unter Büschen und Tannen« (497). Die positiven, den Wandervogel konnotierenden Formen und die ihnen zugeschriebene Wirkung – »stählend und abhärtend« – positionieren das Wandern zugleich in den Kontext zeitgenössischer pädagogischer und hygienischer Konzepte, die Jörger dann auch mit dem Hinweis auf die »vortrefflichen Landerziehungsheime« erwähnt (ebd.). Wiederum mit ironischem Bezug auf biblische Idyllen betont der Text schließlich die Sorglosigkeit »dieser Leute«. Letztere scheint allerdings bereits den Übergang vom positiven Wanderer oder Wandervogel zum problematisierten »Vaganten« – symbolisch auch von der »Lichtseite« zum »dunkle[n] Schatten« – einzuleiten. Der Text unterstreicht die Unterscheidung deutlich durch den Einsatz von Massensymbolen. Jetzt geht es nämlich um die »vagierende Horde« und die sie »umschleichenden Gefahren von »Infektion« und »Siechtum«. Und aus der Sorglosigkeit wird der »erschläffende Leichtsin[n]« (ebd.).

Weitere Konturen des »Vagierens« werden noch ergänzt durch die Opposition zur eindeutig zielgerichteten Aus- und Rückwanderung. Während die Wanderung anderer armer Familien zielgerichtet und heimatverbunden verlaufe, habe die der »Familie Zero« vor allem ein Kennzeichen, sie »treiben sich herum« (496). Diesen Unterschied konstituiert Jörgers Text auch anhand der Bewegung der Körper selbst. »Kurzer Schritt und hüpfender, trippelnder Gang« markieren den »Vaganten« in Opposition zum »langen, bedächtigen Bergschritt« (501). Es folgen Darstellungen grotesker Figuren, die vor allem die Merkmale der *Disharmonie*, *Disparatheit* und *Oberflächlichkeit* realisieren. Hinzu kommt das Moment der Ausschweifung, insbesondere der sexuellen und damit die Auflösung der familiären Ordnung. Hervorgehoben werden »heißeste Liebe, Zank, Streit und Prügel in der gleichen Stunde«, die von allen – einschließlich »Hund« – geteilten »gleichen Schlafstätten« und insgesamt das »große Geschlechtsbedürfnis« (503).

Die in der Erzählung der »Vagantengeschichte« bei Jörger gebündelten symbolischen Merkmale bestimmen auch die eugenisch-psychiatrische Diagnostik der nächsten Jahrzehnte. Sie erfahren durch die Zuordnung des Vaganten zum »getarnten Schwachsinn« noch eine weitere Verschärfung, die dann in der Figur des »seßhaften Vaganten« bei dem bekannten »Zigeunerforscher« Ritter ihre Ergänzung findet.⁸ Ihm geht es gerade auch um die Erfassung und »Ausschaltung« der »Vaganten, die gar nicht mehr vagant« sind. Für den psychiatrischen Blick ist es die Figur des »unsteten Psychopathen«, eines »rein charakterologischen Vagabunden«, gekennzeichnet durch »rasche Wechsel« und das Fehlen »übergeordneter und beharrender Ziele.«⁹ Die von Werner Villinger etwa noch betonte fehlende »Selbststeuerungsfähigkeit« unterstreicht die für den Vaganten und für das dabei realisierte Stereotyp des Nomaden wichtige Merkmal, nämlich die in Opposition zum »Wanderer« nicht vorhandene autonome Individualität.¹⁰

Individualisierte »Mo-Turisten« vs. anonyme Zerstreung

Gerade die Selbststeuerungsfähigkeit verweist gleichzeitig auf eine weitere Wandererfigur, die für die Variationen des Stereotyps und ihre Funktionsweise im ausgehenden 20. Jahrhunderts aufschlußreich ist, und zwar auf den Auto-Wanderer. In der populärwissenschaftlichen Zeitschrift »Die Umschau. Wochenschrift über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik« wird diese neue Figur der Mobilität Mitte der 20er Jahre beschrieben. Dabei entsteht in einem Bericht über die »Mo-Turisten« gar eine gewisse Nähe zum problematisierten »Vaganten«. ¹¹ Denn hier ist von »modernen Autozigeunern« die Rede, für die in den USA »freie Lagerplätze« geschaffen würden. Was aber unterscheidet die »Mo-Turisten« mit »Zelt« und »besonderen Reisewagen« – »fliegende Möbelwagen« – von den problematischen Nomaden? Zumindest ist ihr »Wandertrieb« normal, denn es ist der

8 Robert Ritter: Ein Menschenschlag. Erbärztliche und erbgeschichtliche Untersuchungen an – durch 10 Geschlechterfolgen erforschten – Nachkommen von »Vagabunden, Jaunern und Räubern«. Leipzig 1937.

9 Exemplarisch Friedrich Stumpfl: Geistige Störungen als Ursache der Entwurzelung von Wanderern. In: Der nichtseßhafte Mensch. Ein Beitrag zur Neugestaltung der Raum- und Menschenordnung im Großdeutschen Reich. In Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Staatsministerium des Innern hg. v. Bayerischen Landesverband für Wanderdienst, München. München 1938, 275–308.

10 Werner Villinger: Welche Merkmale lassen am jugendlichen Rechtsbrecher den künftigen Gewohnheitsverbrecher vorausahnen. In: Der nichtseßhafte Mensch, 213–214.

11 G. Heinen: Mo-Turisten. In: Umschau 28. Jg., Nr. 4 (26.1.1924), 58–60.

»Wandertrieb, der in jedem Menschen schlummert«, eben auch ein »Drang ›Zurück zur Natur««. Das wiederum verbindet sie im Text mit dem »Wandervogel« und der »Bewegungen«, durch die »breitere Schichten unseres Volkes Natur und Heimat kennen und lieben lernen«. Auch für den »modernen Autozigeuner« und seine nomadischen Tendenzen fungiert die Natur als Garant notwendiger Reterritorialisierung und Identitätsbildung.

Während hier die amerikanischen »Mo-Turisten« und ihre »Lagerplätze« aber vor allem als Argument für die notwendige Unterstützung der »Jugendherbergen« dienen, thematisiert ein Artikel drei Jahre später das Reisen »Mit Motorrad und Auto« in Deutschland selbst.¹² Im Vergleich mit anderen Verkehrsmittel erhalten hier die gesteigerten Deterritorialisierungsmomente der neuen Vehikel eine entscheidende Funktion. Sie sorgen dafür, daß die »Vorteile des Kraftfahrzeuges« insgesamt »überwiegen«. Das »Gebundensein« an »Abfahrtszeiten« und »Strecke« entfalle. Dadurch aber »gleichet der Fahrer einem Zigeuner, der überall dahin gelangen kann, wohin er will, und der seine Zelte da aufzurichten vermag, wo es ihm beliebt« (510). Wenn im Anschluß daran gleich ein weiteres Mal – und gesperrt gesetzt – der Vorteil betont wird, »kommen« und »gehen« zu können, »wann wir wollen« und »wann es uns beliebt«, dann kennzeichnet die Subjektivität des »Fahrers« eines »Kraftfahrzeuges« genau das, was dem problematisierten »Zigeuner« und Nomaden fehlt, und zwar Individualität und Autonomie. Oder anders gesagt, die Grenzen der Entgrenzung sind geklärt und bestimmt. Unterstrichen wird der konstitutive Unterschied zum Nomaden noch dadurch, daß er eben auch »verweilen« kann, etwa an »einer Waldwiese mit kleinem Silbersee«. In der Auto-Mobilisierung sind insofern die affizierenden Deterritorialisierungseffekte von Geschwindigkeit und zunehmender Dynamik gleichzeitig mit gesteigerter Individualisierung verbunden, die sich wiederum in der ästhetisierten Natur, »im kleine Silbersee«, auch spiegeln kann. Als unterscheidendes Merkmal gegenüber einer nichtmobilen Subjektivität einerseits und dem »Vaganten« andererseits kommt die Position der souveränen Regulation – eben Steuerung – anhand von Daten und Meßinstrumenten hinzu. »60 km« empfiehlt der Text als ein »Geschwindigkeit« auf »Landstraßen«, bei der der »Fahrer sein Gefährt fast durchweg (...) in der Hand hat«.

Machen diese verschiedenen Aspekte den »Fahrer« zu einer modernisierten Wandererfigur, so ist sie zugleich aufgrund der Geschwindigkeit – wie das »fast« bereits andeutet – stärker mit der Spannung gefährlicher Deterritorialisierungen

12 Arthur Vieregg: Mit Motorrad und Auto. In: Umschau, 31. Jg. Nr. 25 (18.6.1927), 509–511.

verbunden. Dennoch bleibt der »Fahrer« gerade in Opposition zum Nomaden ein »Wanderer«. In dieser Figur zeigen sich in den 20er Jahren insofern bereits die Konturen des »Autowanderns« – einer wichtigen kulturellen Praxis der 30er Jahre.¹³ Auf dem Hintergrund der Wanderungsproblematik insgesamt läßt sich jedoch die Produktivität des »Autowanderns« für die Herausbildung neuer subjektiver Phantasmen weiter konkretisieren. Denn die Kombinatorik von »Steuerung«, »Mobilität« und »Landschaft« reproduziert in auffälliger Weise die symbolischen Merkmale, die auch innerhalb der medizinisch-hygienischen und psychiatrischen Diskurse als Garanten der Identität die Grenze zur nomadischen Bewegung eindeutig markieren. Das Zusammenspiel zwischen symbolisch produzierten Phantasmen von Identität auf der einen und den Identifizierungspolitiken auf der anderen wird wiederum erkennbar, wenn der genannte Artikel der »Umschau« schließlich auch die grenzüberschreitende Bewegung thematisiert, bei der die Identität von Fahrer und Fahrzeug nicht in Frage stehen darf. erinnert wird an den »internationalen Führerschein«, an das möglicherweise notwendige »Auslandsvisum« den »internationalen Führerschein«, das »international anerkannte Hoheitszeichen Deutschlands« und den »Grenzpassierschein« für das Fahrzeug, der von allen »führenden Automobil- und Motorradorganisationen« ausgestellt würde.

Der Autowanderer stellt insofern tatsächlich – nicht zuletzt durch die Verbindung mit technologischer Innovation – im Gegensatz etwa zum Wandervogel eine modernisierte Figur der Mobilität dar. Insofern beide jedoch an Konzepten von Identität und Individualisierung – orientiert sind – stehen sie zusammen wiederum in Opposition zum Stereotyp des eigentlich Nomadischen mit seinen symbolischen Merkmalen von *Herumtreiben*, *Schweifen*, *Disparatheit*, *Diskontinuität*, *Oberflächlichkeit*, *Vermischung* und damit vor allem *Zerstreung*. Erzählungen des Autowanderers gehören Ende der zwanziger Jahre zu einer Position kultureller Modernität, für die etwa Heinrich Hauser – zugleich Fotograf und neuerdings vor allem auch aufgrund seines Films »Weltstadt in Flegeljahren« (1931) als »avantgardistischer« Filmemacher wiederentdeckt – mit seinen Reisebeschreibungen »Schwarzes Revier« (1930) und »Feldwege nach Chicago« (1931) exemplarisch ist. Für seinen 1928 erschienenen Roman »Brackwasser« mit dem Gerhart-Hauptmann-Preis ausgezeichnet, wird Hauser wohl nicht zu unrecht als eine der »großen Hoffnungen der Literatur der Weimarer Republik«

13 Vgl. Erhard Schütz: »Jene blaßgrauen Bänder«. Die Reichsautobahn in Literatur und anderen Medien des »Dritten Reiches«. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur 18 (1993), H. 2, 76–120.

beschrieben.¹⁴ Seine 1934 veröffentlichte Bekenntnisschrift zum NS (»Kampf – Geschichte einer Jugend«) und seine Beiträge für die Autobahn-Zeitschrift in den 30er Jahren werfen die Frage nach der kulturellen und politischen Funktionalität solcher Erzählungen und Stereotype der Mobilität mit aller Deutlichkeit wieder auf. Denn aus der Position des Autowanderers entwickeln sich Erzählungen, die weit entfernt von einer widerständigen Perspektive durchaus integrierbar waren in die Kultur der neuen mörderische Wir-Erzählung.

Ganz andere Möglichkeiten ergeben sich für die Erzählungen aus der Perspektive des Nomadischen. Die nomadische *Zerstreuung* etwa stellt sich nicht nur als Widerpart der modernen Identifizierungsverfahren dar, weshalb etwa der Direktor des Hygienischen Instituts der Technischen Hochschule Dresden, Fetscher, Mitte der 20er in seinen »erbbiologischen Studien an Sexualverbrechern« feststellen muß, »daß nur Geduld und Ausdauer gerade bei den Familien Asozialer zum Ziele führen kann, da die einzelnen Glieder oft zerstreut und ohne Verbindung untereinander leben, und weil nicht selten manches verschwiegen wird«.¹⁵ Vielmehr wird an Joseph Roth oder Siegfried Kracauer erkennbar, wie sich gerade durch Vertextungen des nomadischen Symbolkomplexes widerständige Positionen und Subjektivitäten formulieren lassen. Neben den eher kulturtheoretischen Aufsätzen Kracauers sei wenigstens kurz sein Roman »Ginster« angesprochen, der tatsächlich als Text der Zerstreuung beschrieben werden kann.¹⁶ Anonym erschienen mit dem Untertitel »von ihm selbst geschrieben« – allerdings durchgängig in Er-Form –, handelt es sich um nichts weniger als um eine paradoxe Verfremdung der autobiographischen Schreibweise bzw. um die Selbstbeschreibung des Anonymen, zumal Ginster auch kein eigentlicher Name ist. Interessanterweise entwickelt der Protagonist dann auch seine Widerständigkeit gerade aufgrund seiner Widerstandslosigkeit, seines »Sich-Treibenlassens«, seiner Oberflächlichkeit und Zerstreuung. Seine Abneigung dagegegen, »auto-mobil« zu sein, findet ihre Ergänzung in seiner Leidenschaft für Bahnhöfe und Häfen.

14 Erhard Schütz u. Eckhard Gruber: Mythos Reichsautobahn. Bau und Inszenierung der »Straßen des Führers« 1933–1941. Berlin 1996, 14.

15 R. Fetscher: Erbbiologische Studien an Sexualverbrechern. In: Archiv f. Rassen- und Gesellschafts-Biologie, einschließlich Rassen- und Gesellschafts-Hygiene, Bd. 17 (1925–26), H. 3, 256–281, hier 261.

16 Zur genaueren Analyse des Textes vgl. Ute Gerhard: Siegfried Kracauers »Ginster« – ein Text zur »Zerstreuung«. Versuch über nomadische Diskursformen. In: Gabriele Clevé u.a. (Hg.): Wissenschaft. Macht. Politik. Interventionen in aktuelle gesellschaftliche Diskurse. Münster 1997, 139–152.

Dabei entwickeln sich um die Symbolik des Nomadischen Formen singulärer und kollektiver Subjektivität gerade jenseits von Identität und Individualisierung.

Treffend faßt Walter Benjamin in seiner Rezension der »Angestellten« die wichtigen Erzählverfahren Kracauers in dem Symbol des »Lumpensammlers« zusammen:

»Ein[en] Lumpensammler frühe im Morgengrauen, der mit seinem Stock die Redelumpen und Sprachfetzen aufsticht, um sie murrend und störrisch, ein wenig versoffen, in seinen Karren zu werfen, nicht ohne ab und zu einen oder den anderen dieser ausgebliebenen Kattune »Menschentum«, »Innerlichkeit«, »Vertiefung« spöttisch im Morgenwinde flattern zu lassen.«¹⁷

Die provokative Infragestellung kultureller Hierarchien, das materielle Gewicht des Diskursiven und die Strategie der Fragmentarisierung sind tatsächlich Kennzeichen der Kracauerschen Konstruktion, die immer auch mit »spöttischer« Dekonstruktion traditioneller Konzepte einhergeht.

Die Fragmentarisierung und Oberflächlichkeit verweisen auf die anfangs erwähnte Position der »Drift« in der Kritik Richard Sennetts an der »Kultur des neuen Kapitalismus« und damit auf die Frage nach den aktuellen Funktionen des nomadischen Stereotyps und seiner Variationen. Der »elektronische Nomade« läßt sich wohl durchaus in die historische Filiation des »Mo-Turisten« und »Auto-Zigeuners« einreihen. Dem modisch-postmodernen Single-Nomadens jedoch unter der Forderung nach Beheimatung, Charakter, Kontinuität und Identität entgegengetreten zu wollen, läuft, wenn überhaupt, auf eine traditionelle Figur der Gegenidentifikation hinaus, die noch dazu funktional für die Reproduktion des Nomadischen als Stereotyp der Ausgrenzung und Verwerfung ist. Die Bemühungen Kracauers oder insbesondere auch Benjamins, die »verruftene Gestalt« der »zerstreuten Masse« zu einer produktiven Instanz kultureller Produktion zu machen, verweisen dagegen auf die subversiven Effekte möglicher Entidentifizierung, die gerade nicht der Vereinzelung gleichkommen muß, und so erhalten sie für die kulturelle Praxis und Theorie des ausgehenden 20. Jahrhunderts ihre Aktualität.

17 Walter Benjamin: Ein Außenseiter macht sich bemerkbar. Zu S. Kracauer, »Die Angestellten«. In: W.B. Gesammelte Schriften. Bd. III. Hg. v. Rolf Tiedemann u. Hermann Schweppenhäuser. Kritiken und Rezensionen. Frankfurt/M. 1980, 219–225, hier 225.

Medien im Konflikt

Jürgen Link

»DIESE BILDER!«

Über einige Aspekte des Verhältnisses von dokumentarischen Bildmedien und Diskurs

Es geht mir im folgenden um eine sehr begrenzte Fragestellung: Man hat gegen die Diskursanalyse Foucaults eingewandt, daß sie auf das klassische Printmedium Buch beschränkt und infolgedessen für eine Analyse moderner elektronischer Massenmedien unzuständig sei. In der Tat gibt es bei Foucault keine explizite Theorie des Verhältnisses von elektronischen Medien und der Kategorie Diskurs. Man kann allerdings insbesondere aus Foucaults Analyse des klinisch-medizinischen Diskurses, bei dem auch Labortests und Beobachtungsreihen mit den entsprechenden Abbildungen, Fotos und Kurven diskurskonstitutiv sind, den Schluß ziehen, daß der Diskursbegriff von vornherein multimedial bzw. intermedial aufgefaßt werden will. Indirekt ergibt sich ferner aus Foucaults Stellungnahmen und Interviews zur politischen Aktualität, daß er auch die modernen elektronischen Massenmedien als diskursive Prozesse betrachtete.

Da aber systematische Ausführungen fehlen, öffnet sich hier der diskurstheoretischen Forschung in der Tat ein riesiges offenes Feld, von dem ich im folgenden nur einen sehr kleinen Ausschnitt diskutieren möchte. Ich beschränke mich auf »dokumentarische Bildmedien« und verstehe darunter Fotos und Filme, mit welcher Technik auch immer prozessiert, soweit sie (ihrem Anspruch nach) eine nicht eigens inszenierte, sondern sich »spontan« ereignende Wirklichkeit abbilden möchten. Ich spreche also hier nicht über fiktionale Filme und klammere darüber hinaus dominant ästhetische Aspekte als solche insgesamt aus, was nicht heißt, daß sie nicht wichtig wären¹. Es wird sich während meiner Überlegungen sozusagen en passant mehrfach erweisen – wenn es dafür noch eines weiteren

1 Auf entsprechende Forschungsansätze kann ich hier nur pauschal verweisen. S. insbesondere »Politik und Bilder«, kultuRRevolution. zs. f. angewandte diskurstheorie 37 (dez. 1998).

Erweises bedürfte – daß die Dichotomie Inhalt vs. Form sowieso irreführend ist und daß bestimmte diskursive Strukturen gleichzeitig ästhetische Effekte bewirken und daß umgekehrt ›rein formale‹ ästhetische Verfahren wie Kameraperspektive, Schnitt- und Montagetechnik, Ausleuchtung und Farbgebung, Komposition usw. nichts anderes als besondere diskursive Verfahren sind, die stets mit anderen diskursiven Verfahren wie Konfiguration, Handlung, Symbolik, Subjektsituation usw. aufs engste gekoppelt operieren.

Außerdem möchte ich die »dokumentarischen« Fotos und Filme, so wie ich sie gerade definiert habe, zusätzlich auf »makropolitische« einschränken, worunter ich fotografierte und gefilmte politische Ereignisse verstehe, die zumindest potentiell als Elemente der allgemeinen politischen Geschichte infrage kommen. Ich handele also z.B. nicht von der Dokumentation sportlicher oder kultureller Ereignisse, soweit sie nicht zusätzlich eine allgemein politische Funktion erfüllen, und auch nicht von der Dokumentation lokaler Mikroereignisse und Alltage, soweit sie nicht als repräsentativ für allgemein politische Entwicklungen »gesendet« werden. Es ist mir dabei klar, daß diese Abgrenzung nach Art eines hermeneutischen Zirkels bereits diskurs- und medientheoretische kategoriale Klärungen voraussetzt, die ich nun im folgenden versuchen will.

Bilder-Verletzung durch »dokumentarische« Fotos und Filme

Was unterscheidet, um mit meinen derart eingegrenzten Überlegungen zu beginnen, einen printmedialen Bericht über ein politisches Ereignis, etwa die Beschießung eines Markts in Sarajewo mit Granaten, von einem Dokumentarfilm des gleichen Ereignisses im Fernsehen? Die Antwort erscheint sehr banal: Offenbar liefert nur der Dokumentarfilm sogenannte »authentische Bilder«. In den Medien selber, die entsprechend Luhmanns Theorie immer autoreflexiver werden, ist seit geraumer Zeit von »Bildern« in einem besonderen, emphatischen Sinne die Rede. Ich habe diese besondere Emphase – »wer diese Bilder gesehen hat, kann einfach nicht mehr...« – in ihrer Entstehung nicht genau verfolgt (was aber eine lohnende Aufgabe wäre): in Deutschland scheinen mir tatsächlich die Fernsehdokumentarspots über Granateneinschläge auf dem Markt von Sarajewo eine neue Qualität zu signalisieren. Ohne sie wäre die militärische Intervention der Bundeswehr auf dem Balkan, die bis kurz zuvor bei allen Parteien wegen der Wehrmachtsintervention zwischen 1941 und 1945 unter einem besonders strikten Tabu stand, wohl kaum legitimierbar geworden. »Wer diese Bilder gesehen hat ...« – »diese Bilder« – »die Bilder«: was ist ihre besondere Qualität?

Ein weiteres aufschlußreiches Ereignis für die zu analysierende besondere Kategorie »diese Bilder« war das ICE-Unglück von Eschede: Hier sagten die im Fernsehen interviewten Helfer am Platz des Unglücks, während Schwerverletzte auf Bahren gefilmt dokumentiert wurden, typischerweise: »Ich habe viel erlebt, aber diese Bilder werde ich nie vergessen«. Eine besondere Qualität der Kategorie bildeten geistliche Beistände, die berichteten, daß sie Menschen zu trösten versuchten, die »unter dem Schock dieser Bilder« ständen.

»Diese Bilder« verletzen also offenbar in einem sehr emphatischen Sinne ihre Zuschauer: sie verletzen sie so sehr, daß sie auf der Stelle intensive Therapie benötigen. Es scheint sich geradezu eine neue Spielart von Therapeuten zu entwickeln, die man als Therapeuten für Bilder-Verletzte oder Bilder-Geschädigte bezeichnen könnte. Nun sind die Opfer dieser Bilder-Verletzung im engen Sinne die »Betroffenen vor Ort«: Das dokumentarische Bild-Medium überträgt die Bilder-Verletzung aber in einer nicht von Ambivalenz freien Weise auf die Zuschauer der Massenmedien. »Authentisch« in diesem Sinne heißt also vor allem Distanzlosigkeit im Sinne von unvermittelter Augenzeugenschaft. Die Zuschauer werden durch diese »Bilder« scheinbar im gleichen Maße wie die körperlich vor Ort Anwesenden zu Augenzeugen gemacht. Dabei sind Unvermitteltheit und Gleichzeitigkeit die entscheidenden Spezifika, die andere Medien nicht liefern: Es steht scheinbar kein Mittler, kein berichtender Augenzeuge, kein Erzähler zwischen »Bild« und Zuschauer – es gibt keine Distanz, die sprachliche Ebene ist völlig ausgeschaltet: der Zuschauer sieht selbst die wirklichen Opfer, die wirklichen Explosionen, das wirkliche Blut, die wirklichen Leichen – er sieht nur sprach- und wortlos, und er weiß (Gleichzeitigkeit bzw. ihr Effekt), daß die Opfer jetzt im gleichen Augenblick, in dem er zuschaut und nicht helfen kann (bzw. kurz vorher), wirklich leiden und sogar sterben. Dadurch werden tendenziell alle Zuschauer selber zu Bilder-Geschädigten, die eine Therapie benötigen, wobei die Sprachlosigkeit der Situation sicherlich einen wesentlichen Aspekt des Traumas ausmacht. Das filmisch-dokumentarische, idealtypisch sprach-lose, »authentische Bild« in diesem Sinne, für das das »authentische« Opfer-Bild exemplarisch stehen kann, stellt also eine maximal intensive, direkte Rückkopplung zum Rezipienten her, wie sie in der Tat wohl medienspezifisch sein dürfte. In dieser sprachlosen kurzschlußartigen Rückkopplung werden Rezipient und Rezipientin ganz von einem doppelten, in sich extrem widersprüchlichen Imperativ »erschlagen«, wie man wohl sagen muß: Dieses Bild ist überwältigend da und muß angeschaut werden – ihm fehlen im mehrfachen Sinne die Worte – dieses Bild muß verschwinden, weil es – aus sehr widersprüchlichen Ursachen, die noch zu analysieren sind – weh tut.

Nun kann man zunächst sagen: Diese Art »authentischer« Opfer-Bilder sind ja nicht immer völlig sprachlos, es gibt ja manchmal wenn auch spärliche voice-over-Kommentare – sie bilden außerdem ja nur einen Extremfall – es gibt ja doch ganz viele weitere genauso »authentische« Bilder mit harmlosen Informationen, wie z.B. über Bundestagsdebatten oder EU-Treffen, oder auch Demonstrationen oder Streiks usw. Genau hier erweist sich aber eine konstitutive Paradoxie des »authentischen« Bild-Mediums: Wiederholungen, und zwar nicht bloß wörtliche, sondern auch institutionelle – schon wieder eine Wahl, schon wieder eine Demo, jeden Abend Tagesschau – insbesondere auch sprachliche Wiederholungen – senken nach dem von Sklovskij beschriebenen Gesetz der Automatisierung den Authentizitätseffekt und steigern umgekehrt die Wahrnehmung des diskursiven Rahmens: »das ist Fernsehen« als Gegensatz zu: »diese Bilder«. So entsteht die viel beklagte »Ritualisierung«, z.B. als »Dauerpräsentation unserer Schande«, worauf ich am Schluß noch zurückkomme. So werden sogar die Grenzen zwischen authentischen politischen Informationen und Entertainment durchlässig, die Politik wird zum Sport, die Politiker reden vor und nach der Wahl genau wie Trainer vor und nach dem Spiel, sie werden vor allem genauso gefilmt – alles integriert sich in das endlos laufende Fun- und Thrill-Band der *société du spectacle* Guy Debords² bzw. der »Simulation« Jean Baudrillards³. Um diese Entropie der authentischen Bildmedien zu bremsen, werden offenbar von Zeit und Zeit »diese Bilder«, d.h. die den Zuschauer verletzenden, »unter die Haut gehenden«, idealtypisch sprach-losen Massaker-Bilder benötigt; sie funktionieren als der Goldstandard, der auch dem täglichen Papiergeld den Authentizitätswert erhält.

Mittlere Geschichten als Bezugsrahmen »authentischer Bilder«

Ich vermute, daß sich an diesen Kern der medienspezifischen kurzschlußartigen Rückkopplung mit dem »authentischen Bild« verschiedenartige diskursive Strategien anschließen lassen bzw. daß umgekehrt verschiedene diskursive Strategien das »authentische Bild« verschieden verwenden und sozusagen verschieden in sich einbauen können. Ich komme damit zu einem zweiten grundlegenden Aspekt, der diesmal gerade nicht medienspezifisch, sondern ganz diskursiv und damit von vornherein medienübergreifend ist, nämlich der notwendigen Integra-

2 Guy Debord: Die Gesellschaft des Spektakels. Berlin 1996 (*La société de spectacle*. Paris 1967).

3 Jean Baudrillard: Der symbolische Tausch und der Tod. München 1982 (*L'Échange symbolique et la mort*. Paris 1976).

tion aller Bilder, einschließlich der »authentischen Bilder« im gerade gekennzeichneten Sinne, in diskursiv konstituierte Strukturen wie vor allem symbolische und narrative Strukturen. Ich möchte zeigen, daß auch das maximal »authentische Bild« von der Art Beschießung des Marktes von Sarajewo oder ICE-Katastrophe von Eschede immer schon in einem symbolischen und narrativen diskursiven Rahmen funktioniert, immer schon in kollektivsymbolische Schemata und mythische Geschichten eingebettet ist (wobei ich mythisch im deskriptiv strukturalen, nicht im abwertend ideologiekritischen Sinne verstanden wissen möchte).

Bevor ich diesen Gedanken weiter ausführe, möchte ich jedoch zunächst kurz zeigen, daß sogar das medienpezifische »authentische Bild« selbst seine eher allgemein diskursiven historischen Vorläufer besitzt. Friedrich Kittler⁴ hat in seinem Buch *Aufschreibesysteme 1800/1900* plausibel gezeigt, daß die narrative Literatur von 1800 ihre Leserinnen dazu stimuliert, innere Bilder zu produzieren – einschließlich innerer Filme im Kopfkino. Diese innere Bildproduktion, d.h. die »kreative Phantasie«, gehörte also zum literarischen Diskurs: sie wurde durch tatsächliche ikonische Zeichenkomplexe wie Buchillustrationen und Theaterinszenierungen, nicht zu reden von *laternae magicae*, Panoramen, Dioramen usw., gestützt und routinisiert. Auch in solchen Diskursen literarischen Typs läßt sich teilweise bereits eine Tendenz zum »authentischen Bild« erkennen, z.B. in den illustrierten Berichten über die Französische Revolution oder ähnliche historische Makro-Ereignisse. Diese Tendenz wird durch die Erfindung der Fotografie qualitativ gestärkt und bekommt durch den Film dann, wie Friedrich Kittler ebenfalls gezeigt hat, einen innovativen Schub von epochaler Bedeutung. Nirgends aber funktionieren diese neuen Medien sozusagen »pur«, nirgends kreieren sie *sola technologia* aus dem Stand völlig neue Diskurse, überall emergieren sie in engster Symbiose mit anderen, vor allem schriftgestützten Medien (man denke an den Stummfilm), überall sind sie von Beginn an an bestehende Diskurse gekoppelt. Dabei geht es übrigens keinesfalls immer nur um literarische Diskurse (bzw. Interdiskurse): ich erinnere nur an die wichtige Rolle des Mediums Fotografie im medizinischen Diskurs (Fotos und Röntgenaufnahmen), die insbesondere für die Archäologie der »authentischen Bilder« im oben skizzierten Sinne von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist – in beiden Fällen geht es ja immerhin um »authentische Bilder« real leidender Körper. Mit der Rolle der Bilder im medizinischen Diskurs hängt die im juristischen (z.B. als Beweismittel) oft genug zusammen.

4 Friedrich Kittler: *Aufschreibesysteme 1800/1900*. München 1985.

Auch die Tendenz zur authentischen möglichst annähernden Gleichzeitigkeit ist längst zuvor sichtbar: Schon bei den Stichen und Radierungen etwa der Guilotinierung Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes ist die Absicht deutlich, die Zuschauer zumindest ersatzweise zu Augenzeugen zu machen. Diese Tendenz beherrscht auch die gesamte Historienmalerei des 19. Jahrhunderts, während schon im Krimkrieg die Fotografie die Distanz auch zeitlich zu verringern beginnt. Je mehr fotografische und dann filmische Bilder produziert wurden, um so mehr mußte dann die oben umrissene paradoxe Tendenz sich bemerkbar machen: Die neuen Medien tendierten insgesamt mit der Zeit sogar noch mehr als die Schrift zum Effekt der Fiktionalität, womöglich allgemein zum Ästhetischen, wogegen der Wettlauf zur Gleichzeitigkeit, real time, Objektnähe, Objektschärfe usw. einsetzte. Dennoch ist es, genau analysiert, letztlich ein rein thematisches Element, der Tod im Terror, der dem emphatischen »authentischen Bild« seine Sonderstellung, die ich oben mit dem Goldstandard verglichen habe, garantiert. Ein indirekter Beweis dafür sind auch die fallweisen Debatten über manipulierte Terrortod-Bilder.

Ich habe bisher zeigen wollen, daß selbst der medienspezifische Authentizitätsanspruch als Diskurseffekt analysiert werden kann und muß. Ich komme nun zu den eindeutig diskursiven Rahmenstrukturen aller »authentischen Bilder«, ihrem Funktionieren im Rahmen von kollektivsymbolischen Schemata und mythischen »mittleren Geschichten«.

Im Anschluß an Jean-François Lyotard⁵ ist viel von »Großen Erzählungen« die Rede: ich würde »Grands Récits« eher mit »großen Geschichten« übersetzen wollen. Dieser Begriff ist philosophisch und meint letztinstanzliche Legitimationsdiskurse historizistischen Typs wie alle modernen teleologischen Fortschritts-Mythen vom Typ Hegels, des comteschen Positivismus und weiterer Positivismen sowie z.B. auch vieler Marxismen. Lyotard stellt diese »großen Geschichten« gegen »kleine Geschichten«, womit er wiederum in einem philosophischen Sinne solche Legitimationsdiskurse meint, die nur einen sektoriellen und partiellen Anspruch erheben. Was bei ihm also fehlt, ist die m.E. empirisch sehr wichtige Zwischenebene der von den modernen Massenmedien, und zwar sowohl Print- wie Bildmedien, je fragmentarisch gesponnenen und weitergesponnenen »mittleren Geschichten«⁶, wie ich sie nennen möchte.

5 Jean-François Lyotard: Das postmoderne Wissen. Ein Bericht. Wien 1986 (La condition postmoderne. Paris 1978).

6 S. zum Begriff auch J.L.: As-Sociation und Interdiskurs. In memoriam Rudolf Bahro und Jean-François Lyotard. In: kultuRRvolution 38/39 (märz 1999), 13–22.

Im okzidentalischen 19. Jahrhundert waren das vor allem die medialen Geschichten vom Aufstieg, Konkurrenz- und Überlebenskampf der »großen Nationen«, deren jede ihren prägnanten »Nationalcharakter« besaß. Diese Geschichten konnten je nach der historischen Konjunktur ›dünner‹ oder ›dichter‹ erzählt werden, sie konnten unterbrochen und auch ›neu aufgerollt‹ werden – dennoch lagen sie als selbstverständlich von allen Beteiligten vorausgesetzte Basislinie allen einzelnen Ereignissen und Episoden zugrunde. Die Lyotardschen »Metageschichten« von der Emanzipation und vom Fortschritt der »Menschheit« ganz allgemein müssen als eine bereits sekundäre Bearbeitung der »mittleren Geschichten« vom Aufstiegs- und Überlebenskampf der großen Nationen betrachtet werden. Die marxistischen Geschichten vom Aufstieg des internationalen Proletariats, von seinem Klassenkampf gegen die Bourgeoisien und seiner Erringung der klassenlosen Gesellschaft standen in Konkurrenz dazu, teilten aber die entsprechende (deskriptiv verstanden) mythische Struktur, was schon Sorel und Gramsci – und zwar zustimmend – festgestellt haben. Es waren die mittleren Geschichten, die überhaupt erst die Akteure von Ereignissen und Bildern bestimmten: Ob man auf dem Bild »Deutsche« und »Franzosen«, »Arbeiter« und »Bourgeois« usw. sah, war viel wichtiger als jede mediale Bildqualität. Jede technische mediale Qualität diente mithin dem Diskurs.

1914 erwiesen sich die nationalistischen »mittleren Geschichten« zunächst als stärker als die marxistischen. Jedenfalls wurden einzelne Ereignisse diskursiv überhaupt erst dadurch zu Ereignissen, daß sie über die Massenmedien in solche mittlere Geschichten integriert wurden. Davon hing ab, ob z.B. die Pariser Kommune als Explosion der degeneriertesten und perversesten Elemente der französischen Nation oder als proletarischer Klassenkampf interpretiert wurde. Das galt in vollem Maße auch für alle Bilder (damals dominant Fotos): diskursiv entscheidend waren immer die Akteure und ihre Subjektpositionen bzw. Frontstellungen. Erst wenn diese für den Zuschauer geklärt waren, konnte er nicht bloß intellektuell, sondern auch affektiv auf Motive wie Terror, Leiden und Tod auf den Bildern adäquat reagieren. Schon damals spielten Massaker-Bilder eine diskursiv strategische Rolle: Sie »bewiesen« die Verworfenheit der jeweils anderen Nation und legitimierten also die rächende Gewalt der je eigenen – umgekehrt wurden sie von der je beschuldigten Nation als sogenannte »Greuelmärchen« zu depretiiert gesucht.

Eine auffallende Differenz in der diskursiv gesteuerten Lektüre solcher Bilder im Westen und in Deutschland lag wohl in der Dominanz des juristischen Diskurses im Westen und in dessen Zurückstellung in Deutschland. Westliche Massaker-Bilder waren immer gleichzeitig fast schon Beweisstücke in einem künftigen

juristischen Verfahren. Diese Diskursregelung zeigt sich heute noch besonders prägnant in den USA.

Nach dem Zweiten Weltkrieg dominierte lange Zeit die mittlere Geschichte vom Kalten Krieg, in jeweils verschiedenen Versionen. Ereignisse wie die Berliner Blockade oder der Bau der Mauer oder die Niederschlagung des 17. Juni, des Ungarnaufstandes und des Prager Frühlings kodierten sich sozusagen spontan selbst im Rahmen dieser Geschichte. In der kultuRRevolution und andernorts haben wir an vielen konkreten Beispielen die diskursive Konstitution solcher Ereignisse mittels des Kreis- und Dreiachsen-Schemas von Willi Benning analysiert⁷: als Zuweisung von Subjekt-Status bzw. subjektlosem Status an Akteure, als binäre kollektivsymbolische Kodierung usw. Über diese diskursiven Mechanismen läuft die Identifikation und Gegenidentifikation, ohne die die Zuschauerinnen die Ereignisse nicht in eine mittlere Geschichte einordnen und sie also recht eigentlich gar nicht als Ereignisse wahrnehmen könnten.

Was ist dabei nun die Spezifik der Bildmedien? Sie beschränkt sich offenbar ganz auf die Funktion von Bereitstellung maximaler Authentizität. Die Distribution von Akteure- und Subjektpositionen sowie die Applikationsregie zur Identifikation und Gegenidentifikation funktioniert dabei ebenso analog zu anderen Medien wie die schließlich insgesamt erfolgende Einordnung in eine mittlere Geschichte. Nehmen wir als Beispiel wieder die Spots von der Beschießung des Markts von Sarajewo: Die Opfer werden als Bosnier identifiziert und als zivile Opfer eines überraschend und anonym in eine friedliche Situation hinein erfolgenden, also feigen militärischen Angriffs. Die Angreifer sind nicht im Bild, was – natürlich nur über diskursive Elemente – die Zuschreibung von feiger Hinterhältigkeit verstärkt. Sie werden aber verbal als »die Serben« identifiziert, von denen die Zuschauer wissen, daß sie von ihrer eigenen deutschen Regierung, später auch von der »vor Ort« stationierten Bundeswehr, als die eigentlichen Feinde betrachtet werden. So wird der Spot zum Ereignis in einer mittleren Geschichte, die in dem von »den Serben« feige geführten Krieg gegen »die Bosnier« besteht. Nicht bloß die authentische Verletzung gefilmter bosnischer Körper, nicht bloß das Weinen der gefilmten Augenzeugen, sondern auch die oben erwähnte »Bilder-Verletzung« der deutschen Zuschauer geht dabei von »den Serben« aus. Die tendenzielle Sprachlosigkeit solchen »Bilder-Zeigens« läßt den Affekt sozusagen mit sich allein und intensiviert ihn dadurch, bis er in seiner

7 S. u. a. Jürgen Link: Diskursive Rutschgefahren ins Vierte Reich? Rationales Rhizom. In: kultuRRevolution 5 (februar 1984), 12–20; J.L.: Isotope, Isotopien: Versuch über die erste Hälfte von 1986. In: kultuRRevolution 13 (Oktober 1986), 30–46.

Hilflosigkeit und Opakheit direkt an ein pauschales Feindbild (»das also haben die Serben getan!«) an-schießen kann (an-schießen!)⁸.

Zuweilen wurde diese partikulare mittlere Geschichte darüber hinaus zusätzlich an die mittlere Geschichte des Kalten Kriegs noch nach deren Ende gekoppelt, und zwar immer dann, wenn »der Kommunist Milosevic« als der eigentliche Drahtzieher aller feigen Überfälle und Massaker im Hintergrund identifiziert wurde – all das natürlich rein sprachlich (wenn auch noch so rudimentär sprachlich) und insofern selbstverständlich rein diskursiv.

Üblicherweise funktionieren in unseren Massenmedien authentische Schock-Bilder und mittlere Geschichten als enge Symbiose: die Schock-Bilder sollen den mittleren Geschichten Authentizität verleihen, und die mittleren Geschichten sollen den Schock-Bildern eine klare diskursive Botschaft zuordnen. Je nach dem Grad des reibungslosen Funktionierens dieser Kopplung reagieren die starken Affekte schließlich nur noch nach den Vorgaben der mittleren Geschichten. Insbesondere die Massaker-Bilder fordern zu extremer, uneingeschränkter und handlungsbereiter Parteinahme für die gute gegen die schlechte Seite der zugrunde liegenden mittleren Geschichte auf. Sie geben dieser Parteinahme das bestmögliche Gewissen.

Diese reibungslose Symbiose kann u.U. aber auch umgekehrt die Tendenz zur Abstumpfung und Entropie noch zusätzlich verstärken, und zwar vor allem dann, wenn die basale mittlere Geschichte sozusagen ihre Kraft verliert und dann in kritischem Licht erscheint. Sicher gibt es in jeder Gesellschaft mehr oder weniger große Minderheiten, die sich mit den hegemonialen mittleren Geschichten gegenidentifizieren statt sich mit ihnen zu identifizieren. (Außer Identifikation und Gegenidentifikation gibt es als dritte Möglichkeit auch noch die »Entidentifizierung«, d.h. die Möglichkeit, sich den dominanten Alternativen der mittleren Geschichten ganz zu entziehen⁹.) In Ausnahmefällen können diese Minderheiten

8 Als ich dies im Dezember 1998 vortrug, ahnte ich zwar einen bevorstehenden Krieg der Bundeswehr, hoffte aber, daß wenigstens der Balkankelch noch an uns vorübergehen würde. Inzwischen haben wir alle Scharping im Bundestag eine Zeitung hochhalten und die dezimierte Dissidenz anbrüllen gesehen: »Schauen Sie dieses Bild an! (mit gesteigerter Lautstärke:) Schauen Sie es an!« So kann das sprach-lose »authentische Bild« optimal dazu dienen zu »beweisen«, daß nur der totale Tornadokrieg »diesen Opfern helfen konnte« (was durch das »Bild« dieser toten Opfer »bewiesen« ist). In der Sprachlosigkeit des »Bildes« »schießt« tatsächlich der hilflose Affekt direkt an den Tornado an. Das Bild verletzt mich, die Sprache bleibt mir weg, ich kann nichts tun, mein eingekapselter Affekt will explodieren: Tornado – da explodiert es.

9 S. Michel Pêcheux: Zu rebellieren und zu denken wagen! Ideologien, Widerstände, Klassenkampf. Teil 1. In: kultuRRvolution 5 (1984), 61–65; Ute Gerhard in diesem Band.

anwachsen und sogar zu Mehrheiten werden. Ich erinnere mich daran, wie bei mir selbst in den sechziger Jahren die auf den Vietnamkrieg angewendete mittlere Geschichte des Kalten Krieges ihre Legitimität verlor und dann sogar umschlug in eine ganz andere mittlere Geschichte, die vom Befreiungskampf der Dritten Welt gegen die Hegemonie der Nordhalbkugel. Dabei änderten die Fernsehbilder für mich ihre Botschaften einschließlich ihrer affektiven und sogar ästhetischen Intensitäten. Es wäre interessant, die Ursachen solcher Umschläge genauer zu untersuchen – ebenso wie es höchst interessant und wichtig wäre, nach der in jeweiligen konkreten Einzelfällen größeren oder geringeren Legitimität von mittleren Geschichten zu fragen, die natürlich genauso unvermeidlich sind wie Kollektivsymbole – genauso wenig wie bei den Kollektivsymbolen predige ich also auch im Fall der mittleren Geschichten Ikonoklasmus und totale Abstinenz. Für eine genauere Darlegung all dessen fehlen mir aber hier Raum und Zeit.

Soviel ist jedoch sicher: Der Wurm sitzt im allgemeinen zunächst einmal in den mittleren Geschichten, also auf der mehr oder weniger ›reinen‹ Diskursebene. Man kann sie nicht kritisch genug betrachten, und gerade auch die jeweils sozusagen eigenen. Ich kann hier nicht auf Technika einer entsprechenden Diskursanalyse eingehen: Welche Denotate und Konnotate tauchen auf der sprachlichen Ebene und in welchen Mündern und wie auf? Wie werden die Opfer bzw. Augenzeugen und wie wird der Reporter als Sprecher eingesetzt? Wie funktionieren die Verweise zwischen Wort und Bild, wie werden Bilder dadurch mit einer zusätzlichen Symbolhaut überzogen usw.? Wie aber wird auch das Beschweigen, die Wort- und Sprachlosigkeit als diskursiver Affektmultiplikator und Kurzschlußmechanismus verwendet? Wie wird genau die mittlere Geschichte angekoppelt: per Symbolik, Identifizierung der Akteure, Verweis des Kommentars auf nicht anwesende Akteure, Schweigen plus ›nacktes‹ Feindbild-Wort usw.? Werden mehrere alternative oder bloß eine mittlere Geschichte konnotiert? Wird ein strenger Binarismus von Opfer- vs. Täterseite aufgebaut und wie?

Johan Galtung hat es als Grundprinzip der Friedensforschung bezeichnet, binäre Schemata zunächst einmal um möglichst viele Faktoren und beteiligte Subjekte zu vermehren. Entsprechend ist es grundsätzlich zu empfehlen, die binäre Opposition zweier Diskurspositionen einer einzigen mittleren Geschichte oder die Alternative bloß zweier mittlerer Geschichten in möglichst viele mittlere Geschichten zu multiplizieren. Dazu sind ferner immer Analyse, Kritik, Ironie, paradoxer Rollentausch der agonalen Subjekte, verfremdende Analogien usw. zu empfehlen. All das kann jedenfalls die vorprogrammierte Auslösung stereotyper Affekte durch die verletzenden Bilder samt deren Instrumentalisierung für eskalierende »Gegenschläge« irritieren¹⁰. U.U. ist sogar vielleicht die Stärkung einer

neuen, anderen Spielart von »Authentizität«, der es nicht um die Stärkung mittlerer Geschichten geht, denkbar. All das muß ich an dieser Stelle offen lassen.

Ein besonders wichtiger Aspekt wäre noch die jeweilige diskursive Regie der Bezüge zwischen historischen Präzedenzen und Aktualität: Welche Linie wird durch die Reihe historischer Analogien gelegt und mit welchen diskursiven bzw. bildmedialen Mitteln? Welche aktuellen Handlungsanregungen ergeben sich aus der diskursiven Rahmung der »authentischen Bilder« mittels der mittleren Geschichten? Dabei liegt eine grundlegende Alternative darin, ob das Opferbild auf Handlungsmöglichkeiten der Zuschauer in ihrem eigenen Handlungsbereich bezogen erscheint (»auch bei uns gibt es Nationalismus, wir müssen so etwas bei uns verhindern«), oder ob es primär um das Verschwinden der verletzenden Bilder geht (»die NATO und die Bundeswehr müssen die Serben schnell mal gründlich bombardieren, damit das aufhört«).

Wenn ich abschließend einen Blick auf das aktuell so viel Staub aufwirbelnde Medienereignis der Kontroverse im Anschluß an Martin Walsers Paulskirchenrede werfen möchte, so deshalb, weil mir meine bisherigen Überlegungen tatsächlich wichtige Aspekte dieses Ereignisses zu berühren scheinen. Wenn Walser von »Ritualisierung« und »Dauerpräsentation« sprach, so meinte er offensichtlich den repetitiven Charakter der routinisierten Mediensendungen, von dem oben die Rede war: jeden Abend das gleiche Ritual der Tagesschau, immer wieder Bundestag, EU-Treffen, Demos usw. Das führt im Sinne Sklovskijs zur Automatisierung: sowohl diskursiv wie ästhetisch betrachtet zur Abstumpfung des spezifischen medialen Authentizitätseffekts.

Daß ein Schriftsteller diesen Abstumpfungsmechanismus beklagt und sich dagegen auf die intime Erfahrung des Autors und die überlegenen Möglichkeiten ihrer Evokation durch das literarische Schriftmedium beruft, erscheint soweit nicht bloß plausibel, sondern ausgesprochen naheliegend. Auch daß nun in einem weiteren Schritt Auschwitz als Symbol der Shoa ins Spiel kommt, erscheint vor der Folie meiner Analyse geradezu erwartbar: Dabei geht es ja um Terror-Massaker-Bilder, denen nach meiner These die Funktion des Goldstandards für den medienspezifischen, besonderen Authentizitätseffekt der Bildmedien zukommt. Das Problem der Abstumpfung der Authentizität der Bilder und damit der tendenziellen Entropie des Fun- und Thrill-Bandes unserer société de spectacle ist nach meinem Eindruck unlösbar mit dem Problem der »verletzenden« Todes-Bilder verbunden. Auschwitz steht dabei für die äußerste, absolut extreme Verletzung des Zuschauers, weil Auschwitz für die äußerste, absolut extreme Ermor-

dung absolut unschuldiger Menschenkörper steht. Medienspezifisch dürfte noch hinzukommen, daß es von den Vergasungen selbst keine authentischen Bilder gibt und niemals geben wird, aus Taktgründen auch in Simulationsform wohl nicht geben kann, daß ferner auch die Sprachlosigkeit hier absolut ist, wodurch hier dem Zuschauer bei jeder Erwähnung zugemutet wird, sich durch sprachlose Bildproduktion im Kopfkino sozusagen selber zu »verletzen«.

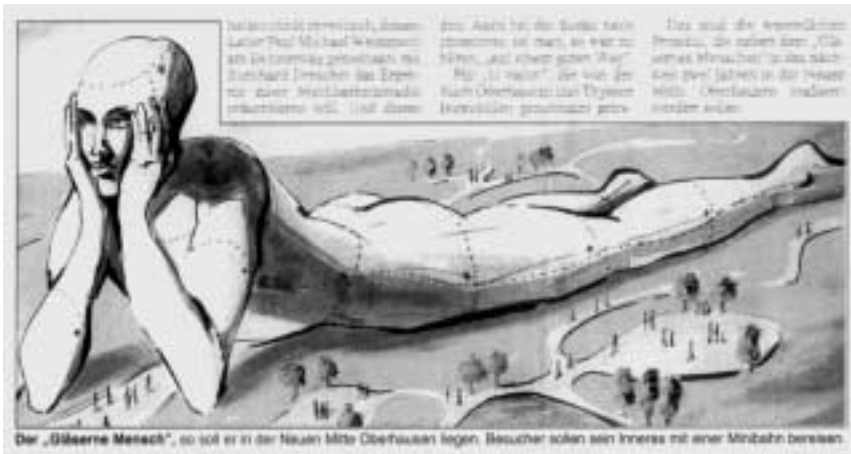
Es wäre also durchaus legitim und naheliegend, in einer kulturkritischen Analyse die Frage aufzuwerfen, ob in den Medien Tendenzen zu beobachten sind, bestimmte »unter die Haut gehende« Bilder des Ausschwitz-Komplexes, etwa aus »Nacht und Nebel«, ritualisiert zur Beschaffung von Authentizität für das Medium zu instrumentalisieren. Das müßte vor allem die Frage einschließen, ob es diskursive Strategien gibt, die der eingespielten Symbiose von authentischen Schock-Bildern und den jeweils hegemonialen mittleren Geschichten entgegenwirken könnten.

Wenn man von solchen Überlegungen aus zu Walsers Rede zurückkommt, kann einem je nach Nervenkostüm traurig zumute oder sogar speiübel werden: Statt von der Gefahr einer Depretiiierung der Bilder des Äußersten redete Walser von der »Dauerpräsentation unserer Schande«. Dabei steht zunächst das »unsere« im flagranten Widerspruch zu dem Pochen auf persönlichste Erfahrung als einzigem legitimem Zugang zur Authentizität: dieses »Wir« verteilt zunächst einmal eine nationale Subjektrolle, was keinesfalls alternativlos ist. Wieso kommt beim Gulag niemand auf die Idee, diesen Komplex unter dem Rubrum einer »russischen Schande« abzuhandeln? Ich selber als Kind einer katholischen Familie und späterer Neulinker habe mich vor allem gefragt, warum die Geschwister Scholl noch nach Stalingrad so isoliert in der katholischen Bevölkerung bleiben konnten und wieso die linken Parteien den Antisemitismus der Nazis analytisch so banalisiert und deshalb auch praktisch total unterschätzt haben – über die Geschichte mit der »deutschen Schande« könnte ich, wenn es nicht makaber wäre, eher lachen. Dann bei Walser also auch noch »unsere Schande«: damit stellt sich die Paulskirchenrede absolut analog zur simulierbaren Reaktion eines serbischen Nationalisten auf die Spots der Marktbeschießung in westlichen Medien – ein solcher nationalistischer Serbe würde vermutlich wörtlich von »Dauerpräsentation unserer Schande« sprechen können. Statt das legitime Problem der Authentizität moderner Bildmedien und ihrer strukturell bestehenden, gar nicht vermeidbaren Instrumentalisierung für mittlere Geschichten adäquat zu artikulieren, ist Walser also zweifellos selber in eine banale nationalistische mittlere Geschichte zurückgefallen, nachdem ihm die des Kalten Krieges, der gegenüber es bei ihm ja Gegenidentifikationen gab, weggebrochen ist – es geht ihm gar nicht mehr um Authen-

tizität des Leidens, sondern um die nationalen symbolischen Akteure samt ihrer kollektivsymbolischen Kodierung als schandvoll oder nicht – er, der den Medien pauschal die Instrumentalisierung von Auschwitz-Bildern vorwirft, macht Auschwitz und dessen Erinnern zwecks Vermeidung eines künftigen Analogon zu einer Episode in der mittleren Geschichte der »deutschen Nation« auf ihrem Weg zur »Normalität«. Damit ersetzt er die bisher bei diesem Thema hegemonial dominierende mittlere Geschichte vom Kampf zur Niederringung des Faschismus und von der Bemühung, die Täter nach Möglichkeit zur Rechenschaft zu ziehen und je aktuellen analogen Tendenzen von Anfang an entschieden entgegenzutreten. Als ob angesichts massenhaft vergaster Menschen die mythische Geschichte der »deutschen Nation« die geringste Relevanz hätte. Als ob es nicht gerade darauf ankäme, die mittlere Geschichte der deutschen Nation älterer Version als vielleicht wichtigste, jedenfalls wichtige Ursache von Auschwitz zu erkennen und sie dementsprechend ersatzlos zu streichen.

Bei diesem diskursiven Unfall Martin Walsers bestand vermutlich die wichtigste Unfallursache in seinem Hereinfallen auf die Rolle eines sogenannten »genialnationalen deutschen Dichters«, die man ihm beflissen im Kontrast gegen nationale Versager wie Günter Grass und Christa Wolf angedient hatte und die er sich offenbar leider ziemlich willfährig andienen ließ. Doch das ist ein anderes Thema.¹¹

11 S. dazu Jürgen Link: Das »naive Genie« und der Beifall aus der falschen Ecke. Zu einem bisher übersehenen Aspekt der Reden Martin Walsers. In: kultuRRevolution 38/39 (märz 1999), 5–7.



1 »Der ›Gläserne Mensch‹«. WAZ 284/02.12.98, Aus dem Westen

Ernst Schulte-Holtey

Kurven-Intensitäten

Zur ›Erfahrbarkeit‹ statistischer Daten in den Massenmedien

»Der ›Gläserne Mensch‹ liegt in der Wiege. [...] 200 Meter lang, 55 Meter breit und 65 Meter hoch soll er in der Neuen Mitte Oberhausen auf dem ehemaligen Stahlwerksgelände liegen, als Ausflugsziel für Familien und Schulklassen, Blickfang und Besuchermagnet im Oberhausener Zukunftspark ›O.vision‹. Alle Organe und auch der Kopf dieses ›Gläsernen Menschen‹ werden Stationen einer Kleinstbahn, die ihre Ziele durch Venen und Arterien ansteuert. An jedem Haltepunkt durchschreiten die Besucher riesige Modelle der entsprechenden Körperteile. Mit Hilfe der Multimedia-Technik werden dabei spannende wie lehrreiche Informationen über die Funktion des jeweiligen Organs vermittelt, aber auch über gesundheitsschädliche Umwelteinflüsse. Zugleich sollen neueste Fortschritte in der Medizintechnik dargestellt werden – Beispiel: Wie arbeitet eigentlich eine Herzklappe.« (Gerhard Schulte, WAZ 284/02.12.98, Aus dem Westen)

Die Realisation dieses träumerisch-nachdenklichen Gullivers, von dessen Pla-

nung Gerhard Schulte – offensichtlich gut gebrieft durch die Zukunftspark Oberhausen GmbH – in der WAZ berichtet, würde einen weiteren spektakulären Höhepunkt in einer über 100jährigen Ausstellungstradition darstellen, deren alleiniger Gegenstand der Mensch als soziales und biologisches Lebewesen ist. Seit Mitte des 19. Jahrhunderts entsteht in enger Verbindung mit den Welt-, Industrie- und Gewerbeausstellungen der Zeit dieser neue Typus von Sozial- und Hygieneausstellungen und -Museen. Es handelt sich einerseits um Leistungsschauen der ›Life-Sciences‹-Industrie und -Forschung, wie es heute heißen würde. Und andererseits handelt es sich um ein neues und ungemein erfolgreiches Massenmedium gesundheitlicher und sozialer Aufklärung, das seinen bisher größten Boom in den 20er und 30er Jahren dieses Jahrhunderts erfuhr als »Kombinationen aus Warenmesse und Polit-Schau, Sozial- und Rassenhygiene wurden neben der Odol-Flasche, das Kunstglied neben den Oetkerprodukten gezeigt« (Roth 1990, 52). Die Besucherzahlen geben einen Begriff vom Massenerfolg und der Reichweite des Mediums: 5,2 Millionen Besucher wurden bei der »Internationalen Hygiene-Ausstellung« von 1911 in Dresden gezählt (51), die zur späteren Gründung des bis heute existierenden »Deutschen Hygiene-Museums Dresden« führte. Zur »Gesolei« von 1926, der Düsseldorfer »Ausstellung für Gesundheitspflege, Soziale Fürsorge und Leibesübungen«, »kamen innerhalb kürzester Zeit« 7,5 Millionen Besucher. Insgesamt wurden allein von den Dresdner Ausstellungsmachern »zwischen 1919 und 1937 1241 Ausstellungen im In- und Ausland organisiert und damit 29,5 Millionen Besucher erreicht« (51). Wichtigster Promotor und Sponsor dieses Ausstellungswesens waren – damals wie heute – die Industrien des Sektors Nahrungsmittel, Pharma, Medizintechnik u.ä. So wurde z.B. die Dresdner Hygiene-Ausstellung 1911 vom Unternehmer Karl August Lingner initiiert und organisiert, der in seinen »Sächsischen Serum Werken« das Mundwasser »Odol« produzierte (50; s. Roth/Scheske/Täubrich 1993, bes. 50–63).

Neben der so auch immer gegebenen ökonomischen Funktion erhalten diese Ausstellungen ihre besondere politische und kulturelle Relevanz für das 20. Jahrhundert vor allem durch ihren spezifischen Gegenstand – den Menschen als Lebewesen. Insofern lassen sich Sozial- und Hygieneausstellungen als strategische Institutionen des von Foucault beschriebenen biopolitischen Macht-Dispositivs moderner Normalisierungsgesellschaften auffassen. Es handelt sich um Orte des Lernens,

»was es ist, eine lebende Spezies in einer lebenden Welt zu sein, einen Körper zu haben sowie Existenzbedingungen, Lebenserwartungen, eine individuelle und kollektive Gesundheit, die man modifizieren, und einen Raum, in dem man sie optimal verteilen kann.« (Foucault 1983 [1976], 170)

Ausgerichtet auf Verbreitung und Vermittlung biopolitisch-normalistischen Spezialwissens sind solche Ausstellungen zugleich als interdiskursive Massenmedien zu begreifen. Die damit aufgeworfene Fragestellung der Verfahren und Techniken von Wissensvermittlung hebt Walter Benjamin anlässlich der Berliner Ernährungsausstellung 1928 hervor:

»Popularisierung war noch vor wenigen Jahren ein bedenkliches Grenzland der Wissenschaft, ein Tätigkeitsgebiet freudloser Missionare. Seit kurzem hat sie mit Hilfe der großen Ausstellungen, das heißt aber mit Hilfe der Industrie, sich emanzipiert. In der Tat: die außerordentlichen Verbesserungen, die in die Technik der Veranschaulichung eingeführt wurden, sind nur die Kehrseite derer in der Reklame. Ausstellungen wie diese sind die vorgeschobensten Posten auf dem Terrain der Veranschaulichungsmethoden.« (1972 [1928], 527)

Damit ist eine weitere Funktion des Massenmediums ›Ausstellung‹ angesprochen, nämlich die für die Entwicklungen der Verfahren und Techniken der ›Veranschaulichung‹ von Spezialwissen selbst, deren strategisches Funktionieren Benjamin über die Militärsymbolik treffend kennzeichnet. Tatsächlich entwerfen Ausstellungen wie die Düsseldorfer Gesolei mit allen Mitteln der zur Verfügung stehenden Darstellungstechniken einen auf den menschlichen Körper mit seinen Organen, Funktionen und Behandlungsmöglichkeiten zentrierten Wissenskosmos, der vom Straßenbau-, Feuerschutz- und Rettungswesen bis zum Zeiss-Planetarium reicht. Dabei handelt es sich neben technisch-naturwissenschaftlichen und medizinischen Gegenständen vor allem um statistisches Wissen, das mit animierten 3-D-Modellen und durchsichtigen Körperplastiken, dioramatischen Schaukästen mit Beleuchtungseffekten, farbigen Grafiken und Filmen präsentiert wird. Der geschäftliche und wissenschaftliche Leiter der Gesolei, ein »Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Schlossmann« begründet 1926 in der populärwissenschaftlichen Zeitschrift DIE UMSCHAU den technischen Aufwand mit der Modernität des Zielpublikums:

»Es galt zu berücksichtigen, daß man einen Besucherkreis vor sich haben wird, der D-Zug und gar Flugzeug als Verkehrsmittel benutzt, Telephon und Telegraph als Nachrichtenübermittlung, Kino und Radio als Belehrungsmöglichkeit. Derartig eingestellten Menschen konnte und durfte nicht versucht werden, Eindrücke durch Tabellen und Kurven zugänglich zu machen« (30/24.07.26, 590).

Die geforderte Anbindung an Lebensstil, Wahrnehmungs- und Mediennutzungsgewohnheiten verweist auf die in Frage stehende Effizienz der Modelle und Visualisierungen für das im weitesten Sinne pädagogische Projekt der Ausstellung und eine entsprechend subjektivierende und verhaltensorientierende Wissensver-

mittlung. Die Gegenüberstellung von Tabellen und Kurven einerseits und solchen Visualisierungsverfahren, die statistisches Wissen ›beeindruckend‹ zugänglich machen andererseits, akzentuiert zwei völlig unterschiedliche Effizienzen statistischer und anderer Daten sowie ihrer Vermittlung. In Anlehnung an Jürgen Link (1983, 17) können sie über ihre ›technisch-instrumentelle‹ oder ›interdiskursiv-imaginäre‹ Operativität spezifiziert werden: Während zum einen beispielsweise die Chartanalyse und der Laborwerteabgleich durch einen medizinischen Experten zu einer unmittelbar den Patientenkörper betreffenden Intervention führen kann, zielt die andere Form auf die subjektive ›Erlebbarkeit‹ des medizinischen Wissens und seine Einbindung in soziokulturelle Lebensstile.

Die Problematik der subjektivierenden Vermittlung statistischer Daten, die im Mittelpunkt meiner folgenden Überlegungen steht, läßt sich entsprechend dieser funktionalen Unterscheidung genauer fassen. Konkret stellt sich die Frage, wie Grafiken und Modelle – insbesondere aber auch die von den Ausstellungsmachern der Gesolei zurückgewiesenen ›Kurven‹ – neben ihrer instrumentellen Funktion, statistische Daten zur regulierenden Intervention bereitzustellen, weitergehende, symbolische Funktionen übernehmen können. Durch solche symbolischen Funktionen erhielten die massenmedial ›ausgestrahlten‹ Daten und Trendanalysen eine besondere Effizienz für die Subjektivierung und damit gesamt-kulturelle Relevanz. – Insofern geht es mir auch nicht um die im Kontext der Massen- und hier vor allem der Bildmedien gemeinhin hervorgehobenen kommunikationstheoretischen bzw. lernpsychologischen oder allgemein kritischen Fragen nach optimaler und korrekter Informationsübermittlung, Manipulation, unzulässiger Vereinfachung usw.

Wie sieht nun das »Terrain der Veranschaulichungsmethoden« bzw. das Feld diskursiver Strategien aus, in denen die Ausstellungen die Rolle der ›Avantgarde‹ übernehmen? Visualisierungen statistischen Wissens, die Text, Bild und gegenständliche Objekte in Form von Modell, Grafik, Illustration, Foto, Film, Computeranimation o.ä. kombinieren und integrieren, haben ihren institutionellen Ort nicht nur in Ausstellungen und Museen, sondern in den Bereichen von Schule und Ausbildung sowie insgesamt in den publizistischen Medien.

Die Einschätzung der Gesolei-Macher, »daß eine Anhäufung von Statistiken, Tabellen und Kurven [...] so eintönig, so langweilig und ermüdend« sein würde, »daß niemand sich durch das Gebiet durcharbeiten könne und durcharbeiten werde« entspricht der bis heute allgemein verbreiteten und – ebenfalls bereits seit

1 Marta Fraenkel (Wiss. Generalsekretärin der Gesolei): Soziale Fürsorge, Ein neues Ausstellungsgebiet. UMSCHAU 30/24.07.26, 592–597, 592.

Anfang des Jahrhunderts – meist wahrnehmungs- oder lernpsychologisch begründeten – Auffassung, daß statistische Daten nur durch illustrative und anderweitige Ausschmückung ›attraktiv‹ präsentiert werden könnten und auf diese Weise die Aufmerksamkeit und innere Beteiligung – das sog. ›Involvement‹ – des Publikums erreichten. Entsprechend leistete bereits die Gesolei mit ihren Installationen und Ausstellungsmodellen auch heutigen Standards noch gerecht werdende Beiträge zur subjektiven ›Erlebbarkeit‹ statistischer Informationen:

Ein Nebeneinanderstellen der Geburten und Sterbefälle im deutschen Reich z.B. wird zahlenmäßig trocken bleiben, niemals lebendig werden. Stellt man aber, wie dies beim Eingang in die Gruppe ›Soziale Fürsorge‹ geschehen ist, durch künstlerisch ausgeführte, uhrwerksmäßig betriebene Monumente dar, daß alle 24 Sekunden in Deutschland ein Kind geboren wird, alle 72 Sekunden eine Ehe geschlossen und alle 42 Sekunden ein Todesfall eintritt, so hat man durch diese plastische Darstellung, deren Effekt durch lichtmäßige und akustische Reize noch verstärkt wird, einen Eindruck vom Werden und Vergehen eines Volkes geschaffen, wie er plastischer wohl nicht möglich ist. (Marta Fraenkel, UMSCHAU 30/24.07.26, 592f.)

Im zweidimensionalen Bildraum der audiovisuellen und gedruckten Medien werden Daten in der Regel auf weniger spektakuläre Weise als ›statistische Schaubilder‹ realisiert. Diese Diagramme zählen neben Karten, Organigrammen und enzyklopädischen Visualisierungen zu den wichtigsten Typen publizistischer Informationsgrafik, für die sich seit den 80er Jahren auch in Deutschland der Begriff ›Infografik‹ eingebürgert hat (vgl. Jansen 1999, Knieper 1995). Es handelt sich dabei um interdiskursive Darstellungsformen, die einerseits vor allem durch Beziehungen zu technischen und wissenschaftlichen Spezialdiskursen definiert sind und sich andererseits im intermedialen Spannungsverhältnis von Text, Illustration, Fotografie oder anderen bildgebenden Verfahren und gegenständlicher Modellierung realisieren. Sie dienen vor allem der Visualisierung von Expertenwissen im medienöffentlichen Raum – in der Regel geht es um technologische, natur-, human- bzw. sozialwissenschaftliche oder ökonomischer Gegenstände, Sachverhalte und Ereignisse. Die besondere Problematik der Vermittlung statistischer Daten an die Bevölkerung wurde im unmittelbaren Kontext der Sozial- und Hygieneausstellungen auch für zweidimensionale Darstellungen

2 In Deutschland wurde der Begriff des ›Involvements‹ im Zusammenhang mit »Bildkommunikation« durch den kraß verhaltensbiologisch fundierten Ansatz des »Konsumentenforschers« Werner Kroeber-Riehl bekannt (s. 1991 [1988]; 1993).

3 Vgl. zum aktuellen Stand z.B. die Installation zur Weltbevölkerungsentwicklung auf der Bonner Ausstellung »Erdsicht« 1992, die Uwe Pörksen diskutiert (1997, 47f.).

theoretisch reflektiert. Als exemplarisch und für die Entwicklung des Genres einflußreich kann hier das in den 20er und 30er Jahren entstandene »bildpädagogische« Konzept Otto Neuraths angesehen werden.

Neurath, der zum Wiener Kreis des Neopositivismus gehörte, war u.a. Bildungs- und Sozialpolitiker im ›roten Wien‹ und entwickelte mit seinen Mitarbeitern die »Wiener Methode der Bildstatistik« für das Anfang 1925 neu eingerichtete »Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseum« der Stadt als bildpädagogisches Instrument zur Arbeiterbildung. Neurath propagiert seine international erfolgreiche Methode eines »einheitlichen ›Bilder-Esperanto[s]« (Neurath 1933, 239), die im holländischen, dann englischen Exil zum »ISOTYPE: International System of TYpographic Picture Education« ausgebaut wird, in vielen kleineren und größeren Publikationen; z.B. in einem Zeitungsbeitrag von 1925:

»Es sind nicht einfache physische Gegenstände, die vorgeführt werden sollen, nicht Dampfmaschinen oder Säugetiere, nicht Ventile oder Herzen, es handelt sich vielmehr um Gebilde und Zusammenhänge, die durch besondere Denkvorgänge überhaupt erst konstruiert werden. Die ›ortsansässige Bevölkerung‹ ist nicht gegeben wie ein Fordautomobil und die ›Wirtschaftskrise‹ nicht wie ein Krebsgeschwür. Es [...] sollen soziale Erscheinungen durch Symbole erfaßt werden, leicht überblickbare Anordnungen von Linien, Flächen und Körpern sollen gesellschaftliche Zusammenhänge darstellen. Statistisch erfaßte Tatbestände sollen lebendig gemacht werden.« (Neurath 1925, 18)

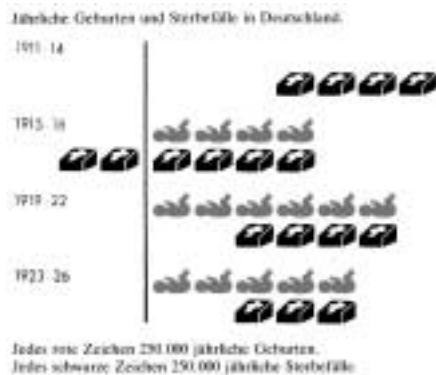
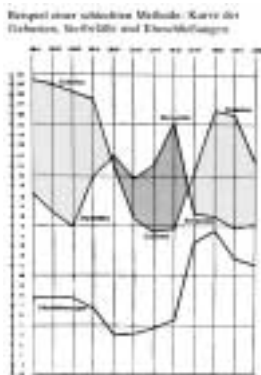
4 »Die pädagogische Vorlage von Isotype entstand 1923, als in Wien ein Museum für Siedlung und Städtebau gegründet wurde, um den Mann von der Straße in die Probleme des modernen Wohnbaus einzuführen. Dieses wurde später erweitert zu einem Museum der Gesellschaftswissenschaft mit einer Forschungsstelle, einem Atelier und einem Büro, um Ausstellungen und Buchillustrationen vorzubereiten und um internationale Beziehungen im Zusammenhang mit einer Versuchsschule und anderen Institutionen zu pflegen. Die Arbeit wurde in Holland durch die Internationale Stiftung für Bildpädagogik fortgesetzt und wird jetzt vom Isotype-Institut in Oxford fortgeführt. Die Transformationsverfahren wurden besonders von M. L. Neurath zusammen mit anderen Mitarbeitern ausgearbeitet. G. Arntz entwickelte die Grundzüge der graphischen Charakteristik von Isotype mit der Hilfe von Zeichnern aus verschiedenen Ländern, unter ihnen E. Bernath (Schweiz), P. Alma (Holland) und A. Tschinkel (Tschechoslowakei). Die jüngsten Verbesserungen in der Isotype-Produktion wurden in Zusammenarbeit mit einer Gruppe britischer Graphiker, K. R. James, B. R. Young und D. L. Young erzielt.

Der Name ›Isotype‹ bedeutet International System Of TYpographic Picture Education. Als griechisches Wort betrachtet, kann er übersetzt werden durch ›immer dieselben Typen verwenden« (Neurath 1944a, 605, Fn.).

Mit der Betonung notwendiger ›Lebendigkeit‹ vertritt Neurath zunächst die auch von den Gesolei-Organisatoren eingenommene und bis heute herrschende Position (das Wiener Museum war übrigens selbst an der Düsseldorfer Ausstellung beteiligt) – so in einem Beitrag von 1927:

»Viele Menschen, Erwachsene und Kinder, legen einen Artikel ungelesen beiseite, wenn sie Tabellen und Kurven erblicken. Eine Art heiliger Scheu erfüllt die Menschen vor diesen Symbolen, die man gewissermaßen als Sondereigentum einer kleinen Gruppe Wissender behandelt!« (Neurath 1927b, 122)

Als Konsequenz dieser Beobachtung fordert Neurath, die von ihm und seinen Mitarbeitern entwickelten ISOTYPE-Mengenbilder zu verwenden. Diese Form



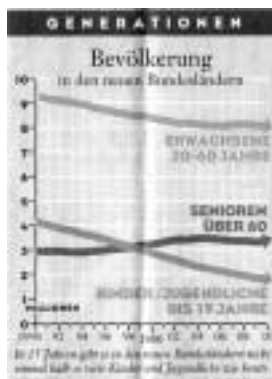
2 Liniengrafik/Kurven vs. ISOTYPE-Mengenbild (Neurath 1936/1980, 392, 386); beide Grafiken im Org. farbig

der Bildstatistik setze »an die Stelle einer toten Kurve belebte Gruppen« (Neurath 1929, 141); s. Abb. 2) und lasse damit den »Passanten spüren, wenn er Ausstellungen oder Plakate anschaut: »Das bin ich« (Neurath 1944b, 625f.).

Die Subjektivierung statistischen Wissens mittels symbolischer Elemente in den Mittelpunkt ›popularisierender‹ Visualisierungsstrategien zu stellen, um individuelle Applikation oder sogar Identifikation zu ermöglichen, bleibt in der Folgezeit nicht unwidersprochen. Vor allem die seit Beginn der 80er Jahre ener-

5 Das Wiener Museum hatte »die bildliche Darstellung« »der Ausstellung der Wiener Arbeiterkammer und der Sozialversicherungsinstitute auf der ›Gesolei‹« durchzuführen (Neurath 1927a, 88).

gisch artikuliert Position des US-amerikanischen Statistikers und Infografiktheoretikers Edward R. Tufte, »Data graphics should draw the viewer's attention to the sense and substance of the data, not to something else« (Tufte 1983, 91; vgl. 1990, 33–35) erscheint demgegenüber als wissenschaftlicher Purismus: Im Zusammenhang von »isotype styling« einer Grafik spricht Tufte z.B. von den



3 WAZ/AFP-Grafik (47/25.06.98, Titel) und WOCHEN (31/28.07.98, 13); beide Grafiken im Org. farbig

»decorative clichés of ›info-graphics‹ (the language is as ghastly as the charts)« und von »pop journalism« (1997, 37). Trotz einer intensiven – noch immer anhaltenden – Debatte erfährt Tufte's Kritik an »chartjunk« – im Gegensatz zur Zustimmung bei Medienkritikern (vgl. z.B. Pörksen 1997, 186f.) – bei Medienmachern dennoch nur wenig Zuspruch (vgl. Knieper 1995, 39–42, 142f.). So finden sich in der Presse z.B. gestalterisch zurückhaltende Grafiken vor allem in den Börsenteilen, die sich allerdings auch an ein *special-interest*-Publikum adressieren, während ansonsten, vor allem im Bereich der bekannten Agenturgrafiken von GLOBUS, AFP u.a., Diagramme dominieren, die zur Veranschaulichung des Zusammenhangs der dargestellten Daten die Graphen mit symbolischen Illustrationen und Fotos ausschmücken. Die 1993 gegründete Hamburger Zeitung DIE WOCHEN stellt hier eine Ausnahme dar, wenn sie sich programmatisch auf ein grafisches Konzept stützt, das ganz im Sinne Tufte's einen »äußersten Minimalismus in der Verwendung gestalterischer Mittel« vorsieht (Linke 1996). Der grafische »Minimalismus« der WOCHEN wendet sich allerdings vor allem gegen die Verwendung illustrativer Elemente in den Grafiken selbst, wie z.B. das WOCHEN-Diagramm in

Abbildung 3 zeigt: Insbesondere die Wahl sehr kräftiger Farben, die in der Regel sehr große Strichstärke der Graphen sowie die zu fette Beschriftung stehen in



4 »Absturz mit Fallschirm«. WOCHE
34/18.08.1994, 16; im Org. farbig

Widerspruch zum Tufte Konzept. Ebenfalls im Einklang stehen die Verwendung von Pastelltönen für einen Fond anstelle von Rahmenlinien sowie die invertierten, »weißen« Rasterlinien.

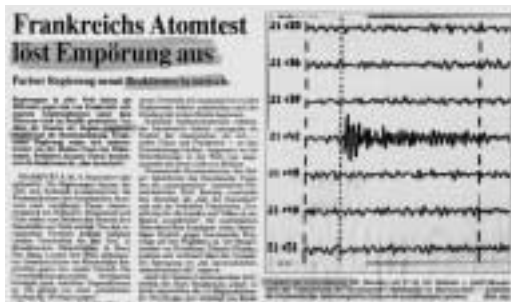
In semiotischer Perspektive läßt sich Tufte's Programm als Forderung nach Dominanz von Denotation bestimmen. Diese ist allerdings im Bereich interdiskursiver Massenmedien bereits von deren semiotisch-semantischen Struktur her nicht gegeben: Auch für »puristische« quantitative Darstellungen in Massenmedien gilt, was Uwe Pörksen zutreffend konstatiert (1997, 28f., *passim*), die »Kon-

6 Dirk Linke war bis Frühjahr 1999 Artdirektor der WOCHE. Die programmatische Erklärung täuscht allerdings darüber hinweg, daß bei der Umsetzung in der WOCHE erhebliche Differenzen zu den Forderungen Tufte entstehen – s. Abb. 3, 4, 13, 14.

7 Pörksen verwendet allerdings den Begriff der Konnotation in der verbreiteten (linguistischen) Bedeutung als »Hof oder Nimbus« (21), als »Assoziationshof von Gefühlen und Wertungen« (28), der sprachliche und ikonische Zeichen vor allem im umgangssprachlichen Bereich umgebe (vgl. auch Pörksen 1989 [1988], 22f.). Ich benutze den Begriff hier wie er im Anschluß Louis Hjelmslev (1974 [1943]: 111–120) zur semiotischen Beschreibung interdiskursiver Prozesse operationalisiert werden kann (s. Barthes 1979 [1964]; 1990 [1964]; 1987 [1970], bes. 7–21; Maas 1985; 1987 [1970], bes. 7–21; Link 1990).

notationsstärke« des Genres. Die sozusagen »erste Konnotation« ist immer das statistische Dispositiv selbst. Gerade ästhetisch reduzierte Diagramme konnotieren die ideale Konnotationslosigkeit wissenschaftlicher Spezialdiskurse (vgl. ebd., 21). Und eben das Wahrheitsregime des statistischen Dispositivs verleiht den quantitativen Schaubildern der Medien ihre performative Kapazität, »Fakten«

- 5 Protokoll der Erschütterung.
Seismogramm Seismologisches Zentrum Canberra/
Australien (AFP-Bild),
FR 208/07.09.1995, Titel



abbilden zu können: sie werden als Vermittlung gesicherten Expertenwissens wahrgenommen. Weitere konnotative Ebenen produzieren die Gegenstände und Sachverhalte der statistischen Aussagen, dann vor allem der semiotische Kontext der Visualisierungen sowie schließlich die Figur der Graphen selbst. So produzieren z.B. in einem Bericht der WOCHE zur wirtschaftlichen Situation europäischer Fluggesellschaften trotz »minimalistischer« Grafik die Überschrift »Absturz mit Fallschirm« und vor allem freigestellte Fotografien von Verkehrsflugzeugen der in den Diagrammen genannten Unternehmen, deren (Sturz-)Flugrichtungen sogar noch die Vektoren in den Grafiken zitieren, die Multiplikation der semantischen Ebenen (s. Abb. 4). Und in einem FR-Aufmacher zu den französischen Atombombentests im September 1995 kann Titel und Untertitel auch als Bildtext der nebenstehend abgebildeten Aufzeichnungen des Seismographischen Instituts in Canberra, Australien, gelesen werden – das Seismogramm zeichnet dann quasi als »Massen-EEG« o.ä. die »Erregungskurven weltweiter hysterischer Reaktionen« auf den französischen Atomtest (s. Abb. 5).

Hinweise darauf, worin die Relevanz dieser konnotativen Struktur für die subjektivierenden Effekte quantitativer Schaubilder besteht, gibt ebenfalls bereits in den 20er und 30er Jahren Otto Neurath im Rahmen seiner bildpädagogi-

8 S. Link 1996, 354. Hier setzt die Kritik der suggestiven, quasi »wissenschaftlichen« Autorität der medial reproduzierten Statistik und ihrer Möglichkeiten zur Manipulation an (so z.B. die Auseinandersetzung bei Pörksen (1997, vgl. bes. 186–210).

schen Überlegungen. Denn sein Urteil über die mangelnde Subjektivierungseffizienz der ›Kurven‹ ist nicht so eindeutig, wie es in den bereits zitierten Passagen den Anschein hatte. In zwei Beiträgen aus den Jahren 1929 und 1939 kommt Neurath ebenfalls auf ›Kurven‹ zu sprechen:

»Es kann einem bei einer Kurve passieren, daß man sich Form und Farbe merkt, aber dabei vergißt, was sie bedeutet. Die Zunahme kann Zunahme der Säuglingssterblichkeit oder Zunahme der Baumwollproduktion bedeuten. Das Mengenbild sagt immer auch, wovon es handelt.« (Neurath 1929, 143)

»Das Schwanken der Geschäfts- und der Weltsituation hat seine Auswirkung auf die soziale Umgebung und damit auf das tägliche Leben. Eine [Börsenindex-] Kurve veranschaulicht diese persönliche Lage am Ende eines ›schlechten‹ Jahres: Männer, Knaben, Frauen und Mädchen starren diese und ähnliche graphische Darstellungen in Zeitungen an, lesen Artikel über die Wirtschaftskrise oder hören sich Geschichten an, die ihre Arbeitskollegen in Fabriken und Büros erzählen.« (Neurath 1945, 560f.)

Was als kommunikatives und informationelles Defizit der Darstellungsweise erscheint, macht die Kurve für Neurath offensichtlich gleichzeitig zu einem besonders faszinierenden Signifikanten, der sein aufklärerisch-pädagogisches Ideal einer »wissenschaftlichen Haltung« (561f.) stört: Die sich im interdiskursiven Raum der Medien überlagernden Kurven integrieren und totalisieren ganz unterschiedliches Wissen, »Geschichten« und Gefühle. Die Dortmunder Forschergruppe um Jürgen Link hat vorgeschlagen, solcherart massenhaft und immer wieder stereotyp realisierte interdiskursive Konnotationsstrukturen der Bezeichnung eines sprachlich oder visuell realisierten Bildkomplexes ›Kollektivsymbole‹ zu nennen (s. Drews/Gerhard/Link 1985; Becker/Gerhard/Link 1997). Die Faszination der Diagramme und vor allem der ›Kurven‹ scheint in ihrer kollektivsymbolischen Kapazität begründet zu sein, einerseits die realitätsverbürgende Stimme des statistischen Dispositivs zum Sprechen zu bringen und andererseits Sachverhalte und Entwicklungen völlig unterschiedlicher Erfahrungsbereiche zu einem prägnanten ›körpernahen Eindruck‹ zu verdichten: »es geht rasend abwärts« oder »die Bewegung stagniert« (vgl. z.B. Abb. 4).

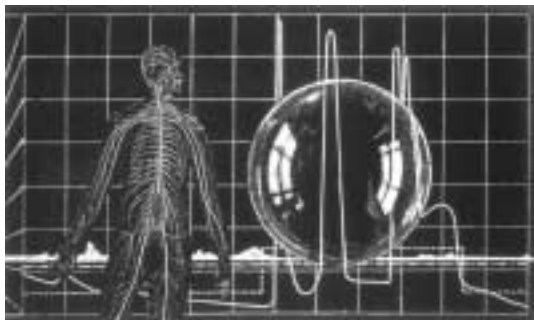
Diese symbolische Funktion der Diagramme macht auch für den Linguisten George Lakoff ihre kulturelle Bedeutung aus: Entsprechend seines kognitions-theoretisch-konstruktivistischen Ansatzes stellen die Säulen- und Kurvendarstellungen metaphorische Korrespondenzrelationen zwischen ganz unterschiedlichen gesellschaftlichen Wissensbereichen (*conceptual domains*) und dem an elementare Körpererfahrungen geknüpften konzeptuellen Bereich der Vertikalität

her und eröffnen damit historisch neue Erfahrungsräume:

»Such objects [like thermometers and stock market graphs] are ways in which metaphors impose a structure on real life, through the creation of new correspondences in experience. And once created in one generation, they serve as an experimental basis for that metaphor in the next generation.« (Lakoff 1993, 241)

Das Zitat macht allerdings deutlich, daß Lakoffs gemeinsam mit Mark Johnson entwickeltes Konzept bei aller Betonung historischer Veränderung und kultureller

- 6 Max Ernst, *Entre les deux poles de la politesse* (1922); aus: Beier/Roth 1990, 112



Differenz einen stabilen Kern von »real life« voraussetzt, in dessen Zentrum die anthropologisch invariante Erfahrung des menschlichen Körpers steht. Denn eben die »kinesthetic image-schematic structure[s] [...] that constantly recur in our everyday bodily experience«, lägen jeder kulturellen Konzeptualisierung als »direct meaningful« »preconceptual structures« zugrunde (Lakoff 1987, 267f.). Solange symbolische Vorstellungen und Geschichten Bewegungen ›ganzer‹ Körper durch ›Kurvenlandschaften‹ (s. Link 1996, 197–200, passim) imaginieren, bleibt dies mit dem Modell vereinbar. Die Applikation symbolischer Kurven auf den Körper selbst scheint jedoch auch dessen Wahrnehmung und Erfahrung grundlegend zu verändern. Einen Hinweis gibt bereits Lakoffs Erwähnung der ›thermometer

9 Vgl. Lakoff/Johnson 1980; Johnson 1987. Anders als Mark Johnson geht George Lakoff zunächst davon aus, daß »abstract concepts and abstract reason [...] has dual preconceptual foundations in bodily experience: basic-level structures and kinesthetic image-schematic structures« (1987: 267f.). In späteren Veröffentlichungen (s. bes. 1989; 1993) entwickelt er die Hypothese, daß »basic-level structures« (u.a. »gestalt perception« und »rich mental images«) selbst wiederum bereits bildschematisch strukturiert würden, »kinesthetic image-schematic structures« also die an Körpererfahrung gebundene Basisstruktur jeglicher kognitiver Prozesse darstellen würden.

graphs<: in Deutschland lautet die verbreitete metaphorische Bezeichnung von Liniendiagrammen nicht unmotiviert ›Fieberkurve‹. Die symbolische Isomorphie statistischer Kurven mit dem ganz anderen Kurventyp, den technischen und medizinischen Messungskurven, scheint gerade für die affektive Energie der Darstellungen wichtig zu sein (s. Abb. 5). Denn sie schaffen tatsächlich eine Verbindung zwischen ›Kurve‹ und den historisch-spezifischen Subjektkörpern des 20. Jahrhunderts. Auch für die ästhetische Faszination dieser Verbindung gibt es Beispiele



7 Man Ray: *Electricité* (1931);
aus: l'Écotois/Sayag 1998, 187

aus den 20er und 30er Jahren – z.B. von Max Ernst und Man Ray (s. Abb. 6, 7). Genau diese Verbindung aber sieht z.B. auch Marshall McLuhan nicht, wenn er Anfang der 50er Jahre »Kurven«, mit denen die Öffentlichkeit ›bombardiert‹ werde, »Symbole« nennt, »die die moderne Phantasie massenweise erzeugt« (1996 [1951], 108) und dabei in Hinblick auf Sinnlichkeit und Erregungswirkung die Liniengraphen mit den ›Kurven‹ weiblicher Körper gleichsetzt:

»Professor Kinsey hat das männliche Liebesleben in einer Serie von Kurven skizziert, deren Koordinaten für Hersteller und Vertreiber von Konsumgütern von höchstem Wert sind. Er hat die enge Verbindung zwischen unserem hochgradig von Gehirnreaktionen bestimmten Sexualleben und den visuellen Reizen durch Werbeanzeigen und Unterhaltung hervorgehoben. Aus der Perspektive von Herstellung und Vertrieb haben Professor Kinseys abstrakte Tabellen oder ein Nervenreiz-Schaubild von Audience Research Inc. einen viel höheren Sensationswert als die Kurven eines lasziven Mädchens, das sagt, daß es ausflippt, wenn Big Barnsmell mit seinem Stallgeruch vorbeischlendert.

Aber trotz alledem sind die Schauer der Erregung, die von beiden Arten von Kurven erzeugt werden, dazu bestimmt, dem Betrachter aufzulauern und ihn aus der Fassung zu bringen, ihn zu verführen und zu fesseln.« (108)

McLuhans männliche Subjektkörper reagieren zwar auf ›Kurven‹, bleiben jedoch ansonsten in ihrer anthropologischen Einfachheit unberührt – weit entfernt von Neuraths idealem Rezeptionseffekt »Das bin ich« applizieren sie die ›Kurven‹ nicht auf sich selbst, sondern nehmen sie als Objekte ihres ewig gleichen Begehrens wahr. Obwohl es um das »männliche Liebesleben« geht, kann McLuhan nicht erkennen, daß ›Professor Kinseys Kurvenserie‹ in der Folge ihrer weltweiten Veröffentlichung männliche Subjektkörper und Lebenspraxis massenhaft neu formieren konnte.

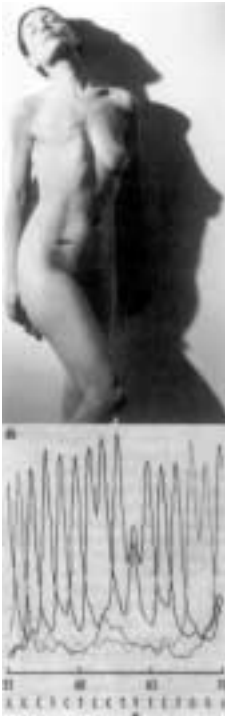
Anders als McLuhan analysiert Barbara Duden im Rahmen ihres Projekts einer Geschichte des (weiblichen) Körpers gerade auch die von Visualisierungen statistischer und gemessener Daten induzierte Veränderung subjektiver Körperlichkeit und Lebenspraxis. Sie kritisiert dies zugleich vehement als eine elementare Entfremdung:

»Was mich interessiert ist die Entkörperung durch Verkörperung von Abstrakta. [...] Der Zusammenhang zwischen fremdbestimmten Diagnosen oder Lehren und der Selbsterstellung einer neuen Körperlichkeit waren mein Thema. [...] Wissenschaftliche Tatsachen beruhen auf ›Beobachtungen‹, also kritisch dimensionierten, objektiven Messungen. Sie sind ihrem Wesen nach erlebnisfern. Ich bin Zeugin dafür, daß man Proteine, Statistik und Informationsläufe nicht ›erleben‹ kann. Wieso andere das können, weiß ich nicht.« (1994, 167f.; vgl. 1994, 18f, 35–39)

Ohne wie Barbara Duden politisch-taktisch auf den erkenntnistheoretischen Prämissen eines naiven Realismus zu beharren, läßt sich die Erlebbarkeit ›abstrakter‹ Daten – wie hier vorgeschlagen – semiotisch und diskursanalytisch als deren Subjektivierung innerhalb symbolisch funktionierender Konnotationstrukturen erfassen. In dieser Perspektive – und nicht zuletzt eben in Hinblick auf Dudens Frage nach Resistenzpotentialen gegenüber dem biopolitischen Regime moderner Medizin und Gentechnologie (vgl. Abb. 8!) – verschiebt sich damit allerdings das Interesse vom ›Wieso‹ der pragmatischen Applikation darauf, die historisch spezifische Form der Subjektivität zu bestimmen, die hierbei (re-)produziert wird. Die Isomorphie meßtechnisch und mathematisch produzierter Kurven stellt die symbolische Kopplung kybernetischer Regulation und statistischer Analyse

10 Die Studie des US-amerikanischen Zoologen Alfred Charles Kinsey, »Sexual behavior in the human male«, erschien 1948 in den USA und wurde sofort zum Sachliteratur-Bestseller. Die deutsche Übersetzung folgte 1955, erst ein Jahr nachdem die Folgestudie von 1953, »Sexual behavior in the human female« auf deutsch veröffentlicht worden war. Zum diskursiven Ereignis des Kinsey-Reports (und seiner ›Kurven‹!) innerhalb der Geschichte des modernen Normalismus s. Link 1996, 94–100.

bereits auf der Ebene des grafisch realisierten Symbolisanten her. Im Rahmen seiner Rekonstruktion des für die modernen Kulturen zentralen Komplexes der



- 8 Kurvenabweichungen: Parallelmontage zum Thema »Erblicher Brustkrebs« im »Begleitbuch« der Ausstellung »Gen-Welten. Werkstatt Mensch?« des Deutschen Hygiene-Museums in Dresden 1998/99 (Hantke 1998, 100): »Matuschka: Classic Nude, New York 1993«; »Med. Einrichtungen, Frauenklinik, H. Heine Univ., Düsseldorf: Sequenzanalyse einer Mutation im BRCA1 Gen«.

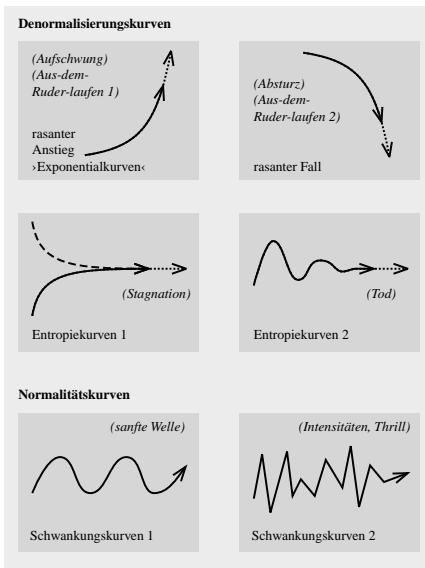
Normalität macht Jürgen Link (s. Link 1996) deutlich, daß ein wichtiger Aspekt ›normalistischer Subjektivität‹ gerade darin besteht, Haltungen und Verhalten in ständiger Rückkopplung an die sich verändernde Datenlage neu ›einzustellen‹ (s. bes. 336–339). – Es liegt nahe, in dieser Symbolik der Kurven den Grund ihrer besonderen Subjektivitätseffizienz zu sehen (s. 346–358).

Versuchsweise lassen sich für eine solcherart charakterisierte Subjektivität vier besonders effiziente Kurventypen unterscheiden (s. Abb. 9), die sich jeweils überlagern können – ich orientiere mich an einer Typologie, die Link bereits vorgeschlagen hat (1997, Anhang): 1) Kurven rasanten Anstiegs, 2) Kurven rasanten Falls/Absturzes, 3) Entropiekurven, 4) Schwankungskurven.

Dabei handelt es sich bei den ersten drei Typen um ›Denormalisierungskurven‹. Ihnen entsprechen z.B. in den publizistischen Medien ›alarmierende‹ Trendberichte (vgl. Schulte-Holtey 1997). Die grafische Repräsentation der stati-

stischen Trends verbindet sich dann mit textlich realisierten Denormalisierungsszenarien zur symbolischen Einheit. Der vierte Kurventyp, der in der Regel in

9 Normalistische Basiskurven
(vereinfachte Typologie nach
Link 1997)



Kombination mit den anderen Typen auftritt, sie überlagert, stellt dagegen m.E. ›Normalität‹ dar: Geschichten von *ups and downs*, von Wendepunkten und zeitweiligen Grenzüberschreitungen – eben den ›Linien des Lebens‹, die nicht mit dem Lineal gezogen werden können. Dieser Typ einer ›normalen Schwan-

10 Logo Medien Tenor Institut für
Medienanalyse GmbH (Internet-
version vom 06.06.98, URL:
<http://www.medien-tenor.de>;
im Org. farbig)

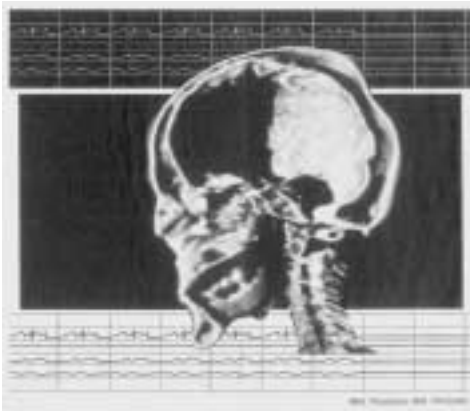


gungskurve‹ existiert wiederum in zwei Formen: als »sanfte Welle« und – wie ich sie nennen möchte – als ›Intensitätskurve‹, deren grafische Merkmale winklig-abrupte Kehren des Verlaufs sind. Symbolisch konnotieren Intensitätskurven

11 Vgl. z.B. die Kritik Karena Lütges in ihrer Rezension des Bandes »Die Humboldts. Lebenslinien einer gelehrten Familie« (Fröhlich/Reuss, Berlin 1999): »Aus den im Untertitel angekündigten Lebens-Linien ist ein Lineal geworden« (FR 147/29.06.1999, 7).

zum einen eine hohe Geschwindigkeit des normalistischen Rückkopplungszyklus. In diesem Sinne integriert z.B. die Leipziger ›Medien Tenor Institut für Medienanalyse GmbH‹ eine solche Kurve in ihr Firmenlogo (Abb. 10).

Zum anderen koppeln Intensitätskurven den Komplex technischer und vor allem medizinischer Messungskurven symbolisch besonders eng an die Vorstellung normalisierender Selbstadjustierung: es handelt sich weniger um ›Land-



11 Medizinische Körperaufzeichnung und Totenschädel – Illustration zu Martin Klein: Es gab keine Debatte darüber, was wir unter Tod verstehen wollen. FR 260/07.11.1996, 12 (IBM, FR-Grafik)

schaften‹ oder ›Pfade‹ der Bewegung als um ›Systemzustände‹. ›Langwellig‹ ist dann auch ›langweilig‹ zu lesen: Die spitzwinkligen Ausschläge dieser Kurven zeichnen Seismogramme vibrierender Energie, sie symbolisieren pulsierendes Leben, die Weite der Ausschläge dessen Intensität – ihre Negativform, die allmählich flach auslaufende Entropiekurve symbolisiert dagegen Stagnation, Stillstand, Tod (s. Abb. 11–13).

Ihre massenhafte Verbreitung und serielle Reproduktion erfahren Intensitätskurven seit vielen Jahren schon im Bereich der Unterhaltung: In Film und Fernsehen – hier besonders auch in Reality-TV-Sendungen – sind die pulsierenden Oszillogramme fester Bestandteil jeder OP-, Notfallmedizin- oder Intensivstationsszene, bei der Leben und Tod auf dem Spiel steht. Als faszinierendes Sym-

12 Vgl. den Hollywoodfilm »Flatliners – Heute ist ein schöner Tag zum Sterben« (USA, 1990, Regie Joel Schumacher), einem Thriller um waghalsige Experimente mit Nahtoderfahrungen und Ausflügen ins Jenseits, dessen Titel das Leitmotiv des Filmes, die den klinischen (Herz-)Tod anzeigende flach auslaufende EKG-Kurve, personalisiert (s. auch Abb. 12).

bol für Spannung und Aktion tauchen sie in den Trailern von Krimi- und Actionserien auf oder illustrieren Comuterspielmagazine. In der politischen Presse fin-

- 12 Johannes Schreiter: »Medizin-Fenster« (1987, H 5,82 x B 1,66 m). Glas-/Fensterbild in der Kirche des Darmstädter Elisabethstiftes (seit 04.02.96). Aus: FR 28/02.02.96, 23; im Org. farbig



det sich der Typus der Intensitätskurve vor allem im Wirtschaftsteil und als visueller Indikator der *performance* politischer Kandidaten und anderer Akteure der mediopolitischen Bühne (s. Abb. 13–15)

Die Möglichkeit, statistische Aussagen ›erleben‹ zu können, setzt ihre Subjektivierung in Vorgaben voraus, die Individuen auf sich und ihre konkrete Lebenspraxis applizieren können. Neben Inszenierungen und Modellen leisten dies in den Massenmedien des 20. Jahrhunderts – Ausstellungen, Museen, publizisti-

sche Medien – infografische Diagramme. Deren Lektüre produziert eine Resonanz von Wissensfeldern, innerhalb derer vor allem der medizinisch-humanwissenschaftliche Komplex immer auch den individuellen Subjektkörper ›an-



13 Steffi Grafs stagnierende Lebenslinie.
Faks. aus WOCHEN EXTRA 52/12.12.1993,
III; im Org. farbig



14 »Unter Geiern«. WOCHEN 06/
02.02.1996, 15; im Org. farbig



15 »Wie beliebt ist Clinton?« ZEIT 39/17.09.1998, 2f.

schließt« und ihn in der Folge auf historisch spezifische Weise neu formiert. Dieser Effekt der ›Inkorporierung‹ quantitativer Informationen macht unmittelbar verständlich, warum den im 20. Jahrhundert entwickelten ›popularisierenden‹ Techniken der ›Sichtbarmachung‹ eine besondere strategische Funktion bei der Verbreitung und Vermittlung biopolitisch-normalistischen Spezialwissens zukommt, wie dies bereits Walter Benjamin hervorhebt. Für die weitere Auseinan-

dersetzung scheint es interessant, dessen Überlegungen zu folgen und statt einer (ideologie-)kritischen Analyse und Zurückweisung ihrer Machtfunktion, wie sie z.B. Barbara Duden und Uwe Pörksen unternehmen, die Produktivität dieser interdiskursiven Strategien zu untersuchen (vgl. z.B. Haraway 1995 [1989]) – was vielleicht den Blick für Resistenzen öffnen kann, die ihrerseits im Feld dieser neuen Subjektformierungen entstehen.

Literatur

- Amstutz, Nathalie/ Martina Kuoni (Hg.) 1994: Theorie – Geschlecht – Fiktion (Beiträge des Kolloquiums Basel 1992), Basel, Frankfurt a.M.
- Barthes, Roland 1979: Elemente der Semiologie, aus dem Franz. übers. v. Eva Moldenhauer, Frankfurt a.M. [frz. EA 1964]
- Barthes, Roland 1990: Rhetorik des Bildes, in: Der entgegenkommende und der stumpfe Sinn, Kritische Essays III, aus dem Franz. übers. von Dieter Hornig, Frankfurt a.M., 28–46 [frz. EA 1964]
- Barthes, Roland 1987: S/Z, aus dem Franz. übers. von Jürgen Hoch, Frankfurt a.M. [frz. EA 1970]
- Becker, Frank/ Ute Gerhard/ Jürgen Link 1997: Moderne Kollektivsymbolik. Ein diskurs-theoretisch orientierter Forschungsbericht mit Auswahlbibliographie (Teil II), in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur 22, 1 (1997), 70–154
- Beier, Rosmarie/ Martin Roth (Hg.) 1990: Der gläserne Mensch – eine Sensation: zur Kulturgeschichte eines Ausstellungsobjekts. Katalog zur Ausstellung »Leibesvisitation: Blicke auf den Körper in fünf Jahrhunderten«; veranstaltet vom Deutschen Historischen Museum, Berlin, in Zusammenarbeit mit dem Deutschen Hygiene-Museum in Dresden vom 19.10.1990–28.2.1991, Stuttgart
- Benjamin, Walter 1972 [1928]: Jahrmarkt des Essens. Epilog zur Berliner Ernährungsausstellung, in: Gesammelte Schriften, Bd. IV/1/2, hg. von Tillman Rexroth (Werkausg. Bd. 11), Frankfurt a.M., 527–532
- Borck, Cornelius/ Sabine Hanrath/ Monica Kalt/ Odila Triebel (Hg.) 1997: Faktizität – Kontext – Diskurs. Diskursanalyse in den Geschichts-, Kultur- und Sozialwissenschaften. Dokumentation einer Kooperationstagung des Graduiertenkollegs am Institut für Wissenschafts- und Technikforschung der Universität Bielefeld, November 1997, Bielefeld
- Drews, Axel/ Ute Gerhard/ Jürgen Link 1985: Moderne Kollektivsymbolik. Eine diskurs-theoretisch orientierte Einführung mit Auswahlbibliographie, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur 1. Sonderheft Forschungsreferate (1985), 256–375
- Duden, Barbara 1994: Der Frauenleib als öffentlicher Ort: vom Missbrauch des Begriffs Leben. Ungekürzte Ausg., mit einem Nachw. zur Taschenbuchausg., München

- Duden, Barbara/ Bettine Menke/ Marianne Schuller/ Gerburg Treusch-Dieter/ Sigrid Weigel 1994: »Durchzieht die Macht das Körperinnere?« Podiumsgespräch im Anschluß an die Referate vom Samstag. Leitung: Birge Krondorfer. Zwischentexte und Bearbeitung von Alexandra Stäheli, in: Amstutz/Kuoni (Hg.) 1994: Theorie – Geschlecht – Fiktion (Beiträge des Kolloquiums Basel 1992), Basel, Frankfurt a.M., 167–183
- Foucault, Michel 1983: Sexualität und Wahrheit I: Der Wille zum Wissen, aus dem Franz. übers. von Ulrich Raulf u. Walter Seitter, Frankfurt a.M. [frz. EA 1976]
- Hantke, Birte für das Deutsche Hygiene Museum, Dresden (Hg.) 1998: Gen-Welten. Werkstatt Mensch? Gene-worlds. workshop man? Eine Ausstellung des Deutschen Hygiene-Museums v. 27.3.1998–10.1.1999 (Begleitbuch), Dresden
- Haraway, Donna 1995: Die Biopolitik postmoderner Körper. Konstitution des Selbst im Diskurs des Immunsystems, aus dem Amerik. übers. von Immanuel Stieß, in: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen, hg. u. eingel. von Carmen Hammer u. I. St., Frankfurt a.M., New York, 160–199 [amerik. EA 1989]
- Hjelmlev, Louis 1974: Prolegomena zu einer Sprachtheorie, aus dem Dän. übers. von Rudi Keller, Ursula Scharf u. Georg Stötzel, München [dän. EA 1943]
- Jäger, Margret/ Siegfried Jäger/ Ina Ruth/ Ernst Schulte-Holtey/ Frank Wichert (Hg.) 1997: Biomacht und Medien. Wege in die Bio-Gesellschaft, Duisburg
- Jansen, Angela 1999: Handbuch der Infografik: Visuelle Information in Publizistik, Werbung und Öffentlichkeitsarbeit. Mit Beiträgen von Wolfgang Scharfe, Berlin u.a.
- Januschek, Franz (Hg.) 1985: Politische Sprachwissenschaft: zur Analyse von Sprache als kultureller Praxis, Opladen
- Johnson, Mark 1987: The body in the mind. The bodily basis of meaning, imagination, and reason, Chicago, London
- Knieper, Thomas 1995: Infographiken: Das visuelle Informationspotential der Tageszeitung, München
- Koch, W. A. (Hg.) 1990: Semiotik in den Einzelwissenschaften, Bd. 2, Bochum
- Kroeber-Riel, Werner 1991 [1988]: Strategie und Technik der Werbung. Verhaltenswissenschaftliche Ansätze, 3. Aufl., Stuttgart/ Berlin/ Köln
- Kroeber-Riel, Werner 1993: Bildkommunikation: Imagerystrategien für die Werbung, München
- l'Ecotais, Emmanuelle de/ Alain Sayag (Hg.) 1998: Man Ray – Das photographische Werk, München
- Lakoff, George 1987: Women, fire, and dangerous things. What categories reveal about the mind, Paperback edition 1990, Chicago, London
- Lakoff, George 1989: The Invariance Hypothesis: Do Metaphors Preserve Cognitive Topology?, Duisburg
- Lakoff, George 1993: The Contemporary Theory of Metaphor, in: Ortony (Hg.) 1993, 202–251
- Lakoff, George/ Mark Johnson 1980: Metaphors we live by, Chicago, London
- Link, Jürgen 1983: Elementare Literatur und generative Diskursanalyse. Mit einem Beitrag von Jochen Hörisch und Hans-Georg Pott, München

- Link, Jürgen 1996: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird, Opladen
- Link, Jürgen 1990: Literaturwissenschaft und Semiotik, in: Koch (Hg.) 1990, 521–564
- Link, Jürgen 1997: Leben in Kurvenlandschaften, in: Borck/Hanrath/Kalt/Triebel (Hg.) 1997, 5–17
- Linke, Dirk 1996: Die Gattung Zeitung stärken, in: Sage&Schreibe 3 (1996), 27 (Infobox)
- Maas, Utz 1985: Konnotation, in: Januschek (Hg.) 1985, 71–95
- McLuhan, Marshall 1996: Augenweide, in: Die mechanische Braut. Volkskultur des industriellen Menschen, aus dem Amerik. übers., mit Anmerkungen und einem Essay von Rainer Hötschl. Jürgen Reuß, Fritz Böhler und Martin Baltes, Amsterdam, 108–110 [amerik. EA 1951]
- Neurath, Otto 1991: Gesammelte bildpädagogische Schriften. Hg. von Rudolf Haller u. Robin Kinross. Wien (Gesamtausg., Bd. 3)
- Neurath, Otto 1925: Darstellungsmethoden des Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseums, in: Neurath 1991, 18–27
- Neurath, Otto 1927a: Der Weg des Gesellschafts- und Wirtschaftsmuseums in Wien, in: Neurath 1991, 88–92
- Neurath, Otto 1927b: Bildliche Darstellung gesellschaftlicher Tatbestände, in: Neurath 1991, 118–125
- Neurath, Otto 1929: Bildstatistik und Arbeiterbildung, in: Neurath 1991, 139–143
- Neurath, Otto 1933: Soziale Aufklärung nach der Wiener Methode, in: Neurath 1991, 231–239
- Neurath, Otto 1936/1980: Internationale Bildersprache, Faksimile-Nachdruck der engl. Ausg. mit e. deutschen Übersetzung v. Marie Neurath, Reading: Univ. of Reading, Department of Typography & Graphic Communication, 1980, in: Neurath 1991, 355–398
- Neurath, Otto 1944a: Visuelle Hilfsmittel und Argumentieren, in: Neurath 1991, 600–617
- Neurath, Otto 1944b: Der Humane Zugang zur Bildpädagogik, in: Neurath 1991, 618–628
- Neurath, Otto 1945: Gesundheitserziehung durch Isotype, in: Neurath 1991, 629–633
- Ortony, Andrew (Hg.) 1993: Metaphor and Thought, 2nd ed., Cambridge
- Pörksen, Uwe 1989: Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur, 3. Aufl., Stuttgart [EA 1988]
- Pörksen, Uwe 1997: Weltmarkt der Bilder. Eine Philosophie der Visiotype, Stuttgart
- Roth, Martin 1990: Menschenökonomie oder Der Mensch als technisches und künstlerisches Meisterwerk, in: Beier/Roth (Hg.) 1990, 39–67
- Roth, Martin/ Scheske, Manfred/ Täubrich, Hans-Christian (Hg.) 1993: In aller Munde. Einhundert Jahre Odol, Dresden, Bühl/Baden
- Schulte-Holtey, Ernst 1997: Gesundheit. Angst. Lebensstil. Orientierungs-Service und Subjektivierung in der ›Woche‹, in: Jäger/Jäger/Ruth/S.-H./Wichert (Hg.) 1997, 249–287
- Tufte, Edward R. 1983: The visual display of quantitative information, 14th ed. 1995, Cheshire, Connecticut

Tufte, Edward R. 1990: *Envisioning information*, 4th ed. 1994, Cheshire, Connecticut

Tufte, Edward R. 1997: *Visual Explanations. Images and Quantities, Evidence and Narrative*, 2th printing, with revisions, Cheshire, Connecticut

Reyhan Güntürk

Zwischen Integration und Isolation

Medienkonsum von türkischen Migrantinnen

Wer sich mit dem Medienkonsum von Migrantinnen türkischer Herkunft in Deutschland beschäftigt, wird schnell auf den engen Zusammenhang zur türkischen Medienlandschaft in Deutschland gestoßen, zumal deren Bedeutung in den vergangenen Jahren stark zugenommen hat.

Seit den achtziger Jahren hat sich die türkische Medienlandschaft in Deutschland ebenso stark verändert wie die türkische Gesellschaft in der Bundesrepublik, die sich mittlerweile stark soziodemographisch ausdifferenziert, so daß sich kaum allgemeine Aussagen über diese Gruppe treffen lassen. Dabei hat sich die Entwicklung der türkischsprachigen Medien relativ unbeachtet von der deutschen Öffentlichkeit und der Migrationsforschung vollzogen. Neben der deutschen Medienlandschaft hat sich mittlerweile eine türkische entwickelt. Das Zentrum für Türkeistudien hat 1996 erstmalig den Medienkonsum der türkischen Bevölkerung in Deutschland und das Deutschlandbild im türkischen Fernsehen untersucht. Auf die wichtigsten Ergebnisse dieser Studie, die insgesamt die Akzeptanz der türkischsprachigen Medien von seiten türkischer Migranten bestätigte, soll im folgenden eingegangen werden.

Die Entwicklung der türkischen Medienlandschaft in Deutschland

In den sechziger und siebziger Jahren entstand in Deutschland zunächst ein umfangreicher türkischer Kinomarkt mit türkischen Verleihfirmen. Im Laufe der siebziger und achtziger Jahre waren es vor allem türkische Videofilme, die verstärkt von der türkischen Bevölkerung konsumiert wurden. Seit Anfang der neunziger Jahre, also seit Beginn des privaten Fernsehens in der Türkei, werden auch zunehmend mehr türkische Fernsehsender in Deutschland empfangen. Parallel zu dieser Entwicklung entwickelten sich türkischsprachige Printmedien in der Bundesrepublik. Bereits Ende der sechziger Jahre betreten die türkischen

Tageszeitungen *Tercüman* und *Aksam* als erste Anbieter den Medienmarkt in der Bundesrepublik Deutschland. Heute werden acht überregionale türkische Tageszeitungen in der Bundesrepublik vertrieben, deren redaktionelle Linien, Auflagenhöhen und Erscheinungsjahre in Tabelle 1 aufgeführt sind.

Tabelle 1: Redaktionelle Linie und Auflagenhöhen der türkischen Tageszeitungen in Europa und in der Bundesrepublik Deutschland

Tageszeitung	Redaktionelle Linie	Auflagenhöhe in Europa*	Davon in der BRD	Erstes Erscheinungsjahr
Hürriyet	Liberal-nationalistisch mit deutlicher Neigung zur Boulevardpresse	ca. 160.000	ca. 107.000	1971
Milliyet	Linkliberal	ca. 25.000	ca. 16.000	1972
Sabah	Liberal mit deutlicher Neigung zur Boulevardpresse	ca. 40.000	ca. 25.000	1996
Türkiye	Konservativ-religiös-nationalistisch	ca. 65.000	ca. 40.000	1987
Zaman	Konservativ, religiös orientiert	ca. 16.000	ca. 13.000	1990
Milli Gazete	Religiös-fundamentalistisch		ca. 12.000	1973
Evrensel**	Links	ca. 12.000	ca. 8.000	1995
Özgür Politika***	Kurdische Zeitung in türkischer Sprache, links, kurdisch-nationalistisch	ca. 15.000	--	1995

* Die Auflagenhöhen der einzelnen Tageszeitungen variieren nach Wochentagen. Angaben über die durchschnittlichen Auflagenhöhen nach Auskünften der Zeitungen.

** erschien vormals unter dem Namen Emek.

*** erschien früher bereits unter verschiedenen anderen Namen

Neben diesen Tageszeitungen erscheinen in Deutschland zwei Sportzeitungen *Fotospor* und *Fanatık* seit 1990 auch die Wochenzeitungen *Dünya-Hafta*, eine Wirtschaftszeitung mit einer Auflagenstärke von 2.500 in Deutschland, und die linkliberale *Cumhuriyet-Hafta* mit einer Auflagenstärke von bundesweit 5.000. Zudem gibt es sechs Boulevardzeitungen: *Hafta Sonu*, *Türkstar*, *Alem*, *Show Magazin*, *Samdan* und *Manset*.

Neben diesen Deutschland- bzw. Europaausgaben der in der Türkei erscheinenden Zeitungen gibt es mittlerweile auch Zeitungen, die vollständig von privaten Anbietern in Deutschland oder von türkischen Selbstorganisationen gestaltet werden. Diese erscheinen jedoch nicht täglich, sondern in 14tägigem Abstand. Im Bereich Hessen gibt es beispielsweise die Zeitung *Toplum* und im Ruhrgebiet gibt es *Ruhr-Postasi*.

Die heute in der Bundesrepublik gedruckten türkischen Tageszeitungen sind privatwirtschaftlich organisiert und werden von türkischen Redakteuren in Istanbul und Frankfurt/Main gemeinsam gestaltet. Ihr Umfang variiert zwischen 12 und 32 Seiten. Angesichts der Vielzahl der Journalisten, die für die türkischen Tageszeitungen arbeiten – man schätzt deren Zahl bundesweit auf etwa 190 – wird deutlich, daß sich die Zeitungen nicht mehr nur mit Entwicklungen in der türkischen Heimat beschäftigen, sondern daß sie sich ebenso intensiv mit den Belangen der in Europa lebenden türkischen MigrantInnen auseinandersetzen. Neben ihrer Funktion als *Brücke zur Heimat*, die anfangs ihre vorrangige Rolle war, übernehmen sie heute eine wichtige Funktion als *Sprachrohr der Migranten*. Fast jede Zeitung hat sogenannte *Europa-Seiten* von durchschnittlich drei bis vier Seiten, in der vorwiegend über politische, gesellschaftliche und kulturelle Entwicklungen jeder Art berichtet wird, die die in Deutschland lebende türkische Bevölkerung sowohl unmittelbar als auch mittelbar betreffen. Diese Seiten bieten auch eine Plattform für die Meinungen der MigrantInnen und werden von diesen mit großem Interesse gelesen.

Die Entwicklung des türkischen Fernsehmarktes in Deutschland dagegen verlief zeitgleich mit dem Einzug des Privatfernsehens in der Türkei. Bis Anfang der neunziger Jahre sendete in Deutschland lediglich der staatliche Sender *TRT*, der seit Februar 1990 ein Programm nur für in Europa lebende TürkInnen ausstrahlt (*TRT-Int*) und seit 1991 über Kabel zu empfangen ist. Der erste türkische Privatsender in Deutschland war *Star 1*, der 1990 eigentlich für die etwa vier Millionen Türken, die in der Türkei über eine Satellitenempfangsanlage verfügten, bestimmt war. Die danach gegründeten privaten TV-Gesellschaften begannen, ihr Programm teilweise auch über Satellit in Europa auszustrahlen. Nach und nach kam es zur Ausstrahlung von Privatsendern wie *SHOW TV*, *HBB*, *Tele On*, *Kanal 6*, *TGRT*, *atv*, *Kanal D*, *Kanal 7*, etc.

Die meisten der privaten Sender sind kommerziell ausgerichtet, ebenso wie deutsche Privatsender auch. Allerdings gibt es einige Privatsender, die aufgrund ihrer besonderen Ausrichtung hervorzuheben sind: Der Sender *TGRT* vertritt eine deutlich nationalistisch-religiös geprägte Linie, die sich auch in der Tageszeitung *Türkiye* widerspiegelt. Beide Medien gehören zur *Ihlas-Holding*. Der

Sender *MED TV* dagegen sendete bis vor kurzem auch in kurdischer Sprache und wurde von der PKK kontrolliert. Gesendet wurde nicht aus der Türkei, sondern aus verschiedenen europäischen Staaten. Im März 1999 wurde die Ausstrahlung von Sendungen im Zuge der Verhaftung des PKK-Führers Abdullah Öcalan und dem Vorwurf der pro-terroristischen Berichterstattung vorerst eingestellt. Ein dritter hervorzuhobender Sender ist *Kanal 7*, der der ehemaligen islamistischen *Wohlfahrts-Partei* und jetziger *Tugend-Partei* nahesteht.

Im Hinblick auf die Ausrichtung der türkischen Fernsehsender läßt sich demnach grundsätzlich eine Dreiteilung vornehmen, die sowohl für die Türkei als auch für den türkischen Markt in Deutschland gilt: Zum einen gibt es das *staatliche Fernsehen*, zum anderen *privat/kommerziell* ausgerichtete sowie *privat/politisch* ausgerichtete Privatsender. Der staatliche Sender *TRT* befindet sich unter der Kontrolle des türkischen Staates, der auch die Direktoren des Senders benennt. Außerdem gelten die in der türkischen Verfassung festgelegten Grundsätze des Kemalismus, wie Laizismus, Westorientierung und Trennung von Staat und Religion. Diese Grundsätze bzw. deren Interpretation sind für die eindeutigen nationalistischen Elemente des Programms verantwortlich. Die kommerziellen Privatsender gelten als weitgehend unpolitisch. In ihrer Programmstruktur überwiegt der Unterhaltungsteil bei weitem. Politik und die Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Problemen finden lediglich in den Nachrichten statt.

Medien und MigrantInnen

Mit dem Thema Medien und MigrantInnen wird sich in der Regel auf unterschiedliche Weise befaßt. Zum einen gibt es eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten, die sich mit der Darstellung von Ausländerinnen in den deutschen Medien beschäftigen¹. Daneben werden Medien von und für Migrantinnen untersucht. Schwerpunkte sind hier insbesondere Sendungen von seiten deutscher Fernsehsender für in Deutschland lebende Ausländerinnen. Es gab und gibt immer noch Radio- und Fernsehsendungen für Migrantinnen, die lange Zeit stark konsumiert wurden. Das bedeutet, daß es eine starke Bindung an die von *ARD* und *ZDF* angebotenen Fernsehsendungen für Ausländer gab. (Vgl. Eckhardt 1987.)

Mittlerweile ist jedoch die Zahl der Zuschauerinnen solcher Fernsehsendungen aus zwei Gründen stark zurückgegangen. Zum einen ist die Gruppe der Migrantinnen nicht mehr einheitlich, so daß nicht auf die Bedürfnisse der jeweiligen

1 Beispielhaft für neuere Arbeiten: Ruhrmann/Kollmer 1987, Ruhrmann/Sievert 1994 und: Zentrum für Türkeistudien (Hg) 1995.

Teilgruppen reagiert werden konnte. Diese Teilgruppen sind auf andere Medienangebote umgestiegen. Hinzu kommt, daß die Sendezeiten für ausländische Programme relativ beschränkt sind (30–40 Minuten).

Zum anderen ist – wie eben ausgeführt – im Laufe der letzten zehn Jahre ein großes türkischsprachiges Medienangebot entstanden, das direkt aus der Türkei stammt und das von hier lebenden Türkinnen angenommen wird.

Ergebnisse der Befragung zum Medienkonsum der türkischen Bevölkerung in Deutschland

Im Rahmen der Ende 1996 im Auftrag des Bundespresseamtes durchgeführten Studie zum Medienkonsum der türkischen Bevölkerung in Deutschland hat das *Zentrum für Türkeistudien* 2.052 türkische Privathaushalte befragt. Es wurde u.a. festgestellt, daß sich jeder zweite Befragte ausschließlich heimat-sprachlich orientiert. 55,7% gaben an, allein türkische Tageszeitungen zu lesen, während 38% sowohl türkische als auch deutsche Printmedien bevorzugen. Lediglich 6,4% gaben an, allein deutsche Zeitungen zu lesen. Die Tageszeitung *Hürriyet* hat sich als marktbeherrschend herausgestellt.

Weiterhin gab mehr als die Hälfte der Befragten an, täglich mehr als drei Stunden fernzusehen. Eine breite Spitzengruppe von fünf türkischen Fernsehsendern zählt dabei zu den häufig eingeschalteten Sendern (*TRT-Int, atv, SHOW TV, Interstar, TGRT*). Bei den deutschen Fernsehsendern werden die privaten (*RTL, PRO 7, Sat 1*) vor den öffentlich-rechtlichen Anbietern bevorzugt. 7,2% gaben an, nur deutsche Sender zu sehen, 39,6% sehen nur türkische Sender, 53,2% bevorzugen dagegen türkische und deutsche Fernsehsender.

In diesem Zusammenhang besitzt das Radio einen relativ geringen Stellenwert. Die Radiokonsumenten wählen mehrheitlich türkische Angebote aus. Weniger als die Hälfte der Türkinnen (41,1%) hört täglich bis zu einer Stunde Radio. Hier spielen insbesondere Sprachprobleme eine entscheidende Rolle, da Radio hören eine weit höhere Sprachkompetenz erfordert als fernzusehen. Zusätzliche Bildinformationen fallen hier gänzlich weg.

Grundsätzlich konnte ein starker Wechsel zwischen den verschiedenen Medien: Zeitung, Fernsehen und Radio hinsichtlich der heimat- oder deutschsprachigen Orientierung festgestellt werden. Die unterschiedlichen Anforderungen an die deutschen Sprachkenntnisse spielen bei der Auswahl eine wichtige Rolle. Diese sind in verschiedenen Sozialgruppen aber unterschiedlich stark ausgeprägt. Geringere Sprachkenntnisse führen zu einer stärkeren Bevorzugung heimat-sprachlicher Medienangebote. Spezifische Informationen über die Entwick-

lungen in Deutschland, d.h. in der Gesellschaft, in der man lebt, sind den türkischen Sozialgruppen also in unterschiedlichen Maßen zugänglich.

Medienkonsum der türkischen MigrantInnen – Integration versus Isolation

Die deutlich starke Akzeptanz der türkischsprachigen Medien von seiten türkischer Migrantinnen wird in der wissenschaftlichen und politischen Diskussion unterschiedlich bewertet. Einer positiv bewerteten *medialen Vielfalt* wird die Gefahr einer *medialen Ghettoisierung* entgegengehalten, die einer Integration nicht unbedingt förderlich ist. Diese unterschiedlichen Bewertungen bieten zweifellos hinreichenden Diskussionsstoff.

Seit den sechziger Jahren hat sich die *ARD* ihrem gesetzlichen Integrationsauftrag entsprechend mit verschiedenen Hörfunk- und Fernsehprogrammen an die Migrantinnen in der Bundesrepublik gewandt. Man informierte hauptsächlich über Deutschland, es gab Ratgeber- und Unterhaltungssendungen, und man versuchte, beide Kulturen einander näher zu bringen. Jedoch wurde mit der Zeit auch immer deutlicher, daß die Migrantinnen einerseits zwar den Wunsch hatten, in die deutsche Gesellschaft eingegliedert zu werden, andererseits wollten sie aber Sendungen sehen, die ihrer eigenen Sprache und Kultur entsprachen. Sie wünschten sich eine deutlichere emotionale Bindung an ihr Heimatland. Die Tatsache, daß sich vor diesem Hintergrund der türkische Medienmarkt in Deutschland – angefangen bei türkischen Videofilmen – etablieren konnte, zeigt einmal mehr, daß die Migrantinnen die heimat Sprachlichen Sendungen des deutschen Fernsehens mit der *Zeit* als unzureichend empfanden.

Doch nicht nur diese emotionale Verbundenheit mit der Heimat war es, die nach und nach dazu führte, daß ein Großteil der türkischen Wohnbevölkerung in Deutschland auf türkischsprachige Medienangebote zurückgriff. Zudem hat bei türkischen Migrantinnen insbesondere auch nach den ausländerfeindlichen Brandanschlägen in Mölln und Solingen eine stärkere Bindung an die eigene Gesellschaft stattgefunden. Insofern dienen die türkischen Medien und Programme ebenso zur Aufrechterhaltung der kulturellen Identität hier lebender *Türkinnen*.

Ferner spielen auch Sprachprobleme eine entscheidende Rolle. Insbesondere für die erste Generation türkischer Migrantinnen stellt die deutsche Sprache immer noch eine große Barriere dar, so daß diese Gruppe eher die türkischen Medien als Informationsquelle jeglicher Art nutzt. Zusammen mit der bei dieser Generation vorhandenen starken Bindung an das Heimatland – schließlich ist sie dort

geboren und groß geworden – scheint es deshalb verständlich, daß sie auf türkische Medien zurückgreift.

Bei der zweiten und dritten Generation der Türken in Deutschland, die zu einem großen Teil hier geboren und aufgewachsen ist und die die deutsche Sprache größtenteils besser beherrscht als die türkische, zeigt sich eine interessante Entwicklung. Die junge Generation scheint sich nicht mehr *zwischen* zwei unterschiedlichen Kulturen zu positionieren. Vielmehr werden beide Kulturen als einmalige Chance wahrgenommen, für sich jeweils das Positive herauszunehmen. Gleichzeitig findet, möglicherweise durch ein erstarktes Selbstbewußtsein, eine engere Anbindung an die eigene Gesellschaft oder an die eigenen Wurzeln statt. Diese neue Anbindung läßt sich auf den Konsum von türkischen Medien und auf die Entwicklung auf dem türkischen Musikmarkt zurückführen. Teilweise bedingt dadurch und parallel zu dieser Entwicklung haben sich in Deutschland türkische Diskotheken und Kneipen speziell für türkische Jugendliche entwickelt. Heute gibt es in beinahe jeder größeren Stadt in Deutschland mehrere Diskotheken, die fast ausschließlich von türkischen Jugendlichen besucht werden.

Wie bereits angedeutet, wird diese Hinwendung zu türkischsprachigen Medien, die unabhängig vom Alter auftritt, von Wissenschaft und Politik unterschiedlich bewertet. *Integration* steht hier gegen *Isolation* und eine sogenannte *mediale Ghettoisierung*. Dabei wird angenommen, daß eine bereits existente Isolation durch den einseitigen Konsum ausschließlich türkischer Medien noch verstärkt werde. Gegenseitiger Informationsaustausch zwischen den Kulturen, d.h. eine interkulturelle Kommunikation, sei aber eine der wichtigsten Voraussetzungen für eine Integration. Jedoch würden Informationen über die deutsche Gesellschaft, in der diese Personen leben, im türkischen Fernsehen nicht häufig behandelt. Ein weiterer Nachteil bestehe auch darin, daß die türkischen Medien dazu beitragen können, daß sich nationale, religiöse, kulturelle und soziale Einstellungen weiter verfestigen, so daß eine Integration in die deutsche Gesellschaft nur sehr schwer werde.

Diese Sichtweise läßt aber außer Acht, daß türkischsprachige Medien durchaus auch positive Effekte erzielen können. So können sie beispielsweise dazu beitragen, daß sich innerhalb der türkischen Gesellschaft eine ethnisch-kulturelle Identität herausbildet. Aktuelle Informationen über politische, gesellschaftliche und kulturelle Entwicklungen in der Türkei, über die wiederum in deutschen Medien kaum berichtet wird – von außergewöhnlichen politischen Entwicklungen einmal abgesehen –, können über türkischsprachige Medien aufgenommen werden. Ebenso können sie als Plattform zur politischen Artikulation genutzt werden, auf der gesellschaftspolitische Probleme der Migrantinnen aufgegriffen

und behandelt werden. Und tatsächlich muß der Konsum türkischer Medien nicht automatisch zur Isolation führen: Aktuelle politische und gesellschaftliche Diskussionen und Entwicklungen, die sich in Deutschland ereignen, können in der Muttersprache besser verständlich gemacht werden. In diesem Bereich sind die türkischen Printmedien im Augenblick aktiver als die Fernsehsender, auch bedingt durch die Tatsache, daß es sie erst seit kürzerer Zeit in Deutschland gibt und sich die Zeitungen ebenso gewandelt haben wie Migrantinnen.

Bei all diesen Diskussionen wird deutlich, wie schwierig die Funktion und die Wirkung der türkischsprachigen Medien zu beurteilen ist. Ein wesentliches Problem besteht aber auch darin, daß es von seiten des deutschen Fernsehens nur geringe speziell an die türkische Community gerichtete Angebote gibt, die sinnvoll und integrationsfördernd genutzt werden können. Integrationsfördernd wäre es allemal, wenn von deutscher Seite Programmentwürfe für Migrantinnen konzipiert und umgesetzt würden, wie beispielsweise der Berliner Sender *Multikulti*. Solche Angebot könnten eine Abwanderung hin zu ausschließlich türkischen Medien in Grenzen halten. Es könnte verhindert werden, daß Migrantinnen als Konsumenten von Medien in *Isolation* oder *Abschottung* geraten, weil ihnen scheinbar keine andere Wahl bleibt. Tatsache bleibt letztlich, daß die türkischen Migrantinnen die einmalige Chance einer *medialen Vielfalt* haben, die anderen Mitgliedern der Gesellschaft nicht so selbstverständlich offensteht.

Literatur

- Eckhardt, Josef 1987: Ausländer als Zielgruppe der Massenmedien. In: Ausländer und Massenmedien. Bestandsaufnahme der Perspektiven. Hrsg.v.d. Bundeszentrale für politische Bildung. Bonn. 95ff.
- Ruhrmann, Georg / Holger Sievert 1994: Bewußtseinswandel durch Kampagnen gegen Ausländerfeindlichkeit? Zur Effektivität von Anzeigenkampagnen und TV-Spots. In: PR-Magazin 25 (1994), Nr. 12, 35–42.
- Ruhrmann, Georg / Jochen Kollmer 1987: Ausländerberichterstattung in der Kommune. Inhaltsanalyse Bielefelder Tageszeitungen unter Berücksichtigung ›ausländerfeindlicher‹ Alltagstheorien. Opladen. (3D Forschungsberichte des Landes Nordrhein-Westfalen 3222).
- Zentrum für Türkeistudien (Hg.) 1995: Das Bild der Ausländer in der Öffentlichkeit. Eine theoretische und empirische Analyse zur Fremdenfeindlichkeit. Durchgef.u.d.Leitung v. Georg Ruhrmann) Opladen.
- Zentrum für Türkeistudien 1996: Medienkonsum der türkischen Bevölkerung in Deutschland und Deutschlandbild im türkischen Fernsehen. Erstellt im Auftrag des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung der Bundesrepublik Deutschland, Essen.

Hans-Otto Wiebus

Medien im Einwanderungsland Deutschland

Für einen eingeborenen deutschen Printjournalisten sind Kontakte zu MigrantInnen in den Medien zwangsläufig spärlich. Mehr oder weniger alle KollegInnen bei Zeitungen oder Zeitschriften sind deutscher Herkunft. Das war bis vor kurzem niemanden so recht aufgefallen.

Journalismus in der Bundesrepublik – ein Fall für Muttersprachler also? Die allgemeine Übereinkunft lautet: AusländerInnen können sicher gut musizieren, malen, fotografieren, vielleicht auch Filme machen – aber schreiben? Dazu müsse die Edelfeder schon in eine deutsche Wiege gelegt werden, meint man übereinstimmend.

Andererseits wurde natürlich auch in JournalistInnen-Kreisen über Ausländerfeindlichkeit in unserer Gesellschaft diskutiert. Daß Ausländerfeindlichkeit auch mit den Medien zu tun hat und in den Medien präsent ist – auch in den Mainstream-Medien und nicht allein in rechtsradikalen Blättern – wurde allerdings lange ignoriert.

Erst als sich die blutigen Anschläge auf MigrantInnen häuften, begann ein gewisses Nachdenken. Bei dem schwierigen Prozeß, zu erkennen, daß der Rassismus nicht alleine ein Problem der anderen gesellschaftlichen Gruppen, sondern auch ein Problem des Journalismus ist, kamen viele Anstöße von außen.

WissenschaftlerInnen (zum Beispiel aus der Diskurswerkstatt Bochum oder dem Duisburger Institut für Sprach- und Sozialwissenschaft) hatten mit Vehemenz darauf hingewiesen, daß auch und gerade die bürgerlichen und sogenannten linksliberalen Blätter wie »Spiegel«, »Frankfurter Rundschau« oder »Die Zeit« nicht frei von ausländerfeindlichen und auch rassistischen Tendenzen seien.

Das überraschte erstaunlicherweise die JournalistInnen selbst am meisten. Sie hielten und halten sich für liberale NichttrassistInnen. Doch die sublimen Ausländerfeindlichkeit innerhalb des Mainstream-Journalismus ist besonders gefährlich. Sie kann von den LeserInnen nur schwer durchschaut werden.

Auf verschiedenen Wochenendseminaren der Fachgruppe Journalismus in der

IG Medien war intensiv über diese Fragen diskutiert worden. Als eine der Möglichkeiten die Situation langfristig zu verbessern, wurde herausgearbeitet, daß die Repräsentanz von MigrantInnen in den journalistischen Berufen verbessert werden muß. So könne der Blickwinkel der Berichterstattung verändert werden.

Diese Forderung umzusetzen, ist alles andere als einfach. Denn ein verstärkter Zugang zu den journalistischen Berufen stellt sich nicht allein dadurch ein, daß dies die Mediengewerkschaft fordert. Vor allem die Selbstorganisation jener MigrantInnen, die bereits in den Medien arbeiten, kann und muß den Boden dafür bereiten. Dabei geht es nicht allein darum, die Zugangsmöglichkeiten zu verbessern, sondern auch um die spezifischen Schwierigkeiten, die JournalistInnen nichtdeutscher Herkunft haben. Erstaunlicherweise erwies sich die Etablierung einer solchen Arbeitsgemeinschaft als schwierig. Einer der Gründe dafür ist zwangsläufig die Heterogenität der Zielgruppe. Jene Probleme herauszuarbeiten, die alle MigrantInnen in den Medien gleichermaßen betreffen, bedurfte eines langen Diskussionsprozesses.

Für deutsche JournalistInnen darf die Aktivität der »Arbeitsgruppe MigrantInnen in den Medien« natürlich nicht bedeuten, daß man sich bequem zurücklehnen könne, weil alle »ausländerspezifischen« Probleme von dieser Gruppe aufgegriffen werden. Im Gegenteil: Gerade weil intensiver als vorher über die Stellung der MigrantInnen in den Medien diskutiert wird, ist auch mit Forderungen wie »positive Diskriminierung« zu rechnen, die die Interessen bundesdeutscher JournalistInnen unmittelbar berühren. Diese Diskussion wird sicher spannend werden. Denn es wird auch darum gehen, ob die Forderung deutscher JournalistInnen nach verstärkter Präsenz von MigrantInnen ein bloßes Lippenbekenntnis ist.

Zur Situation der MigrantInnen in den Medien¹

In bundesdeutschen Medien herrscht ein latenter Rassismus, der sich sowohl in der Arbeitssituation der kulturell unterschiedlichen und damit vermeintlich oder tatsächlich fremden Menschen als auch in der Berichterstattung über sie widerspiegelt.

So spielen bei der Beschäftigung von Medienschaffenden Kriterien wie Hautfarbe und Namen offensichtlich eine größere (und negative) Rolle als deren Qua-

1 Diese Erklärung wurde von der Arbeitsgruppe »MigrantInnen in den Medien« erarbeitet und auf einer gemeinsamen Tagung der IG Medien-Fachgruppe Journalismus und des Adolf Grimme Instituts am 23. Juni 1996 in Marl vorgestellt. Sie soll als Diskussionsgrundlage rund um den Themenbereich Migration und Medien dienen.

lifikation. Das bekommen auch deutsche Staatsangehörige mit anderer Hautfarbe zu spüren. Daher werden sie hier – ungeachtet der damit verbundenen Problematik – ebenfalls als »MigrantInnen« oder »AusländerInnen« bezeichnet.

In der Berichterstattung kommen diese AusländerInnen zumeist undifferenziert als ExotInnen oder Opfer vor. Diese Darstellung prägt, wie die mangelnde Repräsentanz von MigrantInnen unter Medienschaffenden, das Bild von den »Fremden«.

Eine Änderung der Arbeitssituation bedarf also des Wandels in den Bereichen Berichterstattung und Personalpolitik. Beides bedingt einander. Tatsachen, die die Situation der MigrantInnen in den Medien kennzeichnen, sind:

- Ausländerinnen und Ausländer sind im Beruf den gleichen Diskriminierungen und Vorurteilen ausgesetzt wie im Alltag. Das bezieht sich auch auf die »Hierarchie« unter den AusländerInnen: Angehörige sogenannter Dritte-Welt-Länder werden in der Regel stärker diskriminiert als AusländerInnen aus Industrieländern.
- Ausländische JournalistInnen müssen im Berufsalltag qualifizierter sein als ihre deutschen KollegInnen. An sie werden sowohl bei der Grundqualifikation als auch in der täglichen redaktionellen Arbeit Qualitätsanforderungen gestellt, die von bundesdeutschen KollegInnen nicht in gleicher Weise erfüllt werden müssen.
- Bei gleicher Qualifikation werden stets InländerInnen bevorzugt. Die Situation der AusländerInnen ist insofern vergleichbar mit der, die Frauen im Journalismus haben.
- Der Journalismus öffnet sich MigrantInnen und Angehörigen der sogenannten zweiten und dritten »Gastarbeiter«-Generation weniger stark als andere berufliche Bereiche. In den Medien findet sich damit eine Entsprechung zur Politik, in der sich für AusländerInnen – auch wenn sie einen deutschen Paß besitzen – ebenfalls geringe Möglichkeiten der Mitwirkung bieten.
- Im redaktionellen Alltag werden AusländerInnen oft auf ein sehr schmales Themenspektrum eingeengt. Ihr Ausländerstatus scheint sie in den Augen deutscher Redaktionen offenbar allein dazu zu befähigen, über ihre Herkunftsländer oder ausländerInnenspezifische Fragen zu berichten. Die journalistische Tätigkeit bleibt den bundesdeutschen KollegInnen vorbehalten, selbst hohe Qualifikationen, etwa im politischen oder wissenschaftlichen Bereich, werden meist ignoriert.
- Die Diskriminierung als AusländerInnen wird verstärkt durch jene Diskriminierungen, denen auch deutsche KollegInnen ausgesetzt sind, etwa als freie JournalistInnen und als Frauen.

Es muß gehandelt werden

Die gleichberechtigte Beteiligung der MigrantInnen – auch im Mediensystem – ist nicht nur selbstverständlich, sondern auch unabdingbar. Sie zu verwirklichen wäre ein wesentlicher Beitrag dazu, ausländerfeindlichen und rassistischen Tendenzen in der BRD entgegenzuwirken. Daher müssen MigrantInnen sowohl als ProduzentInnen, als auch als Menschen, über die wirklichkeitsgerecht und vorurteilsfrei berichtet wird, verstärkt in den Medien erscheinen.

Auf diesem Weg gibt es bereits ermutigende – aber leider noch sehr vereinzelte – Schritte, die die grundsätzliche Situation der MigrantInnen aber noch nicht verändert haben. Hervorzuheben ist hier insbesondere das Projekt des Adolf Grimme Instituts (AGI) zur Ausbildung von Migrantinnen zu Rundfunkredakteurinnen. Solche wegweisenden Schritte sind zu forcieren und gesellschaftlich zu verankern bzw. zu institutionalisieren, um zu notwendigen Änderungen zu kommen.

Wie kann die Situation verbessert werden?

In den bundesdeutschen Medien müssen mehr ausländische JournalistInnen arbeiten. Da sich diese Repräsentanz erfahrungsgemäß nicht im Selbstlauf einstellt, muß z.B. über betriebliche Ausländerbeauftragte, Förderpläne oder Quoten eine angemessenere Beteiligung hergestellt werden. Daher fordern wir:

- Gleichstellungsstellen für MigrantInnen, die analog den Frauenbeauftragten in den Verlagen und Rundfunkanstalten Interessen der MigrantInnen formulieren und dazu beitragen, sie durchzusetzen.
- Die Gleichstellungsstellen sollen eng mit den Betriebs- und Personalräten kooperieren und mit ihnen gemeinsam geeignete Maßnahmen zur Sensibilisierung bezüglich ausländerfeindlicher Berichterstattung ergreifen.
- Betriebliche Förderpläne zur Verbesserung der Repräsentanz sind zu erarbeiten.

Ausländische JournalistInnen benötigen wegen ihrer spezifischen Probleme ein Forum, in dem sie diese diskutieren können, und eine besondere Öffentlichkeitsarbeit. Daher fordern wir:

- Gewerkschaften wie die IG Medien und andere zum Thema arbeitende gesellschaftliche Institutionen und Institute, wie z.B. das AGI, sollen die tägliche Arbeit zur Verbesserung der Situation von MigrantInnen in den Medien unterstützen. Insbesondere sind kontinuierliche Treffen der Arbeitsgruppe »Migrantinnen in den Medien« sicherzustellen.

- Eine Zeitschrift der MigrantInnen soll herausgegeben werden und sowohl als Diskussionsforum wie auch als Mittel der Öffentlichkeitsarbeit fungieren.
- Die Lobbyarbeit – etwa bei Parteien, Regierungen, Rundfunkanstalten und Verlegerverbänden – ist zu verstärken.
- Ein internationaler Kongreß zur Situation der Migrantinnen und Migranten in den Medien sollte abgehalten werden, um die Situation, vor allem aber auch die Erfahrungen in anderen Ländern, (zumindest) europaweit zu erheben. Die Chancen einer stärkeren Beteiligung von Migrantinnen und Migranten, wie sie sich etwa in Großbritannien und in den Niederlanden zeigen, sollen so einer breiten Öffentlichkeit bewußt gemacht werden.

Es gibt eine gesellschaftliche Verantwortung für fremdenfeindliche Tendenzen, aus der weder der Staat noch Unternehmen noch Gewerkschaften noch andere gesellschaftliche Gruppen entlassen werden dürfen. Daher fordern wir:

- Der Zugang zu journalistischen Ausbildungsgängen muß so gestaltet werden, daß die Repräsentanz von MigrantInnen im Beruf sichergestellt ist.
- Die Gründung einer Stiftung »MigrantInnen in den Medien« ist zu erörtern, die sich den geschilderten Problemfeldern annimmt, an deren Lösung arbeitet und insbesondere die Qualifizierung der MigrantInnen und die Sensibilisierung der Bevölkerung zur Aufgabe hat. Ein Teil der notwendigen Lobbyarbeit gegenüber dem Medienmanagement und der Politik ist idealerweise auch von dieser Stiftung zu leisten.

Migrantinnen und Migranten bezahlen selbstverständlich Rundfunkgebühren, ohne sich ebenso selbstverständlich in den von ihnen mitfinanzierten Medien wiederzufinden. Daher fordern wir die Verantwortlichen der öffentlich-rechtlichen Anstalten sowie der kommerziellen Rundfunkanbieter auf, endlich die informationelle Grundversorgung der sieben Millionen MigrantInnen sicherzustellen. Dazu sind folgende Schritte zu ergreifen:

- In die Erfassung der Medienanalyse (MA) sind die sieben Millionen MigrantInnen entsprechend ihrem Bevölkerungsanteil zu berücksichtigen.
- Die muttersprachlichen Programme der ARD müssen erhalten und sowohl qualitativ als auch quantitativ weiterentwickelt werden.
- Unabhängig davon müssen die Überlegungen zur Einrichtung und Gestaltung einer »Fremdsprachen/ Multi-Kulti-Welle« vorangetrieben und insbesondere die Programmverantwortlichen der öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten dafür gewonnen werden. Eine eigene UKW-Frequenz »Funkhaus Europa«, die schon in der Diskussion ist, muß unter anderem dadurch abgesichert werden, daß sie bei

der Kommission zur Ermittlung des Finanzbedarfs der öffentlich-rechtlichen Anstalten (KEF) angemeldet wird.²

- ARD und ZDF müssen in die Planung eines Spartenprogramms für MigrantInnen mit gleicher Vehemenz eintreten, wie in die Planung für einen Kinder- und/oder Parlamentskanal.
- MigrantInnen sind zudem in allen Aufsichtsgremien der Landesmedienanstalten und der öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten als gesellschaftlich relevante Gruppe zu beteiligen.

² Diese Grundsatzklärung wurde bereits vor mehreren Jahren erarbeitet. In ihren Grundzügen ist sie nach wie vor aktuell. Einige Forderungen (z.B. nach einer Frequenz für das Hörfunkprogramm Funkhaus Europa oder einer Einbeziehung der MigrantInnen in die Medienanalyse) sind zwischenzeitlich zumindest zum Teil erfüllt.

Über die Autorinnen und Autoren

PD Dr. Ute Gerhard, Literaturwissenschaftlerin an der Universität Dortmund. Arbeitsschwerpunkte: Kollektivsymbolforschung und Diskurstheorie

PD Dr. Adi Grewenig, Sprachwissenschaftlerin an der Universität Hannover. Arbeitsschwerpunkte: Medienkommunikation und Diskursanalyse

Reyhan Güntürk, Mitarbeiterin am Zentrum für Türkeistudien in Essen. Arbeitsschwerpunkte: Medien und Migration

Dr. Brigitta Huhnke, Medienwissenschaftlerin und Journalistin (Hamburg). Arbeitsschwerpunkte: Ausgrenzungsdiskurse und Erinnerungskultur nach 1945

Dr. Margret Jäger, Mitarbeiterin und stellvertretende Leiterin des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung. Arbeitsschwerpunkte: Diskursanalysen zu Rassismus und Rechtsextremismus

Prof. Dr. Siegfried Jäger, Hochschullehrer für Sprachwissenschaft an der Gerhard Mercator-Universität Duisburg und Leiter des Duisburger Instituts für Sprach- und Sozialforschung. Arbeitsschwerpunkte: Diskurstheorie, Diskursanalyse, Rechtsextremismus und Rassismus

Ursula Krefz, Germanistin und Sprachwissenschaftlerin, z. Zt. wissenschaftliche Mitarbeiterin des Berufsbildungswerks des DGB. Arbeitsschwerpunkte: soziale Ausgrenzung, Medien und Sozialstaat

Prof. Dr. Jürgen Link, Hochschullehrer für Literaturwissenschaft und Diskursanalyse an der Universität Dortmund

Hochschuldozent Dr. Rolf Parr, Literaturwissenschaftler mit Schwerpunkt Diskurstheorie an der Universität Dortmund

Prof. Dr. Joachim Perels, Professor für Politische Wissenschaft an der Universität Hannover, Mitbegründer und Redakteur der Kritischen Justiz, Arbeitsschwerpunkte: demokratische Verfassungstheorie, autoritärer Staatssozialismus, Aufarbeitung der NS-Vergangenheit

Alfred Schobert, Mitarbeiter am Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung. Arbeitsschwerpunkte: Rechtsextremismus und Neokonservatismus

Dr. Michael Schwab-Trapp, wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Dortmund im DFG-Projekt Kriegsdiskurse. Arbeitsschwerpunkte: Kultur- und Wissenssoziologie, politische Soziologie und Diskursanalyse

Ernst Schulte-Holtey, Mitarbeiter am Duisburger Institut für Sprach- und Sozialforschung. Arbeitsschwerpunkt: Diskurstheoretisch orientierte Kultur- und Medienanalyse

Hans-Otto Wiebus, Journalist (München)